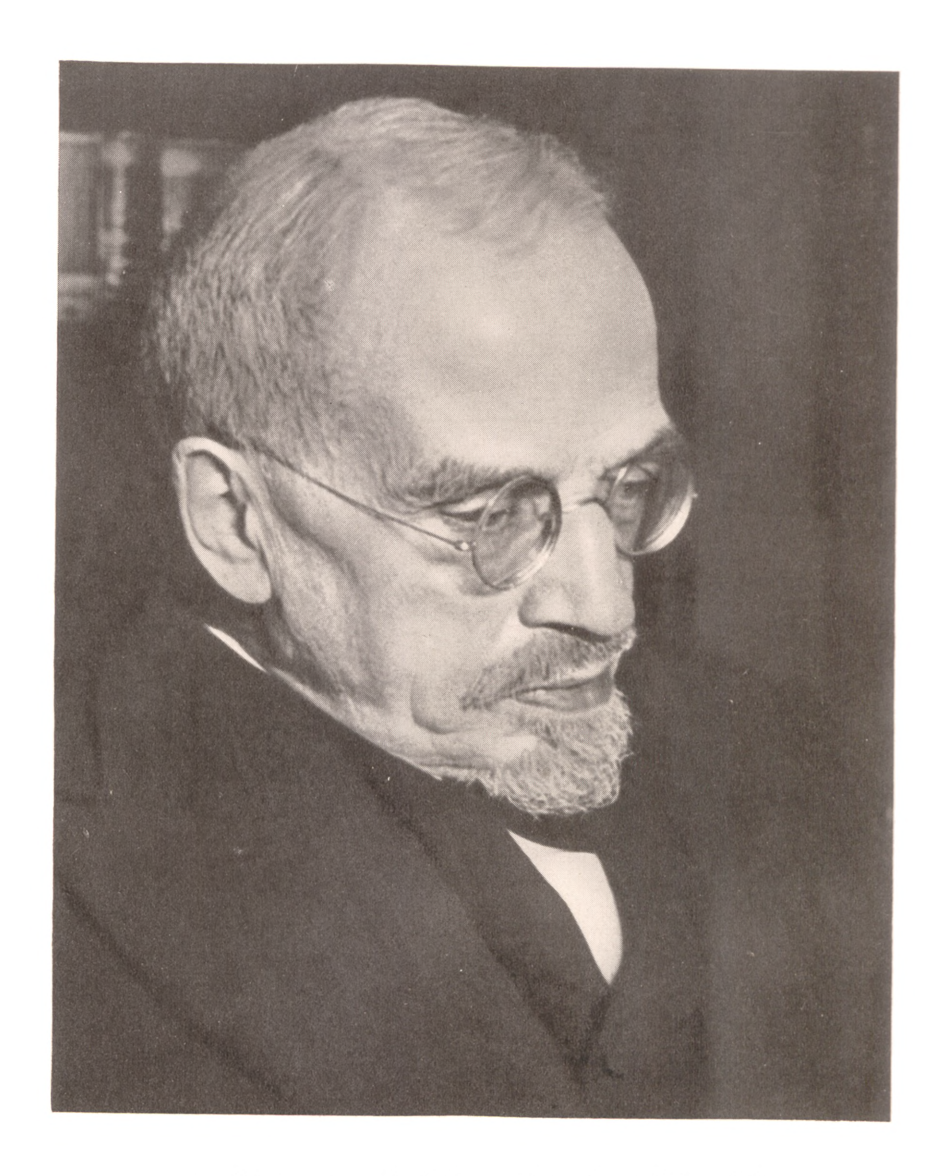

STADTBIBLIOTHEK
ELBING



Ein Leben ohne Arbeit ist ein früher Tod.

Berlin den 21. Januar 1936 Johannes Bolte.

Zeitschrift für Volkskunde

Im Auftrage des

Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde

herausgegeben von

Fritz Boehm

Neue Folge Band 8

(46. Jahrgang. 1936/37)

(Mit 3 Abbildungen)

Dem Andenken Johannes Boltes gewidmet



Berlin und Leipzig 1938

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

Printed in Germany
Archiv-Nr. 48 10 38

Inhalt.

Johannes Bolte.

Sein Leben und sein volkskundliches Werk.

Von Fritz Boehm, Berlin.

(Mit einem Bildnis.)

Am 25. Juli 1937 verstarb in Berlin Geheimrat Professor Dr. Johannes Bolte. Die Zeitschrift für Volkskunde, mit der sein Name für alle Zeiten verbunden ist, wollte ihm zu seinem 80. Geburtstage, am 11. Februar 1938, ein Heft mit Beiträgen von Freunden und Fachgenossen widmen. Nun, da er von uns geschieden ist, mußte die Festschrift zu einer Gedenkschrift werden, und statt unsere Gabe froh dem Lebenden zu überreichen, müssen wir voll Wehmut versuchen, das Bild des Verstorbenen nachzuzeichnen.

Über den äußeren Ablauf von Boltes Leben und Schaffen sind wir durch seine eigenen Aufzeichnungen gut unterrichtet. Außer einem kurzen Abriß, der bis zum Jahre 1923 reicht, hat er die Jahresübersichten, die seine Gattin von ihrer Verheiratung an niederschrieb, von 1906 bis 1936 fortgesetzt. So führt er uns selbst an der Hand, wenn wir sein Leben und sein Werk schildern wollen, schlicht und einfach, wie es verlief, und wie er selbst vor uns steht.

Johannes Bolte wurde am 11. Februar 1858 in Berlin geboren. Sein Vater war als Zwanzigjähriger aus Verden nach Berlin gewandert und begann dort seine Laufbahn als einfacher Gehilfe eines Stubenmalers, besuchte aber nebenbei die Kunstakademie und brachte es, von dem gestrengen Gottfried Schadow anerkannt, später auch in Kreisen des Königshofes geschätzt und gefördert, zu einer sehr geachteten Stellung als Maler von Porträts, Historien, Landschaften und religiösen Bildern. In Boltes Wohnung hingen mehrere seiner Gemälde, darunter ein überaus anmutiges Kinderbild, das den kleinen Johannes etwa als Sechsjährigen zusammen mit einer Schwester darstellt. Auch Bolte selbst war künstlerisch nicht unbegabt, wenn auch mehr auf musikalischem als auf malerischem Gebiet; es existiert ein von seiner Hand ausgeführtes Beiheft zu seiner Doktordissertation, in dem er eine große Anzahl antiker Odysseedarstellungen überaus sauber und korrekt kopiert hatte. In dem Hause, das der Vater im Südosten Berlins, auf dem Oranienplatz, erworben hatte, hat Bolte bis zu seinem Tode, länger als 75 Jahre, gelebt. Er wuchs dort in einer von künstlerischem Geiste und inniger Religiosität erfüllten Atmosphäre auf, trat nach anfänglichem Privatunterricht 1867 in die Quarta des Luisenstädtischen Gymnasiums ein und wurde 1872 von Büchsel in der Matthäikirche konfirmiert; noch einer seiner letzten Aufsätze in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins ist der Erinnerung an diesen berühmten

Berliner Geistlichen gewidmet, der ihn auch getauft hatte. Als echter Berliner hat sich Bolte immer gefühlt; ein nicht geringer Teil seiner Arbeiten ist der Literatur und der Volkskunde der Reichshauptstadt und der Mark Brandenburg gewidmet[1]), und mit vollem Rechte verlieh ihm der Verein für die Geschichte Berlins seine Ehrendenkmünze und ernannte ihn im Jahre 1925 zu seinem Ehrenmitglied. Nach dem 1874 bestandenen Abiturientenexamen begann Bolte sein Studium auf der Berliner Universität, und zwar widmete er sich der klassischen Philologie, besonders der griechischen Literatur, als Hörer von Kirchhoff, Vahlen und Wilamowitz; sein Direktor Theodor Kock hatte ihn auf dieses Sondergebiet hingewiesen. Nach 2 Semestern in Leipzig, wo er neben altphilologischen auch germanistische Vorlesungen bei Zarncke und Hildebrand hörte, kehrte er nach Berlin zurück und wandte sich dort unter Roberts Leitung der klassischen Archäologie zu. 1878 trat er als Hilfsarbeiter unter Conze in das Königliche Museum ein und wurde dort fast ein Jahr lang bei der Abfassung des Katalogs der Gipsabgüsse beschäftigt. Es war die Zeit der Ausgrabung des pergamenischen Altars, eine Zeit größter Spannungen und Überraschungen für die archäologische Welt, und gewiß wäre der junge Museumsmann gern bei seinem Beruf geblieben. Aber die Rücksicht auf seine Mutter und seine Geschwister, denen der Ernährer inzwischen verstorben war, veranlaßte ihn dazu, sich für den Lehrerberuf zu entscheiden. Er bestand 1880 die Staatsprüfung und trat als Probekandidat unter Kock in das Luisenstädtische Gymnasium, dann als Hilfslehrer in das Königstädtische Gymnasium unter Ludwig Bellermann ein. Im Oktober 1882 wurde er dort als ordentlicher Lehrer angestellt und ist daselbst bis zur Erreichung der Altersgrenze im Jahre 1923 tätig gewesen. Seine Dissertation „De monumentis ad Odysseum pertinentibus", ein auch heute noch unentbehrliches Inventar, mit der er im Mai 1882 promovierte, zeigt ihn in der Hauptsache noch ganz als Archäologen. Allein die Anforderungen des Unterrichts und nicht zum wenigsten der Verkehr mit germanistischen Kollegen, wie Kinzel, Bötticher, Löschhorn, führten ihn bald der deutschen Philologie zu, die ja in den 80er Jahren an der Berliner Universität durch Müllenhoff, Scherer, Erich Schmidt und Roediger glänzend vertreten war. Bereits damals trat er auch der Gesellschaft für deutsche Philologie bei und beteiligte sich an der Abfassung ihrer Jahresberichte. Die anstrengenden Lehrjahre des jungen Schulmannes waren für ihn zugleich die Zeit, in der er sich sein germanistisches Sondergebiet, die Geschichte des lateinischen und deutschen Dramas, der volkstümlichen Erzählung, Spruch- und Liederdichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, erarbeitete. Seinem Streben, immer an die ersten Quellen heranzukommen, opferte er jede freie Stunde und jede Ferienpause.

Für die Jahre 1883—1890 verzeichnet er selbst folgende Bibliotheksreisen: 1883: Dresden, Prag, München, Nürnberg, Augsburg, Wolfenbüttel, Braunschweig, Hannover, Weimar, Gotha, Halle. — 1884: Breslau, Wien, Budapest, Dresden,

[1]) Vgl. die Zusammenstellung von H. Kügler in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1928, 45—48.

Salzburg, Innsbruck, Dessau, Altenburg, Zwickau, Freiberg. — 1885: Holland, Belgien, London, Hamburg, Stettin, Stralsund, Greifswald. — 1886: Rom, Neapel, Kassel, Marburg, Gießen, Bonn, Heidelberg, Stuttgart, Karlsruhe, Straßburg, Augsburg, München, Halle, Weimar, Erfurt, Rudolstadt. — 1887: Stettin, Schweden, Norwegen, Kopenhagen, Kiel. — 1888: Trier, Luxemburg, Paris, Basel, München, Goslar, Wolfenbüttel, Braunschweig. — 1889: Stettin, Petersburg, Dorpat, Riga, Königsberg. — 1890: Bremen, Oldenburg, Beckum, Holland, Belgien, Hildesheim, Danzig, Wetzlar, Koblenz, Düsseldorf, Münster, Osnabrück. — Nicht wenige der genannten Bibliotheken hat Bolte späterhin noch öfter besucht; die Jahre 1901—1907 führten ihn u. a. wieder nach Dänemark, Schweiz, Österreich, Italien, England, Belgien und Frankreich.

Bald konnte Bolte die ersten Früchte dieser rastlosen, aber planvollen Quellenstudien vorlegen. Da seine literaturgeschichtlichen Forschungen sich vorzugsweise auf dem Gebiete der volkstümlichen Dichtung und Erzählung bewegen, ist eine Trennung nach Germanistik und Volkskunde oft kaum durchzuführen. Immerhin soll hier auf jene Veröffentlichungen, die überwiegend philologisch gerichtet sind, nur in einer Aufzählung der wichtigsten Titel hingewiesen werden; eine eingehende Würdigung von Boltes literaturgeschichtlichem Schaffen wird an anderer Stelle von berufener Seite gegeben werden[1]).

Ausgaben von deutschen und lateinischen Dramen: B. Krügers Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht (BB[2]) Nr. 3); J. Stricker, De düdesche Schlömer (4); G. Gnapheus, Acolastus (6); Th. Naogeorgus, Pammachius (zusammen mit E. Schmidt, 7); Mercator (36, mit dem Hecastus des Macropedius und dem Münchener Spiel von 1510); Macropedius, Rebelles und Aluta (19); Niederdeutsche Schauspiele aus älterer Zeit (zusammen mit W. Seelmann, 14); Drei märkische Weihnachtspiele des 16. Jahrhunderts (35); G. Rollenhagen, Spiel vom reichen Mann und armen Lazarus (38); Spiel vom Tobias (39). — Dramengeschichtlich ferner: Die Singspiele der englischen Komödianten (9); Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert (15).

Ausgaben volkstümlicher Erzähler des 16. Jahrhunderts: V. Schumann, Nachtbüchlein (11); J. Frey, Gartengesellschaft (17); M. Montanus, Schwankbücher (21); G. Wickram, Werke (8 Bände, 23); J. Pauli, Schimpf und Ernst (2 Bände, 34).

Als Ergänzungen dieser Arbeiten sind ferner die Beiträge zur Allgemeinen Deutschen Biographie zu erwähnen (BB 147—230), die zum großen Teil der Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts gewidmet sind. Dazu kommen vor allem zahlreiche Aufsätze, für die auf das Register der BB unter „Drama“ und „Schwank“ sowie auf den Nachtrag zur BB (unten S. 219ff.) verwiesen sei.

In den meisten dieser Veröffentlichungen findet auch der Volkskundler eine Fülle von Material, z. B. in der Ausgabe von Wickrams Werken und besonders in der von Paulis Schimpf und Ernst. So enthält der 4. Band der Wickramausgabe eine an Stoffülle überwältigende Darstellung der für das Wahrsagewesen so wichtigen Losbücher (später noch vermehrt durch einen Aufsatz im Jahrb. f. hist. Volkskde., BB 346). Die Ausgabe Paulis, in weniger als 2 Jahren hergestellt, darf sich mit der Reichhaltigkeit ihrer Nachweise getrost den Märchenanmerkungen zur Seite stellen und schöpft

---

[1]) H. Brömse, Jahrb. d. V. f. niederdt. Sprachforschung Jahrg. 63.

[2]) Die Zahlen beziehen sich hier und später auf die im 4. Jahrgang der Neuen Folge dieser Zeitschrift bei Gelegenheit von Boltes 75. Geburtstag zusammengestellte Bolte-Bibliographie (BB); Nachträge dazu s. u. S. 219.

etwa erschöpft, indem das eingefüllte schwefelsaure Blei reducirt ist. Sie eignet sich daher weniger zu galvanoplastischen Arbeiten, als zum Telegraphiren, indem sie, falls sie nur momentan geschlossen wird, Monate lang ohne irgend eine Abwartung ihre volle Wirksamkeit beibehält, wenn man nur die Verdunstung des Wassers verhindert. Eine Batterie von sechs Elementen ist bei einem Mechaniker in Hamburg seit sechs Monaten zum Betriebe von Signalglocken zwischen Laden und Werkstatt im Gebrauche, und möchten so viel Zellen als Localbatterie der Telegraphen-Stationen ebenfalls genügen.

Dampfmaschine, mittelst Schwefelkohlenstoffdampf betrieben. Eine solche ist in Baltimore von einem Deutschen, Salomon, im J. 1857 erfunden und im arbeitenden Modell dort ausgestellt worden. Er ist wegen des Schwefelkohlenstoffs mit Dr. Marquardt in Bonn, dessen chemische Fabrik schon im J. 1851 ca. 1200 Pfund Schwefelkohlenstoff täglich erzeugen konnte, in Unterhandlung getreten. Die weitere Ausbildung der Erfindung ist an der damaligen Krise gescheitert. Jetzt ist der Erfinder nach Newyork übergesiedelt, wird aber wohl auch die Beendigung des jetzigen Krieges abwarten müssen, ehe es ihm gelingt, Capitalisten für seine Erfindung zu gewinnen.

Das Auswittern des trocknen Indigocarmins, das von dem Effloresciren der beigemischten Alkalisalze herrührt, welche man beim Auswaschen dem Waschwasser zusetzt, um die Verluste an Farbestoff zu vermindern, läßt sich nach Dr. Pohl durch Zusatz von 3—4 Procent Glycerin vollständig verhindern, ohne die Färbung mit dem Präparat irgendwie zu beeinträchtigen.

Bevölkerungs-Verhältnisse von Paris und London.

In London bildet sich jetzt eine Gesellschaft, um in Paris Bauplätze im Großen anzukaufen, zu bebauen und zu parcelliren. Aus dem Prospekte derselben entnehmen wir folgende interessante Daten. Paris ist seit langer Zeit mit Barrieren umgeben gewesen (zu Zwecken der Steuer-Erhebung), welche seine Ausdehnung wesentlich beschränkten. Die Oberfläche, welche anfangs von 600,000 Einwohnern bewohnt wurde, mußte später für 1,400,000 genügen, und so entstanden die himmelhohen Häuser mit 6—7 Stockwerken, während die Fundamente nur auf 1—2 Stock berechnet waren. Auf jeden Einwohner kamen in Paris nur 29 Quadrat-Yards (261 engl. Quadrat-Fuß), während in London durchschnittlich 134 Quadrat-Yards (1206 Quadrat-Fuß) für jeden Bewohner vorhanden sind. In Paris rechnet man 33 Bewohner für ein Haus, in London $7\frac{1}{2}$. Die Folge davon ist, daß in Paris auf 1000 Einwohner jährlich 30 sterben, in London nur 22, ein höchst günstiges Verhältniß. Durchschnittlich beträgt die Miethe in Paris

wollte, daß ihr durch mich heute beglückt werden sollt.“ Nachdem er das gesagt hatte, brachte er sie an der Spitze der ganzen Parade in den Palast. Leute, die sie dort an der Spitze des Zuges hoch zu Roß sahen, wunderten sich und lachten und sagten: „Seht doch, unser König ist ein lustiger Mensch, er hat hier schon seine Narren.“ Aber der König in seiner ganzen Pracht wollte seinen Freunden Trost bringen und zeigte sich als treuer Freund. Er nahm ihnen die zerfetzten Kleider ab und kleidete sie in kostbare Kaftane. Und er gab ihnen hohe Stellungen, und dann erkannten sie, daß es kein Traum war, sondern Wirklichkeit. Das Sprichwort, das das Glück ihnen damals mit auf den Weg gegeben hatte, bewahrheitete sich nun: „Wenn das Glück sich wenden will, dann bringt eine Stunde, was ein Jahr nicht bringen kann.“

Für diese Erzählung steht der orientalische Ursprung außer allem Zweifel, denn sie gehört ursprünglich dem Kreis des Pantschatantra an und ist in die türkische Bearbeitung Humayun Nameh hereingekommen und von da wahrscheinlich in das Volk gedrungen. Cardonne hat sie später in seine Mélanges de Littérature Orientale aufgenommen. In der von V. Chauvin, Bibliographie des Ouvrages Arabes 2 (Paris 1897), 109, No. 72 angegebenen Literatur findet sich keine Parallele in der Literatur des Westens. Ich begnüge mich daher, auf Chauvin zu verweisen. Ich will der Hoffnung Ausdruck geben, daß es vielleicht einem Forscher gelingen wird, weitere Parallelen für beide Erzählungen zu finden.

Karl Weinholds Sammlung steirischer Volkslieder.

Von Wilhelm Hansen, Berlin.

Im Jahre 1858 erschien in Graz ein „Aufruf zu einer Sammlung der steirischen Volkslieder und Volksreime“. Verfasser dieses Flugblattes war Karl Weinhold, der in Gemeinschaft mit dem historischen Verein für Steiermark mit diesem Versuch die Grundlage einer umfassenden Sammlung steirischer Volkslieder schaffen wollte. Im Anschluß an die Liederaufzeichnungen aus dem Besitze des Erzherzogs Johann sollte hier in großzügiger Weise das gesamte noch in der steirischen Volksüberlieferung lebendige Liedergut erfaßt werden. So zählt Weinhold in seinem Aufruf alle Gattungen des Volksliedes auf, die er mit kurzen Hinweisen für den Sammler erläuterte: Geistliche Volksgesänge, Balladen, geschichtliche Lieder Liebeslieder, Ehestandslieder, Ernte- und Herbstlieder, Lieder bei der Weinlese, Klagen auf den Winter, Sprüche beim Scheibenschlagen am Osterfeuer, Soldatenlieder, Hirten- und Bergmannslieder, Handwerkslieder, Trinklieder, Scherz- und Spottlieder, Kinderlieder und schließlich die Schnaderhüpfeln, von denen er sagt: „Sie zu sammeln ist schwer und leicht; schwer, weil gute Freunde den Sammler mit nachgemachter Ware leicht täuschen, leicht, weil die echten Quellen nur einer willkommenen Stunde harren, um überreich zu sprudeln.“

Leider entsprach der Erfolg dieses Aufrufes nicht den Hoffnungen, die Weinhold darauf gesetzt hatte. In den Mitteilungen des historischen Vereins

für Steiermark veröffentlichte er im Jahre 1858 eine kurze Abhandlung „Über das deutsche Volkslied in Steiermark", die noch einmal für die geplante Sammlung werben sollte. „Die Blätter der Aufforderung", schreibt Weinhold, „welche wir im Frühjahre 1858 durch das Land fliegen ließen, mögen zwar Leser gefunden haben in Menge, trafen aber auf wenig bereitwillige Hände. Ich habe dies um so mehr zu bedauern, da ich selbst unmittelbar aus dem Volke nichts zu sammeln imstande bin, indem ich mich als Norddeutscher bei aller Mühe demselben nicht in der Weise verständlich machen kann, um volles Vertrauen zu erwecken. Diese Zeilen sind also ein wiederholter Klopfer an die steirischen Türen. Sollte auch darauf nur an wenigen Orten der Liederhort aufgetan werden, so mögen die hier gegebenen Mitteilungen wenigstens ein Kleines zur Kenntnis des steirischen Volksliedes beisteuern."

Weinholds Abschrift des eingesandten Materials, die sich in meiner Sammlung befindet, enthält auf 71 Quartblättern 69 Volkslieder, denen in einem Anhang noch 425 Vierzeiler[1]) und 103 erotische Schnaderhüpfeln beigefügt sind. Weitaus das meiste Material stammt aus schriftlicher Überlieferung. Nur ein kleiner Teil der Lieder ist unmittelbar aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden. Es bleibt bedauerlich, daß Weinholds Bemühungen so geringen Anklang fanden, und er selbst aus begreiflichen Gründen sich nur auf die Sichtung und Bearbeitung der ihm zur Verfügung gestellten Liederaufzeichnungen beschänken mußte. Erst zwei Jahrzehnte später entstand daher in Anton Schlossars Sammlung[2]) das erste große steirische Volksliederbuch, in dem jedoch Weinholds Aufzeichnungen nicht enthalten sind. So besteht zwischen den ersten frühen österreichischen Liedersammlungen aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts[3]) und Anton Schlossars Veröffentlichung eine empfindliche Lücke, die im wesentlichen nur durch die Aufzeichnungen aus dem Besitz des Erzherzogs Johann und durch Karl Weinholds Sammlung steirischer Volkslieder ergänzt werden kann.

* * *

I. Die Herkunft der Lieder.

Aus der Veitsch (Obersteier): Nr. 1, 2, 3, 4, 8, 10, 19, 23, 30, 33, 36, 39, 42, 44, 47, 51, 53, 58, 61, 62, 65, 67, 68.
Aus dem Bretsteiner Liederbuch: Nr. 12, 13, 24, 32, 35, 45, 50, 55.
Aus Obersteier: Nr. 26, 28, 29, 31, 49.
Aus dem Mürztale: Nr. 21, 40, 46.
S. Lorenzen bei Trieben: Nr. 17, 18, 48.
Aus dem oberen Kainachtale: Nr. 11, 54.

---

[1]) Veröffentlicht von Weinhold in den Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark 9. Heft (1858) S. 17—23.

[2]) Anton Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881.

[3]) Franz Ziska und Julius Max Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen. Pesth 1819.

Aus der Gegend von Tobel und Preding: Nr. 7.
Ober-Zeiring: Nr. 9.
Gobenitz bei Knittelfeld: Nr. 57.
Aus einem handschriftlichen Liederbuch einer Mühle des Rabtals: Nr. 27.
Aus den Alpen: Nr. 60.

*

Aus gedruckten Liederquellen: Nr. 20, 22, 25, 38, 69.

*

Unbekannter Herkunft: Nr. 5, 6, 14, 15, 16, 34, 37, 41, 43, 52, 56, 59, 63, 64, 66.

*

II. Verzeichnis der Liederanfänge.

1. Aber geh mei liebs Diernl, geh leich mir d' Latern:
Aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Nikolai, Feyner kleiner Almanach 1, 80; Blümml, Erotische Volkslieder S. 30; Hessische Blätter für Volkskunde 9, 58; Erk-Irmer, Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen 1. Heft Nr. 44; Ditfurth, Fränkische Volkslieder 2, 275.
2. Arm Kroatl nix zu leben, nix mehr Madel Bretzel geben:
„Das arm Kroatl." Aus der Veitsch. Neun Strophen ohne Melodie. Erste Strophe veröffentlicht von Karl Weinhold in den Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark 9. Heft (1858), 14 (Lied des kroatischen Hühnerhändlers). Vgl. Wolkan, Wiener Volkslieder 2, 35. Als „Aria" in der Schrift „Etwas für Kasperls Gönner. Wien 1781" (Neudruck bei Gugitz, Der weiland Kasperl, 1920, S. 83ff.).
3. Auf hohen Bergen lebt man frei, auf die Nacht geht man ins Gäu:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Härtel, Deutsches Liederlexikon S. 51.
4. Bin arms Gromotl auf der Welt, hat sie gholt der Teufel den Geld:
„Ein andres." (Zu Nr. 2.) Aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Ähnliches Lied bei Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergut S. 297 (Spottlied auf die italienischen Maurergesellen).
5. Bin i mein Löbdag nöt drauri gwöst allweil a lustiga Bua:
„Der lustige Bueb." Vier Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Karl Weinhold in den Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark 9. Heft (1858), 16f. Vgl. Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark S. 385; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 719; Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (1819) S. 171.
6. Bin ja da Kolbauabue und dås a råra Bue:
„Der Kohlbauerbub." Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (1819) 155; Mautner und Zoder, Hundert alte Lieder fürs Landvolk Nr. 6; Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volks-Lieder aus Kärnten 2, 126.
7. Bin nachten spat gang schlafen, bin lang, lang ruabi glögn:
Krippellied aus der Gegend von Tobel und Preding. Neun Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold a. a. O. S. 2f.
8. Bruder, mich durstet so sehr! Bruder, mich noch viel mehr!:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sieben Strophen ohne Melodie.
9. Da steh i herobmat, schau abi in See:
„Weit vom Diendl." Aus Ober-Zeiring. Drei Strophen mit Melodie. Siehe Anhang Nr. 1.

10. Der Oansiedla in da Clausen, wanns ihm z'kold is, geht ar ausi: „Der Einsiedler." Aus der Veitsch. Eine Strophe mit Melodie. Vgl. Schlossar, Deutsche Lieder aus Steiermark S. 331; Mautner, Steyrisches Rasplwerk S. 33.
11. D'r Summer geht um'er, die Heumahd, d'r Schnitt: Aus dem oberen Kainachtale. Eine Strophe mit Melodie. Vgl. Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich Nr. 977.
12. Erstanden ist der heilig Christ, der aller Welt ein Tröster ist: „Osterlied" aus dem Bretsteiner Liederbuch. Sechs Strophen mit Melodie. Vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 3, 681; Hoffmann, Geschichte des Kirchenliedes S. 354; Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 2, 513, 532 und 4, 29.
13. Erstanden ist Herr Jesus Christ, singt all mit Freud Alleluja!: „Osterlied" aus dem Bretsteiner Liederbuch. Neun Strophen ohne Melodie. Vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 4, 174.
14. Es ritt ein Ritter wohl über das Ried, er singet ein schönes und neues Lied: „Der Ritter und die zwölf Jungfrauen." Sechzehn Strophen mit Melodie. Vgl. Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark S. 358; Rosegger, Volkslieder aus Steiermark Nr. 19; Erk-Böhme 1, 118f.
15. Es war a Mal a frischar Bua, der ging der Hahnpfalz zua: Acht Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 8.
16. Franzl! Das will ich dir sagn, was sich z' Wien neu's hat zutragn: Fünf Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 7.
17. Franzl, ich hab dir's gsagt, der Bayrfürst wird ausgjagt: Aus S. Lorenzen bei Trieben. Sieben Strophen mit Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 6f. Vgl. Schlossar S. 287.
18. Gott der Vater hat erschaffen zwei Person im Paradeis: Aus S. Lorenzen bei Trieben. Acht Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 546; Mautner, Rasplwerk S. 215; Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergut S. 238.
19. Gottstausend mein Nachbarin Lena, was neustens wie Menscha anstella: Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 369.
20. Guter Kaiser Ferdinand, wie sehr bist du gedrückt: „Des sogenannten rosenfarbenen deutschen Hans sein Kaiserlied." Gesungen von den deutschen Soldaten des österreichischen Heeres in Italien 1848. Acht Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 7. Vgl. Schlossar S. 308. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 2 Nr. 572; Wolkan, Wiener Volkslieder 2, 170; Helfert, Der Wiener Parnaß im Jahre 1848 S. LXII (Das Lied stammt aus Tirol, wo es zuerst bei den Vintschgauer Schützen aus Prad auftauchte).
21. He fodll ha Bue scha los a weng zue: „Weihnachtslied" aus dem Mürztale. Elf Strophen mit Melodie.
22. Herzu ihr Buben, hat einer ein Lust, mit mir ein Gang zu wagen?: „Steyermarckischer Raufjodel" aus: „Ehrliche Gemüths Erquickung / Das ist: Unterschiedliche annehmliche Gesänger / Mit Trostreichen sittlichen Lehren untermischet. Wien 1686. Nr. XXX." Neunzehn Strophen mit Melodie. Veröffentlicht von Weinhold in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4 (1894), 335. Vgl. Mautners eingehende Untersuchung in den Bayrischen Heften für Volkskunde 7 (1920), 86—105; Hartmann, Historische Volkslieder 2, 32; Ditfurth, Volks- und Gesellschaftslieder S. 343.
23. Ich hab schon drei Sommer mir hergehn vorgenommen: „Der Tannenwald." Aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar, S. 185; Kohl, Hundert Tage auf Reisen 5, 198; Peter, Volkstümliches aus Oesterreichisch Schlesien S. 259; Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich Nr. 41; Wolkan, Wiener Volkslieder 2, 171; Erk-Böhme 2, 443.

24. Ich will dich lieben meine Stärke, ich will dich lieben meine Zier: „Liebe zu Jesu.“ Aus dem Bretsteiner Liederbuch. Sieben Strophen mit Melodie. Vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 3, 275 (Angelus Silesius 1657).
25. Ich will meine Braut ansingen und ihr einen Brautkranz bringen: Aus: „Geistlicher Brautkranz, welcher von Jesu angetragen und der geistlichen Braut übernommen wird. Im Thon, wie man das Carmeliter-Josephs-Lied singt. Graetz gedruckt bei denen Widmannstätterischen Erben“ (4 Blatt 8⁰). Erste Strophe veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 5.
26. Ihr Herren, schweigt ein wenig still! Hört, was ich euch singen will!: Aus einem alten handschriftlichen Liederbuch aus Obersteier. Acht Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 11. Vgl. Schlossar S. 244; Pogatschnigg und Herrmann 2, 542; Mautner, Rasplwerk S. 195. Wolkan, Wiener Volkslieder 2, 146; Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz S. 189; Kohl, Heitere Volksgesänge aus Tirol S. 24.
27. Im Frujahr, da baut jeder Vogel sein Nest. Ich bin jetzt schon lang bei mein Dierndl nit gwest:
Aus einem handschriftlichen Liederbuch des Rabtals. Zwölf Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 15. Vgl. Schlossar S. 359; Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich Nr. 50; Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volkslieds in Böhmen Nr. 109; Preiß, Unsere Lieder. Singbuch für Österreichs Wandervögel 112; Das deutsche Volkslied 4 (1902), 34 und 70.
28. Im Frujahr ist die Stellung kommen, da habens mich zum Soldaten 'nommen:
„Soldatenlied.“ Aus Obersteier (Murau). Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 311; Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich Nr. 1039.
29. Jetz geh ma auf die Alma, wös Gamserl oben geiht:
„Wildschützenlied.“ „In Obersteier verbreitet.“ Sieben Strophen mit Melodie.
30. Jetzt kommt die Frühlingszeit, wo sich ein jeder gfreut:
Aus einem handschriftlichen Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Ähnlich bei Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder (1819) S. 81.
31. Jetzt mag i nimmer Bauer bleiben, 's geht halt gleich her, wie es will!: Aus einem alten handschriftlichen Liederbuch aus Obersteier. Acht Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 12. Vgl. Hummel, Bibliographie Nr. 533; Mautner, Rasplwerk S. 201; Mautner, Salzkammergut S. 274.
32. Joseph! Wer da, wer da? Wo ist das kleine Kindelein?:
„Weihnachtslied aus einem handschriftlichen Liederbuche aus Bretstein in Obersteier. Auf dem Deckel steht die Jahreszahl 1732. Sechs Strophen mit Melodie.
33. Koan scheaners Löbn kanns jo nöt göbn:
„Schweigerinlied.“ Aus der Veitsch. Sechs Strophen mit Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 9. Vgl. Schlossar S. 163; Hummel, Bibliographie Nr. 559; Das deutsche Volkslied 29 (1927), 102.
34. Kueh sa! Kueh sa! mein helmete Kueh!:
„Zur Beruhigung der Kuh beim Melken.“ Eine Strophe mit Melodie. Siehe Anhang Nr. 2.
35. Liebesinbrunst ist mein Leben, Liebesinbrunst ist mein Tod:
„Verlangen nach Liebe.“ Geistliches Lied aus dem Bretsteiner Liederbuch. Sechs Strophen mit Melodie.
36. Lustig ihr Burschen und lebet wohl auf, jetzt wissen wir, wem wir zghörn:
„Burschenlied.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Vier Strophen ohne Melodie.

37. Lustig ist's jetzt auf der Welt, 's gibt alleweil was neus:
„Die lutherische Bibel.“ Aus zwei handschriftlichen Liederbüchern. Zwölf Strophen ohne Melodie. Vgl. Hummel, Bibliographie Nr. 721; Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volkslieds in Böhmen Nr. 304; Deutsche Heimat 21 (1926), 82.
38. Maria die schönste Schäferin, eine getreue Hirtin:
Aus: „Drei schöne geistliche Lieder. Das erste: Die schöne Morgenröthe, die niemals untergeht. Das zweite: O Maria vor deinen Füßen. Das dritte: Maria die schönste Schäferin. Grätz bei den Widmannstätterischen Erben“. Die beiden Anfangszeilen veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 4.
39. Mei Vota hat gsogt, Bua aus dir muast wos wern:
„Veitscher Manier.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie.
40. Mein Diandl is harb auf mi, hab ihr nix tan:
„Betrogene Liebe.“ Aus dem Mürztal. Drei Strophen mit Melodie. Vgl. Erk-Böhme 2, 428; Ziska und Schottky S. 223.
41. Mein Herz ist hoch verliebt, darfs gar wohl sagen:
Geistliches Lied aus einem handschriftlichen Liederbuche. Zehn Strophen ohne Melodie. Die erste Strophe veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 5.
42. Meinst du denn, ich sollt mich kränken wegen deiner falschen Treu?:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 2, 499; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 663.
43. Menscha, kemts her zu mir, sötzen uns hinta d' Tür:
Zwölf Strophen ohne Melodie. Vgl. Keller, Altdeutsche Erzählungen S. 177f.; Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien 1, 221; Wolkan, Wiener Volkslieder 1, 158 (ähnliches Motiv).
44. Mi gfreut jo das bäurische Löbn, weil i holt Franzl hoaß, bleib i daneben:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sieben Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Johannes Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 28 (1918), 76f.
45. Mit Freud, so wöllen wir heben an, drei König von Oriente:
„Dreikönigslied“ aus dem Bretsteiner Liederbuche. Elf Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 39.
46. Möcht ainer wißen, was d' Leut denn dorscht tain, warum sö bam Tischl selbn so umma lain:
„Neujahrslied“ aus dem Mürztale. Zehn Strophen mit Melodie. Siehe Anhang Nr. 3.
47. Nach kurz überstandenen Leiden erfolgen die himmlischen Freuden:
„Die himmlischen Freuden.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechzehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 550. (Von Nicolaus Sturm um 1780 gedichtet.)
48. Nichts lieb ich also frei als die Liebs-Schäferei:
„Geistliche Schäferei“ aus einem alten handschriftlichen Liederbuche aus S. Lorenzen. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 4.
49. O großer Gott, jetzt ist es aus, die Not streckt schon nach mir:
„Bettlerlied“ aus einem obersteirischen, handschriftlichen Liederbuche. Sechs Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 13.
50. O Josef mein, schau mir umb ein kleines Örtelein!:
„Wechselgesang zwischen Maria und Josef.“ Aus dem Bretsteiner Liederbuch. Siebzehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 1, 409.
51. O Kaiser Franz, wie lang hast du gestritten um deinen Thron, und jetzt mußt du erliegen:
„Lied vom Kaiser Franz.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 307.
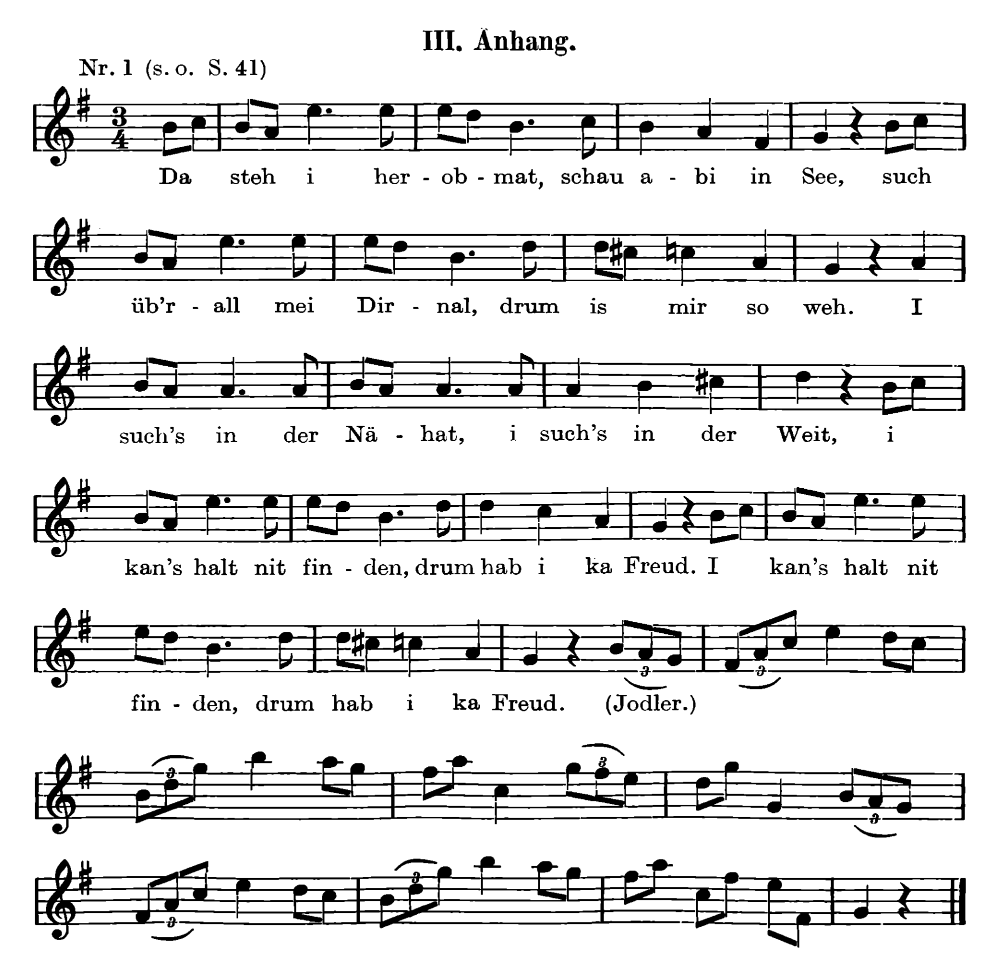
52. Obn auf der Alm steht an Aansideley, is nix als Gebüsch und a Stanzerl dabey:
„Der Einsiedler und der Teufel.“ Neun Strophen mit Melodie. Vgl. Schlossar S. 329.
53. Pfui Teufel! Bua scham di, und d' Leut segn di aft hoam gehn:
„Der faule Bua.“ Aus der Veitsch. Eine Strophe mit Melodie. Siehe Anhang Nr. 4.
54. Sollt schon a Maarknecht seyn, kann noch kaan Zaun z'samzäun:
Aus dem oberen Kainachtale. Eine Strophe mit Melodie. Vgl. Das deutsche Volkslied 27 (1925), 75.
55. Von Toten auferstanden ist, Alleluja! Der höchste Heiland Jesu Krist! Alleluja! Alleluja!:
„Osterlied“ aus dem Bretsteiner Liederbuche. Acht Strophen ohne Melodie.
56. Wann auf d' Alm der Mezger kimmt, geht er zur Schwoagrin her:
„Der Mezger auf der Alm.“ Vier Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 262; Hummel, Bibliographie Nr. 562.
57. Wann i no a weni leben sollt, geh ichs wurzengraben an:
„Wurzengraberlied.“ Aus Gobenitz bei Knittelfeld. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 2, 144.
58. Wann ich des Abends früh aufsteh und des Morgens schlafen geh:
„Verkehrtes.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Zehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Simrock, Deutsche Volkslieder S. 566; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 801.
59. Wann ich in der Fruh aufsteh und zu meiner Schwoagrin geh:
„Almlied.“ Fünf Strophen ohne Melodie. Ähnlich bei Erk-Böhme 2, 406.
60. Wanns nur a Mal schön aper war und auf der Alm schön grün:
„Die Schwoágrinn und der Bur.“ „Aus den Alpen.“ Dreizehn Strophen mit Melodie. Vgl. Schlossar S. 154; Mautner, Rasplwerk S. 291; Mautner, Salzkammergut S. 160; Pogatschnigg-Hermann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 2 Nr. 606; Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele Nr. 63.
61. Was bekümmerts mich und wenn ich wandre bei so schöner Frühlingszeit?:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Acht Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 232.
62. Was fangen wir Bauernbuben an, da koaner koan Handwerk nöt kann?:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Elf Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 254; Hummel, Bibliographie Nr. 426; Mautner, Salzkammergut S. 272.
63. Was kann mich mehr ergötzen als der edle grüne Wald?:
Sieben Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 312 (älteste Quelle ein fliegendes Blatt um 1721, gedruckt zu Prag bei Barbara Franciska Beringerin); Leo v. Seckendorf, Musenalmanach (1808), 64; Haupt-Schmaler, Volkslieder der Wenden 1 Nr. 164; Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder S. 76; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 899; Hoffmann-Richter, Schlesische Volkslieder S. 209.
64. Was macht denn der Bauer, derselle lange Mann?:
Vier Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 23.
65. Wer in der Freiheit leben will, der geht mit mir in' Wald:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Drei Strophen ohne Melodie.
66. Wer recht vergnüglich leben will, der gehe in den Wald:
„Der Jäger und die Sennerin.“ Fünf Strophen ohne Melodie.
67. Wo gehst du hin, verlorne Seel? Ich glaub, du bist ein Jud:
„Der Pastor und der Jud.“ Als Deklamationsstrophen in einem handschriftlichen Liederbuch aus der Veitsch. Sechzehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Hartmann, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel S. 142.

68. Wo ich geh und steh tuet mir's Herz so weh:
„Der Erzherzog Johann.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Hoffmann-Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder Nr. 1320 (verfaßt von Anton Schlosser; zuerst in seinen „Naturbildern aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise. Steyr 1849“); Fuchs und Kieslinger, Volkslieder aus der Steiermark S. 2; Schlossar S. XXXI; Fliegendes Blatt „Sechs schöne neue Lieder. Frankfurt und Berlin. Trowitzsch und Sohn (329) Nr. 2 (Sammlung Hansen).
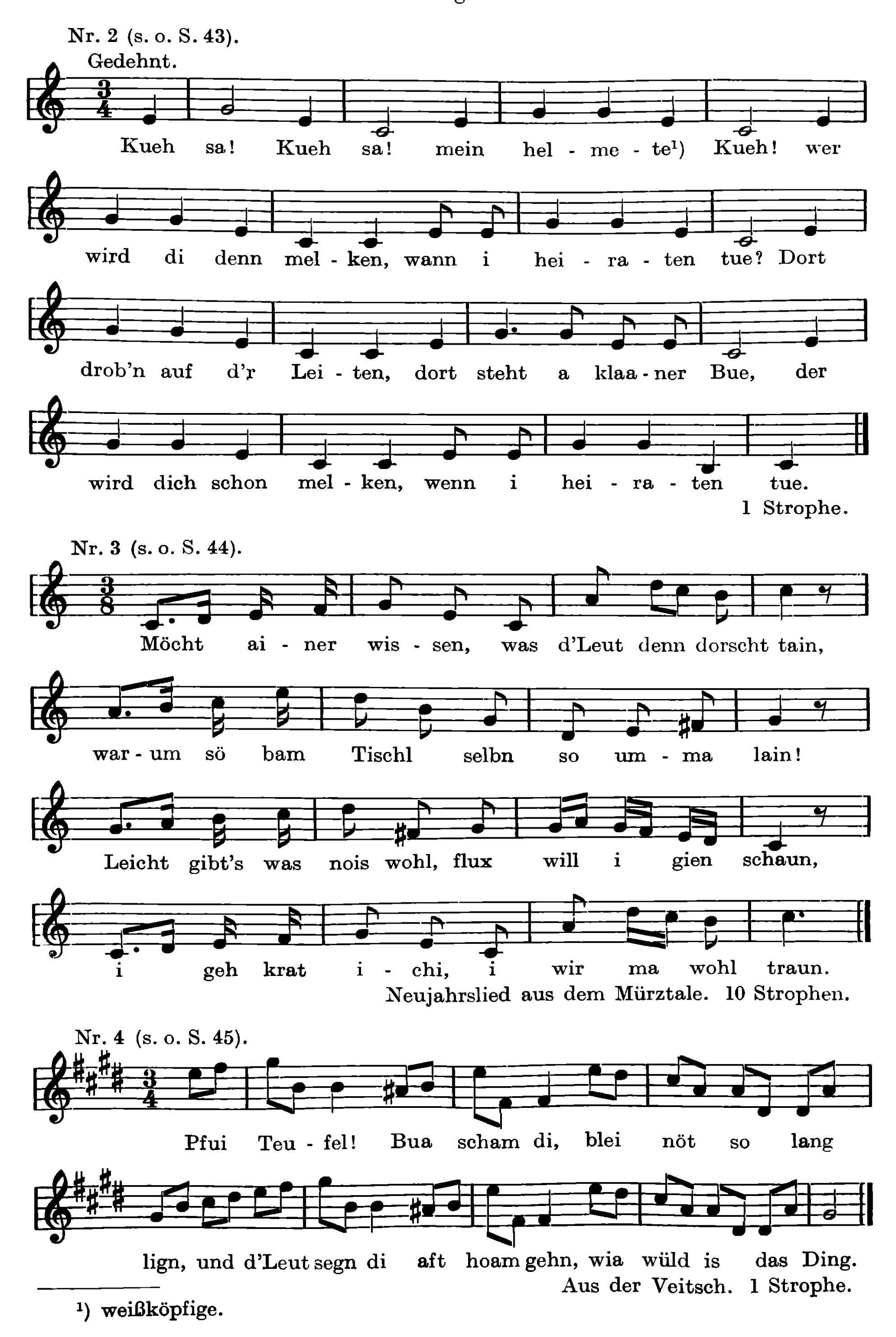
69. Zu Fasten, da gehet der Sommer heran, ein jeglicher Bauer soll einen Pflug han:
Aus „Vier schöne christliche Lieder. Das erste: Lob des Bawren-Stands. Zur Fasten, da gehet der Sommer usw. Das andere: Es ist ein Schnitter, heißt der Tod. Das dritte: Ein Sünder gieng am Morgen fruh. Das vierte: Ich hab die gantze Nacht gewacht (Holzschnitt). Gedruckt in diesem Jahr.“ Sechs Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 10.

III. Anhang.

Nr. 1 (s. o. S. 41)



Aus Ober-Zeiring. 3 Strophen.



[1]) weißköpfige.

Oberschlesische Volksdichtung des 17. und 18. Jahrh.

Von Joseph Klapper, Breslau.

Wir beginnen erst heute, unseren Blick auf die älteren Volkstumszeugnisse Oberschlesiens zu richten. Daß diese Zeugnisse zahlreich sind, hat die Durcharbeitung der aus Oberschlesien überlieferten Handschriften offenbart. Deutsche Gebete und Kirchenlieder begegnen seit dem frühen 14. Jahrhundert. Die im folgenden inhaltlich gekennzeichneten Stücke einer Ratiborer Dominikanerhandschrift und die wenigen daraus mitgeteilten Proben mögen ein Beweis dafür sein, daß um das Jahr 1700 ein Heimatbewußtsein ausgeprägt ist, das schwer ein Gegenstück in der Überlieferung anderer deutscher Städte findet.

Die Handschrift der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau IV Q 132^c, 172 Bl. (mit Textverlust von 2 Bl. nach Bl. 39) stammt von dem Dominikaner Petrus Dirpauer, der gegen 1720 sein Ratiborer Kloster mit dem von St. Adalbert in Breslau vertauscht haben mag, wo er als bedeutender Ordenschronist noch 1746 schreibt. Von seiner Hand stammt der umfassende Chronikband, den das Breslauer Staatsarchiv unter Repert. 135 D 27 aufbewahrt, und aus dem das 'Oberschlesierlied' unter Nr. 6 der Proben mitgeteilt ist. Die Handschrift IV Q 132^c offenbart in bunt wechselnden lateinischen und deutschen, meist poetischen Stücken den Anteil des Sammlers an den politischen Vorgängen der Zeit. Die Einträge beginnen etwa um 1710 und enden kurz nach 1736. Sie betreffen den Spanischen Erbfolgekrieg (Bl. 1), Papstwahlen von 1669 und 1676; Raudener Abtswahl 1677; Wahl des Dominikanermagisters der Polnischen Provinz 1678; den Sieg über die Türken und die Einnahme von Budapest, 2. September 1686; den Sieg des Prinzen Eugen über Marschall Villeroy bei Cremona 1702; Verhandlungen des Papstes mit Frankreich wegen der Türkenhilfe 1683 und provinzialschlesische und Krakauer Kirchenpolitik. Besonders beschäftigt sich der Sammler mit den Wirren, die Friedrich August von Sachsen auf den Königsthron in Polen führen, mit den Kämpfen Karls XII. von Schweden, der Niederlage von Pultawa und Karls Tod. Breslauer kirchlicher Zank und (Bl. 104—172^v) kurze chronikalische Nachrichten über schlesische Dominikanerklöster beschließen den Band. Es sind insgesamt 55 selbständige Stücke, davon sind 34 in poetischen Formen gehalten; fast alle im Tone ironisch, satirisch, polemisch, manche, wie die auf Polens Zustände bezogenen deutschen Soldatenlieder, bedenklich grob.

1. Bl. 6^v. (Deutsches Quodlibet), s. u. Nr. 2. — **2.** Bl. 9^r. Cantus de Nativitate Domini, s. u. Nr. 4. — **3.** Bl. 10^r. (Lat. Weihnachts-Cantio): Omnes Coeli Principes et Milites, Exultate cantando Alleluia, Alleluia. 30 Zeilen. — **4.** Bl. 18^r. (Bruder Malcher), s. u. Nr. 1. — **5.** Bl. 38^r. Cantus de recuperata Buda: Jo plausum date. 6 × 8 Verse. — **6.** Bl. 39^r. (In Worms 1689 gefundene Prophezeiung eines P. Paulinus auf Frankreich): Milleno et Bistrecento; 12 leoninische Hexameter. Dieses Stück steht auch in dem Druck (o. J.): Schola Curiositatis Sive Antidotum Melancholiae, 3. Aufl., 2. Teil, S. 145: Versus in Cisterc. Galliae Monasterio sub Ara maxima reperti; geringe Abweichungen. — **7.** Bl. 39^v. De capto Villaroy ex fortalitio Cremonensi:

Seht den prahlenden frantzosen; 26 Verse. — **8.** Bl. 56r. Landes Ausschuß, s. u. Nr. 6. — **9.** Bl. 57v. Ein schönes Soldaten Liedt . .: Vivat Mars der Edle Heldt. 50 × 6 Verse. — **10.** Bl. 61v. Poetische beschreibung der 1717 Postirungs Quartier in dem Bannat Temesvar: Verdambte Wallachey. 4 × 8 Verse. — **11.** Bl. 62r. Lamentatio Pragae peste visitatae Anno 1713. 51 Verse. — **12.** Bl. 64r. Descriptio status in Regno Poloniae: Sta viator parum. 31 Zeilen in Form einer Grabschrift. — **13.** Bl. 64v. (Soldaten-Spottlied auf Warschau): Hie an dem Schönen weixel strom. 18 × 6 Verse. — **14.** Bl. 67r. (Soldaten-Spottlied auf Polen): Wir Soldaten sein vergnügt. 7 × 8 Verse. — **15.** Bl. 68r. Freywerbers-schreiben, in nahmen Hans Baurenbengels (aus Wolfenbüttel) an alle stifft- und Land-fräulein zu einer glückl. Mariage: Rumpe cito moras. — **16.** Bl. 72v. Die Andächtige und wohlbestellte Prozession, welche durch anordnung des hochgelehrten Herren Burger-Meister in der Königl. Stadt Iglau in dem Hl. Charfreytag mit gröster auferbauung deß volcks gehalten worden Anno 1700. (Satire). — **17.** Bl. 74r. Nos sumus Schumatores, s. u. Nr. 3. — **18.** Bl. 75r. Cantus hiulcus de Abbate bono, sed Priore inhumano erga fratres: Erat quondam dies festus. 12 × 4 Verse. — **19.** Bl. 75v. (Eselstestament): Rusticus dum nimium. 13 Str. — **20.** Bl. 76r. Jüdischer Lob und Danck Hymnus, welcher dem Strahlenheim pfleget abgesungen zu werden bey diesen zeiten in der Synagog von denen kindern Israel: Adenay, Adenay, jetzt seyndt auch wir Juden frey. 6 × 6 Verse. — **21.** Bl. 76v. (Lob der Lutheraner auf Strahlenheim): Zeug Strahlenheim nicht heim. 3 × 8 Verse. — **22.** Bl. 77r. Andworth 1708: Zeug Strahlenheim nur heim. 28 Verse. — **23.** Bl. 77v. Auff die unglieckl. nieder Lage des Königs in Schweden durch die Mosovitter (!): Halt ein beglückter Carl du hast genug besieget. 16 Alexandriner. — **24.** Bl. 78r. (Siegeslied nach Karls Niederlage): Im Thon: Erschienen ist der Heilige Geist. Erschienen ist der siegreiche tag. 12 × 5 Verse. — **25.** Bl. 78v. (Historische Bilderbogen?). Einige Vorstellungen, Welche nach dem Moschkowittischen, wieder die Schweden herrlich erfochtenen Sieg den 8. July zu Pultava repraesentiret worden. Erste Vorstellung. Erstlich wurde die auferstehung der bey Fraustadt Tyrannisch ermordeten Moscowitter vorgestellet, deren jeder nach dem gewehr grieffe (usw.). 6 Bilder. — **26.** Bl. 81r. Eine Barmhertzige Schwedische Wahlfarth in einer demütigen Proceßion von Pultava nacher Moscau. 1. Anfangs gieng ein Copioser Chor par und par von lauter Bastarten, welche durch 9 Jahr in Lieflandt, Pohlen, und Lithauen seindt fabriciret worden (usw.). — **27.** Bl. 83r. Daß bey Pultowa von dem Armen Scholtz und Bauersman in Schlesien, durch die Schweden Entführten Rothschimels bey seinem Leidtvollen hinscheiden, wohlbedachtsamb aufgerichtes Testament: Weil nichts beständig ist. 13 × 4 Verse. — **28.** Bl. 84v. (Echo-Gedicht). Rex Sveciae resurrexit a mortuis. Der König von Schweden ist von den todten auferstanden. Oder: Der aus den Todtengräbern gebliebener Schweden herausschallende Echo: 1. Ob man zwar den Carolum. 14 × 8 Verse. — **29.** Bl. 87v. Treuhertzige Trauer Condolentz an alle gutte Schwedische Schlesier: Der große König nun. 71 Alexandriner. — **30.** Bl. 90r. Ein funckel neues gesang von dem Praedicanten bey den 11000 Jungfrauen auf dem Elbi(n)g zu Breßlau (1719). Im Thon. Die welt ist mit Narren, voll ziemlich gespieckt. 1. Catholischer Hauffen, bereite den Mundt. 7 × 4 Verse. — **31.** Bl. 91r. (Grabschrift für einen Hofbeamten Rosenroth, † 1721, geschr. nach 1722): Hier Liegt ein kleiner Mann. 19 Alexandriner. — **32.** Bl. 91v. (Wetterregeln): Clara Dies Pauli. 2 × 4 leoninische Hexameter. — **33.** Bl. 92r. (Polemische Gedichte aus Anlaß der Inschrift der neuen Breßlauer Domglocke): Die Glocken sind gewiß was schönes auf der Welt. 30 + 134 + 120 + 72 Alexandriner. — **34.** Bl. 101v. Grabschrift des bei Friedrichs-hall in Norwegen den 11 December 1718 gebliebenen Königs in Schweden: Steh, Leser, Siehe zu. 8 Kurzverse und 13 Alexandriner.

Literatur. Die Hs. IV Q 132c ist von H. Palm benutzt worden, der im Jahre 1862 in den ‘Abhandlungen d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur’, Phil.-hist. Abt. 2 (Breslau 1862), 74ff. unter dem Titel: ‘Lateinische Lieder u. Gedichte aus schles. Kloster-Bibliotheken’ die Stücke 2 (Bl. 9r), 5 (Bl. 38v), 12 (Bl. 64r), 17 (Bl. 74r), 18 (Bl. 75r) und aus der Hs. des Staatsarch. Rep. 135 das Oberschlesierlied (vgl. unten Nr. 5 der Proben) abdruckte. Die deutsche Satire auf die schles. Städte, Stück 8 (Bl. 56r)

veröffentlichte er in den 'Schles. Provinzialblättern', Neue Folge 1 (1862), 304. Zu Stück 18 (Bl. 75r) ist zu vgl. Wilh. Meyers Ausgabe des Gedichtes Quondam fuit factus festus, in: Nachrichten d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1908, S. 406ff. Zu Stück 19 (Bl. 75v) H. Tardel, Die Testamentsidee als dichterisches Formmotiv, in: Niederd. ZfVk. 4, 72ff.

Die als Proben mitgeteilten Stücke mögen in ihrer deutschen Grundhaltung, ihrem religiösen Einschlag und den leichten Anklängen an slawisches Volkstum Ausdruck der Übergangslandschaft vom deutschen zum Mischvolkstum sein, das von Schlesiens Grenzzone in die Nachbarländer hineinreicht.

1.

(Bruder Malcher.)

1. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte kene stifaln
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm die wasserkann,
und zug em Malcher stiffaln an
reit Malcher reit,
reit Malcher reit.

2. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda
a hatte gar kein sporn,
ke reitter kunt a warda,
die Mutter nahm en schiehen Dorn,
und macht dem Malcher drauß en [sporn,
reit (usw.)

3. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte ken daiga
ke reitter kunt a warda,
die Mutter nahm a höltznes scheit,
und hings em Malcher an die seith,
reit (usw.).

4. Enser Bruder Malcher
wolt a raitter warda,
a hatte ken mantel,
ke reitter kunt a warda,
die Mutter nahm die forder Thür,
und hings em Malcher henda für,
reit (usw.).

5. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte ke pfard
ke reitter kunt a warda.
Die Mutter nahm die schwartze kuh,
und satzt a Malcher uba druff,
reit (usw.).

6. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte kene Tschabracke,
ke reitter kunt a warda,
die Mutter nahm a quarge sack,
und macht dem Malcher drauß en [Tschabrack,
reit (usw.).

7. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte ken Karbiner,
ke reitter kunt a warda,
die Mutter nahm die ufakrick,
und hings em Malcher henders gnück,
reit (usw.).

8. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte ken sattel,
ke reitter kunt a warda,
die Mutter nahm da alda trog,
daß er drauf halda solt die wog,
reith (usw.).

9. Enser Bruder Malcher
wolt a reitther warda,
a hatte ken hutt,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter gab a kließla tob,
und setzt em Malcher offa kob,
reith (usw.).

10. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte ken Patrontasch,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter nahm die Brandwein log,
und heffts em Malcher offa rock,
reith (usw.).

11. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte ken ziegel,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter nahm a wiga bandt,
und gabs am Malcher ey die Hand,
reith (usw.).

12. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte ke Colleth,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter gieng behende hem,
und gab em Malcher s graßtuch em,
reith (usw.).

13. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte kene Hantschke,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter kocht en hirse Brey,
und stackt em Malcher die Hände ney,
reit (usw.).

14. Enser Bruder Malcher
wolt a reitther warda,
a hatte ken Toback,
ke reitter kunt a warda,
die Mutter rieb en Pfarde Drack,
und macht em Malcher drauß Toback,
reith (usw.).

Literatur und andere Texte: Erk, Dt. Liederschatz 3, 537, Nr. 1753; S. 539, Nr. 1754; Erk-Böhme, Dt. Liederhort 3, Nr. 1753 u. 1754; Bolte, ZVVk. 18, 81 und 35/36, 36 Nr. 65. Ältester Beleg eine Strophe vom Jahre 1611 u. 1620. Das schlesische Lied ist wohl noch Anfang des 18. Jahrhunderts eingetragen und zeigt in Wortschatz und Reimbindung in schlesischer Gebirgsmundart manche Züge, die bodenständig zu sein scheinen. Es gehört mit den obenerwähnten Texten Boltes zu den ältesten Belegen. Für Ratibor ist seine mundartliche Form von besonderer Bedeutung.

2.

(Deutsches Quodlibet.)

1. In Gottes Nahmen wollen wir,
der Hopfen ist erfrohren,
daß Öchßlein undt daß andere Thier,
hat Fledermeuß gebohren,
es ist des Elentzs gar zu viel,
die Ochßen tragen Hörner,
Gott geb daß recht abgeht daß spiell,
waß gilts pfund pfeffer körner.

2. Die gais lag in der Mutter schoß,
mit ihrem klaren scheine,
die bicks versagt, undt ging nicht loß,
ein jeder sucht daß seine,
die Juden nehmen überhandt,
es kombt ein klarer winter,
Gott Ehr daß liebe Vatterlandt,
wir seint ja Adams Kinder.

3. Ich lag in einer nacht undt schlieff,
wolt mir mein hößlein flicken,
der zottenberg ist gar zu tieff,
kan mich in dich nicht schicken.
O welt, O welt, O Eittelkeit,
wer wil mir dan Eins bringen,
daß wambst daß wirdt einem gar zu [weit,
ihr kombt mir vor die klingen.

4. Jetzunder bricht die nacht hir ein,
Frau Miedel gutten Morgen,
daß ist ja recht ein feistes Schwein,
der wirth wil nicht mehr borgen,
von straßburg biß Johannesthal,
seint sechs undt dreissig Ehlen,
der pauer stolpert überall,
wil kümmel lehrnen zehlen.

5. Es fuhr ein Pauer in grinen walt,
wolt ein paar schuh einkauffen,
der winter war ihm gar zu kalt,
vor hitz kunt er nicht schnauffen,
da schreit der Esel überlaut,
der Docter ist ersoffen,
in einer grossen bähren haut,
die schneck ist uns entloffen.

6. Wo ist der weisse Salomon,
mit seiner pulfer flaschen,
die Puttermilch, und sauer Bron,
liegt alles in der aschen,
die räder brechen in der ax,
kein bruder traut dem andern,
gesponnen von dem besten flax,
die alte Magt wiel wande[r]n.

7. Wie schön leicht uns der Morgenstern,
in Neuen Burger hoßen,
da kam ein schlimmer von Lutzehrn,
ist war die zeit bringt rosen,
der schieffer der verstundt bereith,
die ruderschieff und flacken,
O mensch bedenck die Ewigkeit,
der kramer wil einpacken.

8. Es hat ein Mägdlein zwieffel feyl,
von zincken und posaunen,
die welt führt uns aufs narrenseil,
mit krebsbluth [und] cartaunen,
so geht es her in dieser welt,
der schuster hat kein Leder,
wer viel verthut, und hat kein gelt,
der nehr sich mit der Feder.

9. In Sachsen giebts der Mädel viel,
manch hertzgen hat kein Boden,
Labeth, wie geht daß picceten spiel,
daß fluchen ist verbothen,
Es ist kein Treu mehr in der welt,
die birnen sind geschittelt,
wen man nichts in der Tasch behält,
Dreck stinckt wen man ihn rittelt.

10. Es zug ein Ritter in daß feldt,
wolt stroh in leimb eintretten,
waß hielff dan alles gut und geld,
jetz Leuth man in die Metten,
Ein schwartzes har undt rother Barth,
daß heu wirdt wieder Theuer,
wer fruh aufsteht und langsamb farth,
kein gutter most wächst heuer.

11. Es blies ein Jäger in sein horn,
wolt weitzen und haber dreschen,
es fandt sich dreßpen in dem Korn,
daß licht wolt ihm außlöschen,
Er lieff die stiegen auf und ab,
der Pfarherr wolt nicht tauffen,
Gott Lob daß ich noch pfennig hab,
sonst müst ich gar entlauffen.

12. Nun fallen wir auf unsre knie,
mit sielber undt mit klaunen,
er legt sich nieder wie ein vieh,
die besten sein die braunen,
der Bader gieng zum hauß hinein,
wolt frische semmeln backen,
da kam ein Jud undt bracht ein [schwein,
von ungern und Polacken.

13. Es fandt ein Pauer ein Vogelnest,
hat trefflich [. . .] studiret,
ein jeder meint er sey der best,
mit fuchspeltz außstaffiret,
der schneider springt in fingerhudt,
wolt seine schaflein weiden,
ein altes weib wirdt [n]immer guth,
wer kan die riehmen schneiden.

14. Der grimmige Todt mit seinem Pfeil,
Liegt jetzt in [den] Sechswochen,
ach wenig gutes kombt uns zum Theil,
es bleibet ungerochen,
daß mänlein beth die gantze nacht,
wer wil die flöh all töten,
schlag drauf daß Ihm der Puckel [kracht,
mit paucken und Trompeten.

15. Wir kommen her in aller Eyl,
die schwalmen bauen nester,
sechs undt sechtzig stuck in einer zeil,
bey allen ochsen schwester,
daß Elendt ist jetz zu groß,
hängt alles voller zwetscken,
so offt er nach der scheiben schoß,
mus er die sentzen wetzen.

16. Ein mensch der wil friesch und ge- [sundt,
am galgen fieber sterben,
der muß sich von hertzen grundt,
mit Kühräth laßsen färben,
wans im Jahr zweymahl Kierchwey [wär,
wer könt die schencken dulden,
daß glieck kombt manchem ungefähr,
Gott helff uns von den schulden.

17. Nun singt noch eins zu gutter nacht,
der hirsch der ist gefangen,
der Töpfer hat ein katz gebracht,
an einer hopfen stangen,
ein blinder man ein armer mann,
der stern muß wenig leichten,
mein gurgel nicht mehr singen kan,
jetz wil ich sie befeichten.

Hs. IV Q 132c, Bl. 7r.

Zusammengesetzt aus entstellten Liederanfängen, sprichwörtlichen und volksläufigen Wendungen und frei erfundenen, die Sinnlosigkeit der Zusammenfügung steigernden Zeilen; manche Stellen, wie die Anführung des Zobtenberges, der Hin-

weis auf Ungarn und Polacken lassen schlesischen Ursprung gewiß erscheinen. Der Unsinn ist wohl im Dominikanerkloster in Ratibor entstanden und bei ähnlichen Gelegenheiten vorgetragen worden wie die im folgenden mitgeteilten 'Quaden'-Lieder.

Quadenlieder: Nr. 3—5.

Es ist nicht ganz ersichtlich, in welchem Kreise die folgenden drei Oberschlesierlieder vorgetragen worden sind. Der Ausdruck Quaden bezeichnet zunächst die Mährer, ist dann aber als Name aller Oberschlesier mit Einschluß der Jägerndorf-Troppau-Teschener Landesteile verwendet worden. Da die Lieder Kritik an dem knausrigen Verhalten der Pfarrer und Junker üben, können sie nicht auf Pfarrhöfen und Gutshöfen gesungen worden sein. Die Sänger sind bettelnde Studenten, Kolendesänger der Weihnachtszeit. Sie mögen wohl die Klöster mit ihrer Muse erheitert haben. Das Krippenlied kann vor der Weihnachtskrippe des Ratiborer Dominikanerklosters im Beisein der Mönche (cum tota familia) in halbdramatischer Darstellung eine Weihnachtsunterhaltung gewesen sein; der ältere Biskurka singt, der jüngere Paulenda mag als Koridon in Hirtentracht ihn auf der Fiedel begleitet haben. Die 'Vagantenbeichte' mit ihrem verkehrten Rhythmus mag beim Trunk gesungen worden sein. Schumatores ist abgeleitet von šumati 'lärmen' und bedeutet 'lärmende Zecher', aber wohl auch 'lärmende Musikanten'; ihr Trank ist der Branntwein, crematum. Die hier genannten pii scholarum Patres sind wohl Jesuiten. Das dritte Lied, das Oberschlesiens Ruhm kündet, stammt gewiß vom Verfasser der beiden vorangehenden; schon der Hirtenname Tityrus, die Bezeichnung Quadia, der Hinweis auf den gebrannten Wein und die Erbsen als Nationalgericht sprechen dafür; der Geist und die Form bestätigen es wie die Überlieferung durch den gleichen Sammler, den Dominikaner Dierpauer. Die Stücke sind im Beginn des 18. Jahrhunderts entstanden. Es ist schade, daß wir von diesem oberschlesischen (Troppauer?) Archipoeta nichts Näheres wissen. Er rettet mit gutem Humor die formelhafte Scholarenbetteldichtung der schlesischen Überlieferung des 15. Jahrhunderts, indem er ihr Erlebnisfülle und Anschaulichkeit heimatlicher Sitte und Lebensart verleiht. Die Volkskunde Oberschlesiens darf an diesen Denkmälern nicht achtlos vorübergehen.

3.

(Mährische Vaganten.)

1. Nos sumus Schumatores,
Cremati potatores
pulsi ex patria.
Suppliciter oramus,
Voce magna pulsamus
pro cerevisia.

2. Si additis crematum
Nobis valde amatum
beatos facitis,
Gratias referimus,
Vos ad astra tollimus
Votis solicitis.

3. Matres nostrae svasere
Et vias monstravere
ut ad Germaniam
Feliciter ducamur
Et mox regrediamur
Salvi ad Quadiam.

4. Ut multa colligamus
Et divites fiamus
in locis exteris,
Omnes votis praecati
Nostri boni amici
sunt sincerissimi.

5. Scimus ut philomelae
Pulcherrime cantare,
tametsi bibimus.
Durum guttur habemus
Et non ventos curamus
in itineribus.

6. Graviter Laborare
Scimus et devorare
quidquid opponitur.
Non sumus delicati
Et infirmi curati
sumus faciliter.

7. Nos quando jam potamus,
Non facile cessamus,
Donec marsupium
Jam sit evacuatum
Et cerebrum rotatum
ut stultizantium.

8. Nos calceos solemus
Et cum tibialibus
pro potu vendere.
Omnes [jam] perpotavi
Greslam non habeo, si
deberem pendere.

9. Heri apud fornacem
Perpotavi thoracem
Et vestes optimas.
Et pileum amisi,
Jam non habeo nisi
Vestes lacerrimas.

10. Aliquando Piarum
Nobis Patres Scholarum
dant testimonia.
Fames tunc non timenda,
Sed cum fuco quaerenda
est alimonia.

11. Quando nos Schumatores,
Magnanimi Heroes
ferro invadimur,
Pugnamus generosi
Et valde animosi
tametsi cedimur.

12. Mox in catafractura
Sumus et armatura,
Nostros gladiolos
In manibus habemus
Et certe non timemus
omnes Diabolos.

13. Dum desunt promotores,
Mox ducimus uxores
tametsi sordidas.
Ad animam juramus
Illis, et non curamus
esse sat foetidas,

14. Et multum scabiosas
Nec non pediculosas.
O nos infelices,
Putamus nos Lotrices
Duxisse et netrices,
Sed sunt meretrices.

15. Quando hoc experimur,
Graviter indignamur
pleni pediculis,
Ab illis saeparamur,
Panem nostrum lucramur
Nostris fidiculis.

16. Sic semper studiosi
Manemus jam barbati,
licet seniculi.
Semper circumvagando
Gaudemus quoque quando
Mordent pediculi.

Hs. IV Q 132c, Bl. 74r.

4.

(Krippensänger.)

Cantus de Nativitate Domini.

1. Heu o mi Dulcis Jesule,
ave mitis et blesule
ave Joseph cum Maria,
ave tota familia.

2. Duo sumus studiosi,
non juvenes, sed annosi,
nos hinc inde pergregramur,
et pro stipe deprecamur.

3. Paulenda est principista,
et Biskurcka Syntaxista,
Decem annis jam discimus,
adhuc tamen parum scimus.

4. Quamvis precor omni modo,
cum Paulenda Coridono,
sed is responsum dat durum,
et non vult dare obulum.

5. Parochiam si video
Leatus totus corrideo,
sed verbum refero verum,
dum precamur Praesbyterum.

6. Vix fenestram reseravit,
sicut Doemon blasphemavit,
revera videtur rasus,
vel paucos callere casus.

7. Si ad fores diu stamus,
vetat coca ne canamus,
si clamamus: miserere,
cacabo nos vult ferire.

8. Ab omnibus derelicti,
imus [sic]ut monstra picti,
Colenda quinque dierum,
Vix accepimus Cruciferum.

9. O quoties maledixi,
tam misere quando vixi,
sed noxas ignosce tantas
tuas osculanti plantas.

10. Nemo credit, quam exosi
Quaduli sunt studiosi,
si veniunt ad canticam,
vix panis referunt micam.

11. Si quem venimus ad Herum,
'pascas', inquit, 'gregem meum'.
Si dico: 'Sum studiosus',
dicit: 'Nequam otiosus'.

12. Quam infelix est hec vita,
neque canis vivit ita,
porcus foedus bene cubat,
sed Quadulos quisque fugat.

13. Nuper Coslam dum perrexi,
quid sit Quadus, intellexi,
rubet totus vultus meus
prae pudore bone Deus.

14. 'Quorsum pergis?' eques rogat
et patentem mox explorat.
'Pergo Coslam', dico ego
et patentes meas lego.

15. Dum me vidit esse Quadum,
dicit: 'Siste, nequam, gradum'.
Mox ex risu sic incipit,
quid sit Quadus, ita inquit:

16. 'Si Quadorum vis humores
noscere, si vis quoque mores,
Quadus est hic in hac terra,
sicut fera est chymera.'

17. 'Omnes ille portas terit,
nil agendo tempus perdit,
si pergis ad aulae gradus,
ecce tibi super Quadus.'

18. 'Et si vadis fors ad forum,
stat ibi turma Quadorum,
semper vadit stiosa,
mendicando studiosa.'

19. Plura ad me referebat,
sed cor mihi jam dolebat,
O quam ille dixit verum,
Quadorum peritus rerum!

20. O Jesule en quam dura,
sit Quadorum vitae cura!
Mater fila dat et acum,
Pater pisis implet saccum.

21. Sed quid acus et quid fila,
cum his ludo ut cum pila,
pisa nostrum ventrem implent,
intestina tantum torquent.

22. O Parvule magnifice
non repellas nos hac vice,
sed consolare studentes
statum miserum deflentes.

23. Hic ad praesepe Jesuli
prosternimus nos Quaduli,
magnam salutem dicimus,
et hic canticam canimus.

24. O quam amabo Jesulum,
si exaudiet Quadulum,
O quam tibi bene dicam
gratiam si dabis micam.

25. Pro bosculo tibi stabo
Teque halitu afflabo,
asellum quoque ostendam,
vide hunc meum Paulendam.

26. O Jesule parvullime
et agnelle tenerrime,
intuere nos miseros,
tametsi vides laceros.

27. O Jesule valde pie,
esto comes nostrae viae,
move populum ut plenas
dent pauperibus crumenas.

28. Videbis quod memor ero,
postquam Parochus fuero,
praesepe quotannis struam,
ni fecero, ero nequam.

29. Itaque vale cum Patre
et cum tua Sancta Matre,
ita praecor cum Sodali,
in tuo Sancto Natali.

Hs. IV Q 132c, Bl. 9r.

5.

(Oberschlesierlied.)

Prosa seu Jubilus Quadicus in Adventu nativo prolatus.

1. Salve sis nostra Quadia,
Vere coelestis Patria,
Quando te tantum video,
Ex toto corde rideo.

2. Hic omnis abundantia,
Vitae nostrae substantia,
Quidquid cor nostrum affectat,
Id parate nos delectat.

3. Oppolium, flos Patriae,
Huic cedunt urbes aliae,
Oderberga, Ratiboria,
Miracula mundi tria.

4. Kosla sola quid non valet?
Quamvis animam exhalet,
Est ibi Cassa Caesaris,
Aqua penes instar maris.

5. Prudnik ibi sunt Domini
In hoc mundo non minimi
Byton, Zorau, Oppavia
Non seiunt de miseria.

6. Tarnowitz habet populum,
Et Glivitium lupulum
Pilchowitz nunc gignit vinum
Valens ad Sacrum divinum.

7. Cilcium Judaeis scatet,
Nequitia in hoc latet,
Dat antiqum Testamentum
Quod in novo est inventum.

8. Tosta, Szurgast, Szosnicowitz,
Ugesd, Losla et Krezanowitz,
Fridek, Plesna, Scotezovia
Sunt mera fortalitia.

9. Jablonka et Bilitium,
Lublinetz ac Ribnitium,
Freustadt et Lesnitz
Pruskan et Strelitz,

10. Bauerwitz et Carnovia,
Ac olerum Glogovia,
Beneschau et Kruciburga,
Graecium et Falkenberga,

11. Wagstadt et Strumenium
Sunt grande monopolium.
Wanzoviam omnes depraedicant
Ob tabacam quam ibi fabricant.

12. Et famosissimum Reichthalium
Ob Angelorum seminarium.
Fulgent haec inter Praesulis bona
Sicut Carbunculi in Corona.

13. Teschinium metropolis
Luthericolae sobolis,
Krappitz sunt ibi Catholoci,
Ale smierdzom Diablem y ci.

14. Hultzin, Leobschitium,
Byczena, Dobrodzinium
Sunt ad instar Jerusalem,
Expedite vendunt salem.

15. Nikulow, Bieron pecora
Procurant ad nostra ora,
Strzelitzki dat cucumeres,
Quos comedunt et proceres.

16. Rosenbergae confinia
Sunt Quadorum solatia.
O mi Deus, quam beati
Sumus in Quadia nati.

17. Nam hic panis cum butyro
Communis est Titiro.
Crematum habemus bonum,
Ad instar est nobis sanum.

18. Felix proinde Patria
Gaudere potest ob tria:
Ob rappas, aquam et pisa
Toti mundo est invisa.

19. Merito Quadi plaudite,
Quod vobis dico audite,
Nam vos quasi Dei estis,
Coelum et Terra est testis.

20. O Germani vos stupidi,
Et nobis Quadis invidi,
Manete vos in Germania,
Nos manemus in Quadia.

21. Inde aquarum multarum
Auditur vox coelicolarum.
Quis negat, nostra Quadia
Quod coelestis sit Patria?

Hs. des Breslauer Staatsarchivs Rep. 135, D 27.

Nicht alle Anspielungen auf die Ortseigenarten sind klar. Oppeln (Str. 3, 1) gilt als Hauptstadt des Quadenlandes; mit Oderberg und Ratibor wird es ausgezeichnet. Möglich, daß das immerhin unbedeutende Oderberg der Geburtsort, Ratibor der Wohnort des Verfassers ist; man könnte dann annehmen, daß dieser in das dortige Dominikanerkloster eingetreten ist. Kosel als Sitz der kaiserlichen Landeskasse muß dem Verfasser näher gestanden haben; im 'Krippenliede' erzählt er ein Erlebnis, das er mit dem Landgendarm hatte, als er nach Kosel betteln ging. Prudnik (5, 1) mag Rudnik, nördlich Ratibor, sein. Beuthen, Sorau, Troppau werden als wohlhabend bezeichnet; der Sinn der Verse (5, 3—4) ist klar. Doch was heißt 'sejunt'? [sciunt ?] Tarnowitz ist volkreich, Gleiwitz muß zur Zeit durch Wölfe beunruhigt sein, Pilchowitz baut Meßwein, wohl für Kloster Rauden. Zülz ist Sitz der Juden. Tost, Schurgast, Kieferstättel (Szosniowitz), Ujest, Loslau, Krzanowitz (bei Kosel), Fridek, Pleß, Skotschau (bei Teschen) werden als Burgen genannt. Jablunkau, Bilitz, Lublinitz, Rybnik, Freistadt (im Teschener Lande), Leschnitz (beim Annaberge), Proskau, Strehlitz, Bauerwitz, Jägerndorf (Carnovia), das durch Kohlanbau bekannte Oberglogau, Beneschau, Kreuzberg, Grätz (bei Troppau), Falkenberg, Wagstadt, Schwarzwasser (Strumenium) werden wahllos in der Reihenfolge als bedeutende Marktplätze aufgezählt. Wansen ist Tabaksbaugebiet. Reichthal, das bis 1807 bischoflicher Besitz war wie Wansen, inter Praesulis bona sicut Carbunculi in Corona, muß wohl eine bischöfliche Schule, Angelorum seminarium, besessen haben. Teschen ist eine Feste der Protestanten, Krappitz der Katholiken, aber viel sind diese dort nicht wert, 'ale smierdzom Diablem y ci'; der Dichter wählt für seine kühne Kritik das wenigen verständliche slawische Idiom: „Aber nach dem Teufel stinken auch sie." Hultschin, Leobschütz, Pitschen, Guttentag werden mit Jerusalem als Salzmärkte (wegen der Juden?) verglichen. Nikolai, Berun züchten Schweine, Strehlitz Gurken für verwöhnte Leute. Das Land um Rosenberg ist ein Lustgarten. — Das Gedicht ist heute in der Handschrift nicht mehr zu finden; es mag wie manches andere darin auf einem Schaltzettel gestanden haben. Aber ganz ohne Wirkung kann es nicht geblieben sein. Eine stellenweise modernisierte Abschrift enthält die Handschrift der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau IV F 249 aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, woraus die folgenden Lesarten entnommen sind: 2, 4 parato. 4,2 ersetzt durch Ornata est rebus raris. 6, 3 Pilchowitz gignebat vinum. Die Freude war also von kurzer Dauer. Vor Str. 9 sind folgende verwirrte Zeilen getilgt: Jablonkau et Strelitz, Bauerwitz et Carnovia, Jablonkau et Bilitium, Freustadt et Strelitz, Lesnitz. 11, 1 Wugstadt. 15, 1 Michlow. 21, 3-4 Quis negabit nostram Quadiam non esse Coelestem (aus: Coeli) Patriam? — Hoch einzuschätzen ist diese Poesie nicht, aber immerhin wesentlich volksnäher ist sie als das banale Oberschlesier-Spottlied, das man um 1900 auf die Melodie: 'Spinn, spinn, mein Töchterlein' sang, „Schwin-Schwin-Schwintochlowitz", und das mit den Versen endete, deren Inhalt leise an unser lateinisches Lied mahnt: „Überall im Bergrevier fließen Ströme Wein und Bier. Dort lebt man in Saus und Braus. Doch das halt' der Teufel aus." Coelestis Patria?

6.

(Das wehrhafte Schlesien: Satire.)

Landes Ausschus, was daß Hertzogthum Schlesien zur kümpftigen Campagne wieder die Kron Franckreich beyschüsset.

1. Breßlau giebet daß Wirtzhaus bey 11 Brettern zu dem Rendevoys. Item die 5 Eisen von den Schlesischen Hasen ins Magazin. — 2. Hundtsfelt giebet einen offenen paß zum durchmarschiren undt feltlegern. Item die gesambte stadtmauern zu Palisatten. — 3. Groß-Glogau giebet eine Narrenkappe zur Mondirung. Item einen Predicanten zum Profos. — 4. Klein-Glogau giebet 1000 krautstrincke zur Munition. Item Höltzerne guarnison, auf die verlohrne Schiltwache. — 5. Patschgau giebet einen furtz zur Bomben. Item gesotene Krebs zum schieff Armament. — 6. Wansen giebet eine Bartscheiserin zu einer Bombarde. — 7. Münsterberg und Franckenstein giebet 200 alte weiber zur zientfanne. — 8. Grotkau giebet einen krumpen thurm zu einer zientruthe. Item das läderne Thor zum außfahl; mehr zwei schächer zu fohrir schitzen, und einen Piltz zur forage. — 9. Kant giebet einen halben thurm, der auß der Erde wächst zu einem bäller. — 10. Freiwalde giebet 1000 Puntzker mit grossen Kröpfen, die zu stuckkugeln dienen. — 11. Zuckmantel giebet 300 Bergknapfen, und so viel schutzfehl an stadt der Kieries. — 12. Silberberg giebet 3000 Bradtwürste zu dieser occasion zu sturmleitern. — 13. Niembsch giebt einen Blinden Predicanten, an stadt eines sterngugkers. — 14. Troppau giebet 800 außgelernte Beitelschneider zu Marquetennern, Item 8000 rollen Toback zum zientkraut. — 15. Lieswitz giebet 100 wieste Heuser zur einquartierung. — 16. Zobten giebet 2 hienterschiencken vom gebrathene Esel zum Proviant. — 17. Jauer giebt ein herliches bier Courage in die hoßen zu machen. — 18. Grienberg giebet 6 Eimer sauren wein vor die Officier sich bey dessen genus stadt eines beichtspiegels zu bedienen. — 19. Ratibor giebet 1000 fuder Koth zur Batterien, und behält doch noch marast, und dreck genug übrig. — 20. Odra giebet 600 Taback Büchsen statt der Panbelier. — 21. Schönberg giebt des Ribenzahl hosenfutter zum Lundten. — 22. Buntzel giebet 300 ofentöpfe auß Leim zu feuermörsel. — 23. Tesschen und Frideck geben 800 Wallachen stadt der Roß. — 24. Weyde giebet einen krumpen Leutenambt auf die Werbung. — 25. Lieben giebet 400 Leinweber die manschafft zu mehren. — 26. Öls und Bernstadt geben 500 Tuchknappen, damit waß sie die woch erschnapfen, am Sontag tragen zum Bierzapfen. — 27. Sprottau giebet 1000 arme Sünder zum Sturmlauffen. — 28. Neustadt giebet den NB Generalissimus von Garnhändlern. — 29. Neiß giebet 300 Gabelreiter auf die Parthei. — 30. Liebenthal giebet $2^1/_2$ Rathsherren zum Kriegssrath. — 31. Namslau giebet 23 rebellische Bürger zum hencken. — 32. Lömberg giebet daß gantze Kloster der Conventualern nebst dem Guardian zum Feldt-Prediger. — 33. Ottmachau giebet daß Schloß vor die Delinquenten. — 34. Hotzenplatz giebet die Pfietze, so über die Weyde hengt zur fortification. — 35. Oppeln giebet 1000 Wasser Polacken zu Dolmetschern. — 36. Ziels giebet 300 Juden zu Adjutanten. — 37. Rauden giebet daß gantze Corps mit Kratze wohlbesetzt. — 38. Striegau giebet terram sigillatam vor die Krancke Soldaten. — 39. Hann giebet einen arsch zur Sackpfeiffen. Item seinen Nahmen zur Parol. — 40. Pribus giebet die Lutherische Kirche zur Beithe. Item der Frau Predicanten Chorock zum Leibfahn. — 41. Strelen giebet die Amba dem Landtsknecht. — 42. Jägerndorf giebet 400 Spinerin zur Bagage. — 43. Reichenbach giebet 1000 Besenbiender zum ausstreichen. — 44. Reichstein giebet 700 Bendelmacher und Spitzenkrämer. — 45. Wartau giebet 1000 Bettelleuthe zur Confoy. — 46. Liegnitz giebet seinen nahmen vor die herren zeitungschreiber. — 47. Schweidnitz giebet den Schwedischen abzug zu einem Contramarchs.

Hs. IV Q 132c, Bl. 56r.

Anspielungen zu 1 unklar. 4. Oberglogaus Kohlanbau war bekannt. 5. Über Ortsneckerei: 'Patschkaus gesottene Krebse' ist nichts bekannt. 6. 'Bartscheißerin' (?).

10. Puntzker (?) = Alte Weiber? 11. Kieries = Kürasse. 15. Leobschütz verlor um 1700 viele Bürger, die als Evangelische ihre Häuser im Stich ließen. 16. Warum die schlesischen Eselsfresser in Zobten beheimatet werden, bleibt unklar. 18. Den Ofizieren fallen beim sauren Grünberger alle Sünden ein. 19. Sollte diese Satire von dem Schreiber der Hs. Dirpauer stammen, der sein Ratiborer Kloster mit dem Breslauer vertauschte, dann spräche persönlicher Groll aus diesen Zeilen. 20. Panbelier = Bandelier. 24. Weidenau. 25. Lüben. 28. Was ist ein NB Generalissimus? 29. Gabelreiter = Hexenmeister. 32. Löwenberg. 34. Pfietze, die über die Weide hängt? Garnbleiche? 37. Raudener Zisterzienser? 39. Hainau. 41. Amba? 46 Liegnitz = Lügnerstadt. 46. Wartha. 47. Contramarsch?

Deutsche Volkslieder in den Niederlanden von 1750 bis zur Gegenwart.

Von Johannes Koepp, Berlin.

Flandern 1917. Zwei Heere hatten sich vor Ypern verbissen. Wenn wir, von der Feuerstellung kommend, kurze Ruhetage in den Dörfern hinter der Front hatten, hörten wir eine Sprache, die uns verständlich war. Wir lauschten auf die Lieder, die uns gelegentlich die Flamen vorsangen, und wir fühlten alle, daß uns stammverwandte Herzen entgegenschlugen. In jenen Tagen fiel mir ein schmales Insel-Bändchen in die Hände: Alte flämische Lieder im Urtext mit den Singweisen, herausgegeben von Johannes Bolte. Das war eine rechte Freude für mich. So gut ich es konnte, übersetzte ich die Lieder, wobei mir meine flämischen Wirtsleute halfen. Liebe Lieder, die ich einst als Wandervogel gesungen hatte, fand ich hier in flämischem Gewande vor.

Der Sammlung verdanke ich die Anregung zu weiterer Arbeit am niederländischen Volkslied. Dem verstorbenen Herausgeber, unserem teuren Johannes Bolte, der mir bei meiner Volksliedarbeit stets helfend zur Seite stand, gelte diese kleine Untersuchung als letzter Dankesgruß.

Der Mahnung Ludwig Uhlands entsprechend: „Es ist an der Zeit, daß auch der Goldfaden des Liedes die Schelde wieder mit dem Rheine verbinde" (Vorrede zu seinen Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern, 1844, S. VI), hat Bolte mehrmals auf die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem niederländischen Volkslied hingewiesen (vgl. seine Arbeiten in der Bolte-Bibliographie unter Nr. 29, 282, 330, 420, 427, 602, 677). Mit Fl. van Duyse, dem Herausgeber der dreibändigen Sammlung „Het Oude Nederlandsche Lied" (Haag 1903/07) stand Bolte in dauerndem Briefwechsel, und wir finden in diesem Werk häufig die deutschen Parallelen, die er beisteuerte. Grundlegend ist Boltes Aufsatz „Deutsche Volkslieder in den Niederlanden" (ZVfVk 26, 1916, 190ff.), der die Arbeit von Paul Alpers „Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied" (Göttingen 1911) ergänzte. Ein weiterer Aufsatz von P. Alpers „Niederdeutsche

und niederländische Volksdichtung und ihre Beziehungen untereinander" (NdZVk 5, 1927, 14ff.) und meine „Untersuchungen über das Antwerpener Liederbuch vom Jahre 1544" (Antwerpen 1929) legen die Wechselbeziehungen für die ältere und neuere Zeit klar. Auf die starke Abhängigkeit der niederländischen Gesellschaftslieder und volkstümlichen Lieder von deutschen Vorlagen wies zuerst H. F. Wirth in seinem „Untergang des niederländischen Volksliedes" (Haag 1911) hin. Das Material dazu entnahm er vielfach den Fliegenden Blättern, den Blauwboekjes, die nach dem blauen Umschlag in früherer Zeit so benannt wurden. Diese Sammelhefte und Einzelblätter zeigen stets einen Querschnitt durch die jeweiligen Modelieder, da der Drucker gern die Lieder bringt, die gerade dem Zeitgeschmack entsprechen. Die Flugblätter, die Wirth in den holländischen Bibliotheken und in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin vorfand, reichen jedoch nur etwa bis 1830. Für die Zeit bis zur Gegenwart liegen nun zwei starke Bände vor, die eine Untersuchung der Lieder in dieser Zeitspanne gestatten: D. Wouters und J. Moormann, Het Straatlied, Amsterdam 1933/34. Dem Herausgeber, Herrn D. Wouters in Zeist, der mir freundlichst eine Reihe von Originaldrucken überließ und die vorliegende Arbeit unterstützte, sei an dieser Stelle für seine Mitarbeit herzlichst gedankt.

Die nachstehende Vergleichsliste soll die Nachschlagewerke, die der vergleichenden Volksliedforschung zur Verfügung stehen, insofern ergänzen, als die niederländischen Parallelen aufgeführt werden, wobei auch die flämischen Lieder als zur niederländischen Sprachgruppe gehörig berücksichtigt werden.

Das Ergebnis ist sehr aufschlußreich. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war mit der politischen Loslösung der Niederlande vom Deutschen Reich auch das Band der Liedergemeinschaft zerrissen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte wieder eine kräftige Einwanderung deutscher Lieder ein, die durch das ganze 19. Jahrhundert andauert. Um 1800 fließen Gesellschaftslieder, Opernarien und Studentenlieder nach den Niederlanden, später — von 1820 an — besonders viele sentimentale Liebeslieder, vereinzelt auch Bänkellieder und Tanzlieder. Während des Weltkrieges stand Holland gefühlsmäßig nicht auf unserer Seite. Unsere Soldatenlieder haben deshalb dort kein Echo gefunden, während noch 1870 „Bei Sedan auf der Höhe" und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" freudig in den Niederlanden gesungen wurden. Das politische Lied der Gegenwart finden wir in den Niederlanden nicht wieder, wohl aber den ganzen Wust der Schlager vom „Kleinen Cohn" an bis zu „Zwei Herzen im Dreivierteltakt", von geschäftstüchtigen Verlegern übersetzt und kolportiert. Das sentimentale Lied erhält sich erstaunlicherweise in den Fliegenden Blättern von Rombouts bis in unsere Tage. Im holländischen Friesland zeigt sich der Einfluß deutscher Lieder besonders stark, was wohl auf die Saisonarbeit der deutschen Torfstecher und Schnitter, die dort Arbeit finden, zurückzuführen ist. Mit ihnen sind vor allem deutsche Tanzlieder und Volkstänze nach Friesland gekommen.

Benutzte Literatur und Siglen.

F. M. Böhme, Volksthümliche Lieder der Deutschen. Leipzig 1895 (Böhme).

H. Breuer, Der Zupfgeigenhansl. 10. Aufl. Leipzig 1913 (Zupf).

(M. Coune), De Vlaamsche Zanger. 1. bis 5. Teil. Heers 1923/26 (Vlaamsche Zanger).

Fl. van Duyse, Het Oude Nederlandsche Lied. 3 Bde. Haag 1903/07 (Duyse).

L. Erk u. F. M. Böhme, Deutscher Liederhort. 3 Bde. Leipzig 1893/94 (EB).

Flämisches Liederbüchlein (für die Kriegsgefangenen). Münster i. W. 1917.

P. Groen, Oude en nieuwe Groninger Liederen. 2 Teile. Delft 1930 (Gron.).

L. Hiel, Kinderspelen en liedjes uit het land van Dendermonde. Gent 1931 (Hiel).

Hoffmann von Fallersleben u. K. H. Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder. Leipzig 1900 (HP).

W. Koninckx, Twee kostbare Liederboeken. Academie Gent, Verslagen en Mededeelingen, Mai 1931 (Koninckx).

Liederen-Bundel voor Janmaat en Soldaat. Helder (1901) (Janmaat).

John Meier, Kunstlieder im Volksmund. Halle 1906 (KiV).

F. A. Snellaert, Oude en nieuwe Liedjes. Gent 1852 (Snellaert).

Thirsis Minnewit. 4 Teile. Amsterdam bei Abram Cornelis (etwa 1750/70).

't Nieuw Groot Hoorns Lied-Boekje. Hoorn (um 1750).

J. Veldkamp u. K. de Boer, Kun je nog zingen, zing dan mee! Groningen 1920 (Veldkamp).

H. F. Wirth, Der Untergang des niederländischen Volksliedes. Haag 1911 (Wirth).

D. Wouters u. J. Moormann, Het Straatlied. 2 Bde. Amsterdam 1933/34 (Straatl.).

G. Wustmann, Als der Großvater die Großmutter nahm. 5. Aufl. Leipzig 1922 (Wustmann).

Sammelband:

1. Appolo's Vastenavond-Gift. Dordrecht (um 1750).
2. Appolo's Nieuwe-Jaars-Gift. Dordrecht (um 1750).
3. Den Hollandszen Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift. Amsterdam (um 1750).

Blauwboekjes:

De Nieuwe Overtoomsche Marktschipper. Amsterdam, v. d. Geer (o. J.).

De Tweede Overtoomsche Marktschipper. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).

Liederenboekje De vroolijke Zanger. Amsterdam, v. d. Geer (o. J.).

De zingende Zwaan. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).

De vrolijke Schoorsteenveger. Amsterdam, Holst (o. J.).

Het Haagsche Bosch. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).

Verzameling van vrolijke en wel uitgezochte Gezelschaps-Liederen. Amsterdam, J. F. Besther (o. J.).

De lustige Jager. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).

De zingende Kruijer. Amsterdam, v. d. Geer (o. J.).
De Bloemendaler Minnezangster. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).
De Spoorwagen. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).
Verzameling van Gezelschaps-Liederen uit de oude doos. Amsterdam, Moolenijzer 1838.
Uitgezochte Gezelschaps-Liederen (o. O. u. J.) (Gezelschaps-Liederen).
Dazu Liederhefte und Flugblattlieder, unter anderem aus dem Verlag Fr. Rombouts in Roosendaal. Alle Sammlungen aus meinem Besitz.

1. A Schlosser haut an G'sell'n g'hat (HP 75): Een slotenmaker had een knecht (Vlaamsche Zanger 1, 57).
2. Ach Mutter, liebe Mutter, gib mir doch einen Rat (EB 1, 253): En daar achter in die velden (Straatl. 1, 270). Strophe 3: En ach, moeder, ach, lieve moeder, geef mij een goede raad.
3. Als Noah aus dem Kasten kam (HP 53): Toen Noe pas kwam uit de kas (Vlaamsche Zanger 2, 69).

3a. Als ich ein Junggeselle war (EB 2, 701): Toen ik 'ne frische jonkman was (Vlaamsche Zanger 5, 83 und Zeitschrift „Ons Volksleven" 4, 1894, 184). Melodie s. u.

4. Am Sonntag, am Sonntag, da ißt der Meister Bohne (EB 3, 437): Den Zondag, den Zondag, dan is't nen dag van eere (Hiel 91).
5. An der Quelle saß der Knabe (HP 64): Aan de oever zit een knaapje (Haagsche Bosch 49).
6. An einem Fluß, der rauschend schoß (HP 68): Aen de oever van een snelle vliet (Spoorwagen 38; Gezelschaps-Liederen 1, 13; Snellaert 56; Straatl. 1, 32; Vlaamsche Zanger 2, 116; Koninckx S. 46; Folioblatt Ouderwetsche Liederen, Verlag Rombouts, das letzte Lied, und aus demselben Verlag im Liederenboek, ohne Seitenangabe). Sehr beliebt.
7. Ännchen von Tharau (HP 73): Anke von Trara (nicht übersetzt, durch Druckfehler verstümmelt in Thirsis Minnewit 1, 110).
8. Anne Mariechen, wo willst du denn hin (Erk-Irmer 1, 4, 43): Anne Mariechie, woar gaist toe noa tou (Gron. 2, 150; vgl. Duyse 1, 803). Melodie s. u.
9. Arm und klein ist meine Hütte (HP 74): Arm en klein is mijne woning (Gezelschaps-Liederen 1, 9 und Stimmangabe S. 171: Arm en nedrig is mijn hutje; Spoorwagen 31; als Stimmangabe: De Bloemendaler Minnezangster 12).
10. Auf einem Baum ein Kuckuck saß (EB 3, 527): Op eenen boom een koekoek zat (Hiel 57; Vlaamsche Zanger 1, 79).
11. Auf Matrosen, den Anker gelichtet (HP 95): Die Melodie verwendet zu dem Matrosenlied „'t Windje waait alweer uit den Oosten" (Veldkamp 31).
12. Aus Lüneburg sind wir ausmarschiert (Zupf 180): Dieselbe Melodie zu dem Jagerslied „Het oude lieve Vaderland" (Haagsche Bosch 9).
13. Ausgelitten hast du, ausgerungen (HP 106): Freie Übersetzung mit der Überschrift „Charlotte bij het graf van Werther" in Gezelschaps-Liederen 45, Anfang: Slaapt gij nog, mijn welbeminde.
14. Bei Männern, welche Liebe fühlen (HP 116): Bij mannen, die van liefde blaken (Haagsche Bosch 5; Gezelschaps-Liederen 5).
15. Bei Sedan auf der Höhe (EB 3, 254): Bij Sedan op de heuvel (Straatl. 1, 113; Folioblatt Ouderwetsche Liederen, Verlag Rombouts, 10. Lied).
16. Ça ça geschmauset (EB 3, 495): Als Melodie zu dem Lied „Lustig gezellen, schoart joe moar vroolek om de disch" (Gron. 2, 161).
17. Charmantes Englisch Kind: In der deutschen Volksliedliteratur habe ich das Lied nicht nachweisen können. Es steht in deutscher Sprache in der Sammlung Den Hollandszen Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift, Amsterdam um 1750, S. 23, mit der Überschrift „Den Smekende Duitszer" und der Stimmangabe „Von Leonore".

18. Das ganze Dorf versammelt sich (HP 151): Het gansche dorp verzameld zich (Gezelschaps-Liederen 41).
19. Das Lieben ist mein Leben: Sonst unbekannt, in deutscher Sprache in Den Hollandszen Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift S. 10 mit der Überschrift „Den verliefden Duitszer".
20. Dem Turner ward das schönste Ziel (in allen Turnerliederbüchern): Die flotte Melodie mit dem Kehrreim „Wir halten fest und treu zusammen" zu „John Bull trok eens op rooven uit" (Straatl. 1, 122) zu „Hebt gij den vreugdekreet gehoord (Vlaamsche Zanger 1, 152), zu „Laat hooren luid ons volksgezang" und „Van Oost tot West, van Zuid tot Noord" (Janmaat 12 u. 30).
21. Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka (HP 185): Herrinnert ge u, sprak laatst een oude krijger (De lustige Jager 32).
22. Der Papst lebt herrlich in der Welt (HP 213): In deutscher Sprache mit vielen Druckfehlern in De lustige Jager 40.
23. Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt (HP 214): De reinste toon die door de schepping klinkt (Flugblatt mit 4 Liedern, das erste, Verlag Van Vlijmen, Rotterdam o. J.).
24. Der Vogelfänger bin ich ja (Wustmann 504): De vogelvanger tralala (Spoorwagen 20).
25. Der Weihnachtstag begann zu lichten (Pommersche Volksballaden, herausgegeben vom Pommerschen Volksliedarchiv 1930, S. 85): De Kerstnacht was nauw aangebroken (Straatl. 2, 277). In freier Bearbeitung noch einmal in Straatl. 2, 299: Het was een koude Zondagmorgen.
26. Die Blümelein sie schlafen (Böhme 467): De bloempjes gingen slapen (Veldkamp 42).
27. Die Hochzeit ist bei meiner Treu ein pudelnärrisch Ding (HP 255b): Een bruiloft is, zoo waar ik leef, een recht belachlijk ding (Straatl. 2, 26).
28. Droben auf grüner Waldhaid (EB 3, 531): Op de merkt stoa 'nen buum (Hiel 24).
29. Du, du liegst mir im Herzen (HP 293): In deutscher Sprache mit Druckfehlern in De lustige Jager 28.
30. Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut (HP 71): Daar had ne boer zoo'n aardig wijf (Aufzeichnung von L. Lambrechts, Gent, in meinem Besitz).
31. Ein freies Leben führen wir (HP 313): Mit dieser Melodieangabe zu „Nouw nog een lijd veur't algemijn (Gron. 1, 6).
32. Ein getreues Herze wissen (L. Erk, Germania, 1868, S. 147): Als Melodie zu „Trouw, u wijd ik mijne zangen" (Veldkamp 73).
33. Ein Grobschmied saß in guter Ruh (EB 3, 499): Alweer een brief van de Leidsche post (Spoorwagen 40).
34. Einmal ist nicht viel, sonst unbekannt: In deutscher Sprache mit der Überschrift „Hoogduytsche Minuet" in Apollos Vastenavond-Gift, um 1750, S. 106.
35. Es braust ein Ruf wie Donnerhall (HP 373): Een kreet bruischt als een donderbui (Einblattdruck o. O. u. J.); in derselben Ausstattung in Liederenboekje de Vroolijke Zanger, J. Van de Geer, Amsterdam, o. J. ohne Seitenangabe; Melodieangabe zu „Op, hoort dien kreet door't gansche land" in Janmaat 54; deutscher Text und andere Übersetzung „Een strijdkreet klinkt met woest gedruisch" auf einem Flugblatt von S. J. de Jonge, o. O. u. J. etwa 1890; auf vlämische Verhältnisse bezogen in Vlaamsche Zanger 1, 174 mit dem Anfang „Daar klonk een kreet, het Vlaamsche land".
36. Es ging einst ein verliebtes Paar (vgl. die Abhandlung in den Volksliedstudien von John Meier, Straßburg 1917, S. 107): Hij was een jongeling van achttien jaren (Straatl. 2, 40), ähnlich in Liederenboekje de Vroolijke Zanger, J. Van de Geer, Amsterdam, o. J. ohne Seitenangabe.
37. Es ist ein Ros' entsprungen (EB 3, 627): Als Melodie zu „De witte vlokken zweven" (Veldkamp 143).

38. Es ließ sich ein Baur ein Paltrock schneid'n (EB 3, 513): Doar luit 'ris 'n boer een paltrok sniên (Gron. 1, 77).
39. Es murmeln die Wellen (Böhme 161): Als Melodie zu „Hoe zacht glijdt ons bootjen" (Veldkamp 37).
40. Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus (EB 2, 560): Als Melodie zu „Wie is de beste in ons land" (Straatl. 2, 204 und Einblattdruck o. O. u. J.). Die Melodie paßt ferner zu Minnezangster 4, 6, 10, 26; Janmaat 37 Nr. 14, die Mel. gedruckt zu „Doar woonde in een hail vrumd laand, ha ha (Gron. 1, 31).
41. Es starben drei Geschwister aus dem König sein Haus (EB 1, 647): En een koning, die had er drie dochtertjes schoon (Gron. 1, 93).
42. Es war einmal un bon galant: In deutscher Sprache in Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift, um 1750 S. 15.
43. Es war einmal ein kleiner Mann (EB 2, 686): 'n Boer wol nao zien naober tou (Gron. 1, 72).
44. Es waren drei Gesellen (EB 3, 191): Er waren eens drie soldaten (Straatl. 2, 250).
45. Es welken alle Blätter (Heeger-Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz, Kaiserslautern 1909, 1, 76): Als Melodie zu „Ik zal zoo ver wel komen" (Vlaamsche Zanger 5, 108).
46. Fahr mich hinüber, schöner Schiffer (HP 443, vgl. Jahrbuch für Volksliedforschung 1, 188): Lieve schipper, vaar mij over (Straatl. 1, 39; Flugblatt Ouderwetsche Liederen, Rombouts, das zweite; Sammelheft Rombouts mit Titel „Liederenboek" ohne Seitenzahl, o. J. etwa 1930; Spoorwagen 58; Gron. 2, 103).
47. Fischerin, du Kleine (Gassenhauer um 1880): Een visschersmeisje geldt mijn zingen (Straatl. 1, 280) mit Melodie.
48. Freut euch des Lebens (HP 464): Zweiter Teil der Melodie zu „Aine, drije, zeuven" (Gron. 2, 147).
49. Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus (HP 513): 'k Blacht in deez' herberg een avondje door (Vlaamsche Zanger 1, 49).
50. Hänsken saß im Schornstein (EB 2, 648): Dou Hanske in de schöstain zat (Gron. 1, 51).
51. Hobelbank-Lied (ZfVk 3, 178): Daar is de pot, en daar is de pan (Hiel 75).
52. Hoch soll er leben (Toast): Lang zal hij leven (Vlaamsche Zanger 1, 74), vgl. auch „Er lebe hoch": Hij leve lang (Vlaamsche Zanger 1, 107).
53. Hopp, Marjänche (EB 3, 589): Hup, mooi Janneke (Gron. 2, 104).
54. Hört zu, ihr lieben deutschen Brüder (Fl. Blatt in der Staatsbibl. Berlin Yd 7902 I (161) 2, Lied auf die Erschießung der Schillschen Offiziere): Ach, vrienden wilt aanhooren (Straatl. 2, 62), sehr entstellt; Flugblatt o. O. u. J. in meinem Besitz genau so.
55. Ich bin der Doktor Eisenbart (HP 590): Ik ben de Doctor Yzerbaard (Fl. Bl. J. Wendel, Amsterdam o. J. um 1820, anschließend mit deutschem Text; Hiel 73; andere Übers. Straatl. 2, 205). Als Mel. zu Minnezangster 43; Straatl. 1, 107. Ik ben de slagter Bonapart (Zeitschrift 't Daghet in den Oosten 17, 1901, S. 17).
56. Ich bin ein jung Soldat (der sterbende Korporal, ZVfVk 26, 1916, S. 178): Ik ben een jong soldaatje (Gron. 1, 61). Melodie s. u.
57. Ich hatt' einen Kameraden (HP 633): Ik had een wapenbroeder (Veldkamp 41); Vlaamsche Zanger 2, 159; Janmaat 53. Eine Parodie Straatl. 2, 161.
58. Ich kenn ein einsam Plätzchen auf der Welt (um 1900 beliebt). Ik ken een eenzaam plekje op aard (Straatl. 2, 226; Fl. Blatt Ouderwetsche Liederen, Rombouts, das siebzehnte).
59. Ich saß und spann vor meiner Tür (Böhme 136): 'k Zat laatst te spinnen al voor mijn deur (Spoorwagen 24; Verzameling van Gezelschaps-Liederen uit de oude doos. Amsterdam bij Moolenijzer 1838, S. 31; Snellaert 56; Wie zingt er mee, Antwerpen o. J. S. 6; Flämisches Liederbüchlein f. d. Kriegsgefangenen 1917, S. 28; Gron. 1, 83). Sehr beliebt.
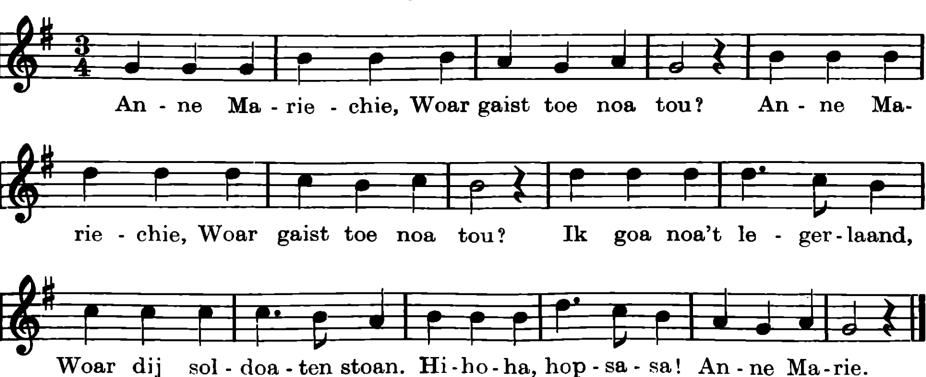
60. Ich stand auf hohem Berge (EB 1, 313): Toen ik op Nederlandsch bergen stond (Straatl. 1, 268).
61. Ik stech up einen Boom (EB 2, 262): Ik klom 'er Boom al op (Thirsis Minnewit 3, 99).
62. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten (HP 673): Als Mel. zu „Natuur ligt in droomen verzonken" (Veldkamp 43) und zur Knaolster Lorelei (Gron. 2, 157).
63. In des Gartens dunkler Laube (EB 1, 410): In het lommer van't prieeltje (Straatl. 1, 275; Ouderwetsche Liederen, Rombouts, das erste; Sammelheft bei Rombouts o. J. ohne Seitenzählung).
64. In des Waldes tiefsten Gründen (HP 726): In het duistere des bosschen (Straatl. 2, 32; Gezelschaps-Liederen 19).
65. Ist denn kein Stuhl da (Gassenhauer um 1900): Als Melodieangabe zu „Blaast de tamboer" (Janmaat 58).
66. Jetzt fahr'n wir übern See (EB 3, 525): Ik voer al over de Rhijn (Hoorns Lied-Boekje S. 240, vgl. Duyse 2, 1010; Thirsis Minnewit 2, 76; Vlaamsche Zanger 1, 50 und 5, 114).
67. Kennt ihr all das neue Lied (Pastor siene Kauh, vgl. die Abhandlung von K. Wehrhan, Leipzig 1922): Hej al heurd van't nije laid (Gron. 1, 74); Een oud pastoor, die had een koe (Vlaamsche Zanger 1, 84).
68. Komm, fein Liebchen, komm ans Fenster (Böhme 313): Kom, lief meisje, voor de ramen (De Zingende Kruijer, Amsterdam, Van de Geer, o. J. um 1820, S. 8).
69. Laurentia, liebe Laurentia mein (EB 3, 529): Laurentie lief (De lustige Jager, Amsterdam, G. van der Linden, o. J. um 1820, S. 4; Gezelschaps-Liederen 110).
70. Lebe wohl, vergiß mein nicht (HP 807): Vaar dan wel, vergeet mij niet (De lustige Jager 29, daselbst S. 31 auch in deutscher Sprache; Gezelschaps-Liederen 49).
71. Leise klingt die Abendglocke (ZrwVk 1916, 1): Zachtjes klinkt het avondklokje (Straatl. 1, 288; Rombouts Ouderwetsche Liederen o. J., das achte Lied).
72. Lott' is dot (Tanzlied) nur: En Lotje ligt op sterven (Straatl. 2, 12).
73. Mädel, ruck ruck ruck (HP 838): Als Mel. zu „Lijk de bietjes, bietjes gonzen" (Vlaamsche Zanger 1, 105).
74. Mädel, wasch dich, putz dich (Tanzlied): Als Mel. zu „As ik ainmoal ais op Damsterdaip" (Gron. 1, 28) und übersetzt „Mooi Katrientje, wasch j'en kleed je aan" (Gron. 2, 108).
75. Mein Bruder Melcher, der wollt ein Reiter werden (EB 3, 537): Jan, mijne man, zou ruiter worden (Hiel 18).
76. Mein Herr Maler, wollt er wohl (HP 858): Schilder, ik wou mij zelf graag zien (Straatl. 1, 205; Gezelschaps-Liederen 43; Verzameling van vrolijke en wel uitgezochte Gezelschaps-Liederen, Amsterdam, J. F. Besther. o. J. um 1820, S. 9; Koninckx S. 39).
77. Mein Lieb ist eine Alplerin (HP 864): Mijn meisje is van Zwitserland (Flugblatt Van Vlijmen, Rotterdam, o. J., das vierte Lied).
78. Meine Mutter zeihet mich (EB 2, 651): Mien zuster het zeuven vrijers had (Gron. 1, 85).
79. Mich fliehen alle Freuden (HP 871): Ik vliede alle vreugde (De zingende Kruijer S. 11), als Melodieangabe Gezelschaps-Liederen 71. Ähnlich „Mijn vreugd is mijn ontnomen", De tweede Overtoomsche Marktschipper, Amsterdam, G. Van der Linden, o. J. um 1820, S. 57).
80. Mien Vader heet Hans Vagelnest (EB 3, 542): Mien voader haitt Hans Vogelnust (Gron. 1, 23).
81. Morgenrot, Morgenrot (HP 894): 't Morgenrood, 't Morgenrood (Vlaamsche Zanger 1, 113; Janmaat 53).

82. Nach der Heimat möcht ich wieder (Klabund, Das deutsche Soldatenlied, München, um 1916, S. 192): Als Mel. zu „'t Middernachtuur doet zich hooren" (Straatl. 1, 153).
83. Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab (HP 906): Op slag van de middernachtsure verrijst de tamboer uit zijn graf (Vlaamsche Zanger 2, 206). Melodie s. u.
84. Nun ade, du mein lieb Heimatland (HP 922): Vaarwel, mijn dierbaar vaderland (Veldkamp 18).
85. O du lieber Augustin (EB 2, 750): O m'n lieber Augustain (Gron. 2, 146).
86. O Täler weit, o Höhen (HP 958): Mel. zu „De Franschen waren meester" (Vlaamsche Zanger 1, 58).
87. O Tannenbaum (HP 957): O denneboom (Vlaamsche Zanger 1, 165).
88. Ohne Lieb und ohne Wein (HP 947): Melodieangabe „Zonder Liefde, zonder Wijn" bei dem Lied „Vrienden, zet u in het rond" (Gezelschaps-Liederen 78).
89. Ohne Sang und ohne Klang (Zarnack 1, Nr. 23): Mel. zu „Was muziek en zang er niet" (Veldkamp 65).
90. 's arme Mutterl grämt sich hamlich ab (beliebtes Wiener Lied, Text von Josef Hornig, Musik von A. Hornig, um 1911): De moeder weent in droef getraan (Straatl. 1, 306).
91. Sah ein Knab ein Röslein stehn (HP 986): 't Knaapje zag een roosje staan (Veldkamp 45; Snellaert 58).
92. Schlaf, Herzenssöhnchen (HP 993): Slaap maar mijn zusje (Veldkamp 40).
93. Sie sollen ihn nicht haben (HP 1041): Vgl. die vlämische Hymne „Zij zullen hem niet temmen" von H. van Peene.
94. Soll ich leben oder sterben: Als Stimmangabe zu der „Minnaars Klagt gevolgt na't Hoogduitszen" mit dem Anfang „Zal ik leven of steeds sterven" in Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift (um 1750) S. 21.
95. Steh ich in finstrer Mitternacht (HP 1072): Sta ik in't donker van het nacht (Janmaat 53), als Mel. zu „De zee is diep, de zee is wijd" (Vlaamsche Zanger 2, 110).
96. Stille Nacht, heilige Nacht (HP 1074): Stille nacht, heilige nacht (Veldkamp 142); Parodie in Straatl. 1, 162.
97. Studio auf einer Reis' (HP 1082): Studentenlied mit derselben Melodie „Wat is beter toch dan bier" (Vlaamsche Zanger 2, 44).
98. Tanzt mir mal die sieben Sprünge (EB 2, 756): Heb je wel gehoord van de zes en de zeven (Gron. 2, 114). Melodie s. u.
99. Tief drin im Böhmerwald, vgl. die Abhandlung von Rudolf Kubitschek „Tief drin im Böhmerwald", Pilsen 1931: Daer diep in't Bôhmerwoud, Flugblatt o. O. und J. (um 1900) in meinem Besitz.
100. Und als der Mann nach Hause kam (Hoffmann von Fallersleben-Richter 225): Mijn man komt thuis (Hiel 113).
101. Und als die Schneider Jahrestag hatten (EB 3, 449): De kleeremakers op hun feest (Vlaamsche Zanger 2, 186).
102. Un det du ick nich (altes Tanzlied, vgl. Gustav Schulten, Der Kilometerstein, 5. Aufl., Potsdam 1937, S. 43): Dieselbe Melodie zu „En zoo lank as de lepel in de brijpot staait" (Gron. 2, 153).
103. Und wer im Januar geboren ist (Mel. entstanden aus EB 2, 560): Al wie in Januari geboren is (Vlaamsche Zanger 5, 158).
104. Unser alter Stabsverwalter (EB 3, 514): Onze oude Ambtman (Fl. Blatt Amsterdam bei J. Wendel, um 1820. In demselben Blatt anschließend auch der dt. Text; vgl. van Duyse 2, 1834).
105. Wahre Freundschaft soll nicht wanken (EB 2, 391): Onze vriendschap zal nooit wijken (Gezelschaps-Liederen 67).
106. Warschauer Tanz (Festschrift John Meier S. 300): Jan Pierewit (Gron. 2, 111).
107. Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen (HP 1185); Wien zou het genoegen des jagers niet lusten (Gezelschaps-Liederen 18).

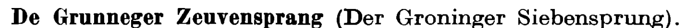
108. Was ist des Deutschen Vaterland (HP 1192): In dt. Sprache in „Lustige Jager“ 39; Wat is der Belgen vaderland (Snellaert 2).
109. Was kommt dort von der Höh (EB 3, 500): Melodie zu „Mijn vader vaart op zee“ (Hiel 26).
110. Wenn der Topp aber nun a Loch hat (EB 3, 527): As dij pot din ain gat in is (Gron. 1, 95).
111. Wenn die Nacht mit süßer Ruh (HP 1219): Als de nacht in stille rust (Gezelschaps-Liederen 6; Spoorwagen 18).
112. Wenn die Schwalben heimwärts ziehn (HP 1221): Als de zwaluw ons verlaat (Veldkamp 56).
113. Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren (Zupf 193): Als de soldaten door de stad marcheeren (Straatl. 2, 19).
114. Wenn ich mich nach der Heimat sehn' (HP 1231): Mel. zu „Ik treure alleen in 't tranendal“ (Vlaamsche Zanger 1, 161).
115. Wenn jemand eine Reise tut (HP 1254): As iemand verre reizen doet (Veldkamp 54).
116. Wenn man bi'n Buren deint (P. Alpers, Hannoversche Volkslieder, Frankfurt a. M. 1927, S. 88): De boer had maar een pet (Straatl. 1, 147); As de boer 'n poar klompen aan het (Gron. 1, 69).
117. Wer will unter die Soldaten (HP 1263): Mel. zu „Zoo in alle wereldoorden“ (Vlaamsche Zanger 1, 126).
118. Wie lieblich schallt (HP 1283): Langs berg en dal (Veldkamp 66).
119. Wir winden dir den Jungfernkranz (HP 1313): Mel. zu „Komt, broeders, altemaal“ (Straatl. 1, 111).
120. Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd (HP 1317): Freie Bearbeitung (Snellaert 7).
121. Zu Mantua in Banden (HP 1341): Mel. zu „Te Brussel in den kerker“ (Vlaamsche Zanger 1, 132).

Anschließend einige Proben der Singweisen:
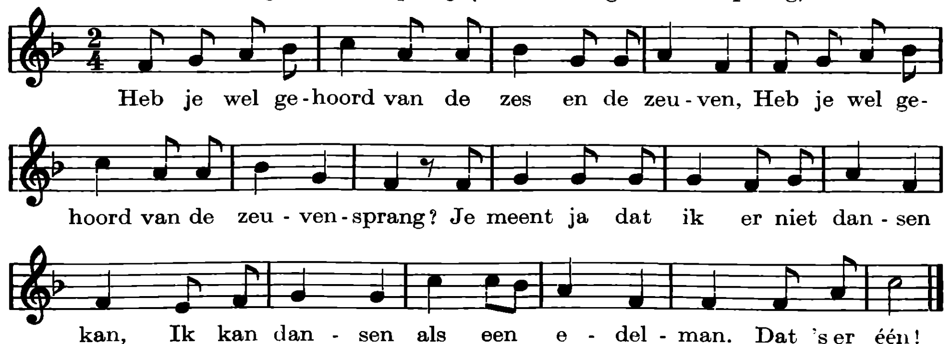
Kinderlaidje (Kinderliedchen).



In der obigen Liste Nr. 8, nach Gron. 2, 150. Das in Deutschland weitverbreitete Soldatenlied mit einer Fülle von Strophen lebt in Groningen nur als einstrophiges Kinderlied, das zum Seilspringen gesungen wird. Der Aufzeichner vermerkt: Opgenomen bij het touwtjespringen. — Zwei „wandernde Melodien“ sind hier zusammengeflossen: „Taler, Taler, du mußt wandern“ und „Heil dir im Siegerkranz“.
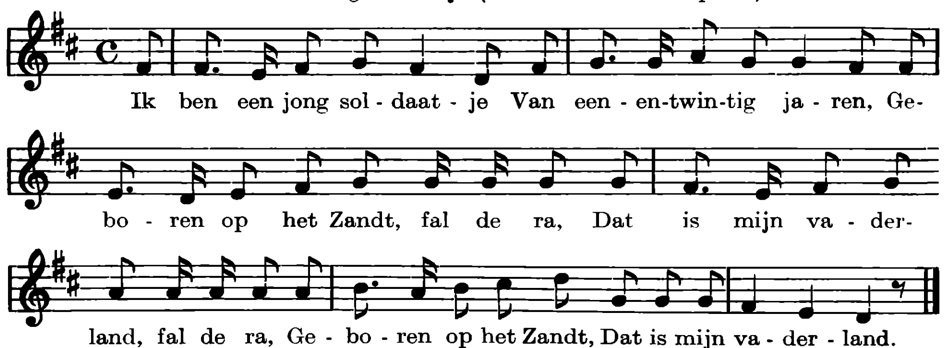


De Grunneger Zeuvensprang (Der Groninger Siebensprung).



Oben Nr. 98, nach Gron. 2, 114. Die Melodie zeigt große Verwandtschaft mit der deutschen.

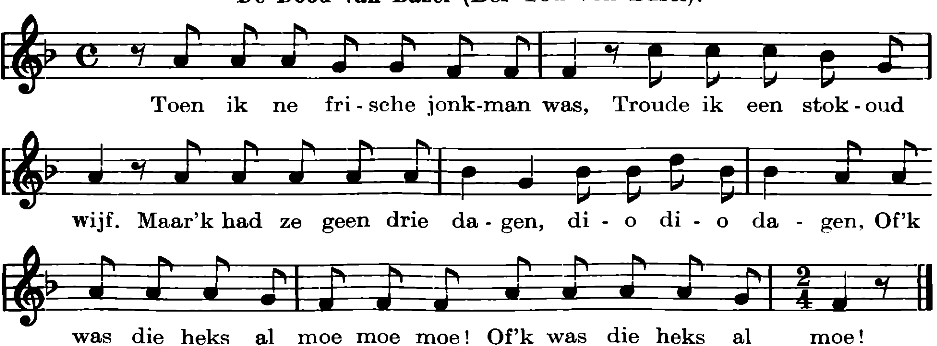
Ik ben een Jong soldaatje (Der sterbende Korporal).



Oben Nr. 56, nach Gron. 1, 61. Es folgt noch ein Kehrreim „Als ik moe ben van't marcheeren", mit dem zusammen das Lied den Schützenmarsch bildet, **Marsch van de Schutters.**
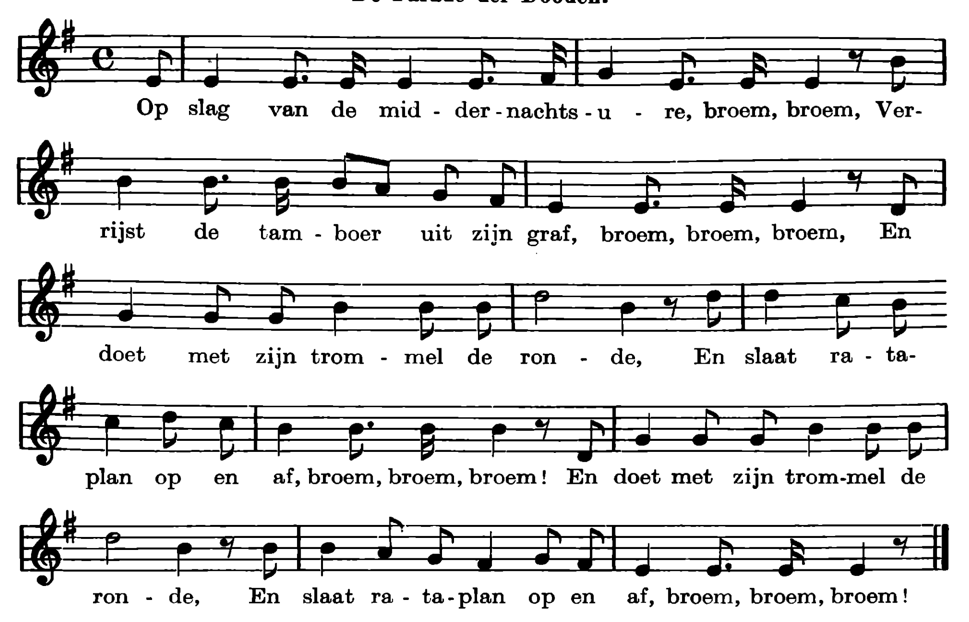


De Dood van Bazel (Der Tod von Basel).



Oben Nr. 3a, nach Vlaamsche Zanger 5, 83. Die Aufzeichnung stammt von Lambrecht Lambrechts, der das Lied in seiner Jugend in Hoesselt (Belgisch-Limburg) gehört hat.

De Parade der Dooden.



Oben Nr. 83, nach Vlaamsche Zanger 2, 206. „Die nächtliche Heerschau" von Zedlitz hat hier einen guten Komponisten gefunden, B. van Meurs.

Zum Lobe Berlins.

Von Hermann Kügler, Berlin.

Als ich im Frühjahr 1937 Johannes Bolte um einen Beitrag für die Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins bat, da sein Name als der eines Ehrenmitgliedes in der Festschrift zur 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt (= Heft 3/1937) nicht fehlen sollte, sagte er mit gewohnter Bereitwilligkeit zu. Er hatte bis zuletzt manchen wertvollen Beitrag in die Zeitschrift gegeben; denn gern kehrte seine weltumspannende Forschung in die heimatlichen Bezirke zurück. Das zeigt die Liste seines Schaffens über Berlin und die Mark, die ich in den „Mitteilungen" des Vereins 1928, S. 45—48 zu seinem 70. Geburtstage abgedruckt habe. Er gedachte, die Notizen über „Berlin in der Volksdichtung" fortzuführen, die er im Jahre 1890 darin gegeben hatte. Ferner hatte er in einer kleinen Bemerkung im Kbl. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 31 (1910), 19 auf Karl von Holtei als Verfasser des Liedes „In Berlin, sagt er" hingewiesen, und obgleich er nicht systematisch weitergesammelt habe, glaubte er, eine kleine Blütenlese von dem Fortleben dieses Liedes bringen zu können. Meine Darstellung „Die Berliner" in dem von Martin Wähler bei Eugen Diederichs, Jena 1937, herausgegebenen Sammelwerke „Der deutsche Volkscharakter"

und die von Felix Hasselberg in seiner leider eingegangenen Zeitschrift „Berlinische Blätter für Geschichte und Heimatkunde“ (1933—1936) gesammelten „Urteile über Berlin“ ließen ihn wünschen, besonders das hervorzuheben, was zum Lobe dieser viel bewunderten und gescholtenen Stadt gesagt worden sei; denn an Tadel habe sie ja wohl genug zu tragen gehabt.

Der Tod hat die Absicht des noch auf dem Krankenbett schaffenden Mannes vereitelt. Ich glaube daher, in seinem Sinne zu handeln, wenn ich nun selber auf dem mir zugebilligten Raume wenigstens zwei Stoffe kurz behandle, die wohl in seiner Arbeit vorgekommen wären; hat er mich doch auch einmal mit einer Frage nach dem Vorhandensein von Fliegen- und Mottenfesten in Berlin angeregt, meine Sammlungen in dieser Zeitschrift 1929, 158—165 zu veröffentlichen.

1. Berolinum = Nur im Lobe.

Als nach dem Dreißigjährigen Kriege der Große Kurfürst seine Residenz zu einer Festung ausbaute und sie durch Anlagen und Gebäude verschönerte, begannen verschiedene Reisende[1]) im Gegensatz zu denen früherer Zeiten, die Stadt in geradezu überschwenglichen Lobeserhebungen zu preisen; wie schön die Stadt in der Tat ausgesehen haben muß, zeigt der prachtvolle Perspektivplan von Johann Bernhard Schultz aus dem Jahre 1688, dem Todesjahr des Fürsten[2]). Friedrich Wilhelm, den ein kurz nach der Schlacht bei Fehrbellin 1675 entstandenes Volkslied den Großen Kurfürsten zubenannte, verschaffte seinem kleinen Staate Anschluß an die europäische Politik und wurde der Begründer Brandenburg-Preußens. Sein Sohn Friedrich III. setzte sein Werk zwar mit geringerer Kraft, aber mit dem gleichen Ziele fort und fügte ihm den Glanz der Königskrone hinzu. Unter ihm arbeiteten Nering und Schlüter, wurde die Akademie der Wissenschaften und die der Künste gegründet (wenn diese auch bis zu Friedrich dem Großen nur eine höhere Zeichenschule blieb!) und begannen Hofdichter wie Canitz, Besser, Neukirch, ihn, seine Familie und seine Stadt in Versen zu verherrlichen. Ein fast vergessener Dichter, Erdmann Wircker, prägte den zum geflügelten Worte gewordenen Vergleich mit Athen:

Die Fürsten wollten selbst in deine Schule gehn,
Drumb hastu auch für Sie ein Spree-Athen gebauet.

Das ganze Gedicht steht in dem Buche „Märkische Neun Musen“, das er 1706 herausgab (S. 59). Danach kommen um 1713 ähnliche Benennungen für andere, besonders Universitätsstädte, auf: Pleiße-Athen für Leipzig, Leine-Athen für Göttingen und um 1795 Saale-Athen für Halle. Sehr viel früher auch als Leipzig wurde Berlin „Klein-Paris“ genannt. In einer Be-

---

[1]) Bolte, Eine Reise zweier württembergischen Prinzen nach Berlin: Märkische Forschungen 20 (1887), 13—19, mit reichen Angaben über die folgenden Jahrhunderte. Die Liste läßt sich heute erweitern; vgl. noch Kügler, Eine Schilderung Berlins aus der Zeit des Großen Kurfürsten: Zs. d. Ver. f. d. Geschichte Berlins 1934, 38—40 (gemeint ist Lucae).

[2]) Mit außerordentlich kundigen Erläuterungen herausgegeben von Hans Jahn in den „Schriften“ des Ver. f. d. Gesch. Berl. 55 (1935).

schreibung von Leipzig heißt es erst 1768 „Paris im kleinen", und bekannt ist ja der Vers in Goethes Faust 1790:

> Mein Leipzig lob' ich mir!
> Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.

Aber viel früher noch als Büchmann angibt, ist diese Bezeichnung für Berlin aufgekommen: in dem „Neu-vermehrten Curieusen Antiquarius" von P. L. Berckenmeyer, der 1708 zu Hamburg erschien, steht auf S. 230: „Berlin, lat. BEROLINUM, eine große, schöne und Volckreiche Stadt in der Mittel-Mark, und Residenz des Königs in Preußen, welche eigentlich aus 5 Städten bestehet, als (1) Berlin, (2) Cölln an der Spree, woselbst die Residenz ist, (3) Friedrichswerder, (4) Dorotheenstadt, (5) Friedrichstadt, und wird daher wegen ihrer Größe und Nettigkeit nicht unfüglich klein Paris genennet."

Dies wiederholt eine in deutsch-französischer Mischsprache abgefaßte Schrift von Jean Chrétien Toucement[1]), dessen wahrer Name Johann Christian Trömer ist, im Jahre 1730:

> Enfin! viel Fremde sagk, und es iß ock kewiß,
> Es seh aus in Berlin all wie ßu klehn Paris.

In einer handschriftlichen (unveröffentlichten) Chronik von Berlin, die Johann Heinrich Gercken um 1716 verfaßt hat, heißt Berlin auch Deutsch-Paris: „Und gleich wie man von Cölln am Rhein sagen kann, daß solches das Teutsche Rom sey, also man mit guten Rechte von Berlin auch wohl sagen möchte: daß solches Teutsch Paris sey." Vorbereitet scheinen die beiden Bezeichnungen schon in einem Gedicht von Samuel Grosser, das 1702 erschien:

> Was Paris zum Wunder macht,
> Ist auch in Berlin zu finden . . .
>
> und
>
> Hier ist Griechenlands Athen,
> Hier sind Asiens Paläste . . .

Die Bezeichnung Deutsch-Paris wiederholt Christlob Mylius 1748[2]). Aber wer Paris kannte, gab zu, daß Berlin mit seiner „gesunden Lufft" viel reinlicher und freundlicher sei, und rühmte die „breiten, räumlichen und langen Straßen, die der Stadt einen gantz ausnehmenden Vorzug" gaben. Immerhin wird jedoch, wer die Akten und andere gewissenhafte und undichterische Überlieferungen prüft, zugeben müssen, daß für „Nettigkeit" und „Reinlichkeit" der Stadt wenigstens auf dem Papier durch fürstliche Erlasse gesorgt wurde.

Von diesen Bezeichnungen sind „Spree-Athen" für Berlin und „Klein-Paris" für Leipzig geflügelte Worte geblieben. Damals drückte sich der erwachte deutsche Nationalstolz darin aus: was die Fremde hat und kann, das gibt es bei uns auch! Seht euch nur ordentlich um, so findet ihr es!

---

[1]) Herausgegeben von Franz Weinitz in den „Schriften" des Ver. f. d. Gesch. Berl. 37 (1900). Dort S. 72.

[2]) E. Consentius, Freygeister, Naturalisten, Atheisten (Leipzig 1899), S. 31.

Vergessen ist ein Wortspiel, das zu der Zeit aufkam, als sich Kurfürst Friedrich III. als Friedrich I. zum König in Preußen krönen ließ. Johann von Besser spricht als erster davon in seiner Preußischen Krönungsgeschichte 1702. Als Friedrich I. am 6. Mai 1701 in Berlin einzog, empfing ihn ein großes Gepränge mit Ehrenpforten und Freudenfeuern.

„Gegen zehn Uhr des Abends ward alles angestecket: da die Glocken zugleich zu läuten anfingen und Ihre Majestäten nebst dem gantzen Hofe in der Stadt herumbfuhren. Berlin schimmerte nicht, sondern brante gleichsam in allen Gassen von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freuden-Feuren, so daß Se. Majestät, umb alles in wenig Worte zu fassen, ohne Grausamkeit die Lust desjenigen Spectackels genießen konnten, welches ehmals der menschliche Wüterich Nero an dem brennenden Rom zu haben sich gefreuet; Berlin aber, ohne Verletzung der Bescheidenheit und wenigstens für diesen Abend sich den Namen LUMEN ORBI, Licht und Glantz der Welt, zueignen dürffen, den einer aus dem lateinischen Worte BEROLINUM durch Versetzung der Buchstaben heraus gebracht."

Da ja nun auch damals nicht jeder lateinisch verstand, so verdeutschte Ernst Martin Plauren, Königlicher Legationssekretarius zu Cölln an der Spree, das Wort in einem langen Lobgedicht auf den König, seine zweite und seine dritte Gemahlin, auf seine Taten, Minister und Generäle; es erschien 1708 in 13 Folioblättern:

„Drum nennet man Berlin mit Recht ein Licht der Erden.
Denn wie der Sternenglanz verdunkelt pflegt zu werden
Durch güldnen Sonnenstrahl, so geht der Schein Berlin
Weit andern Städten vor, den Friedrich dir verliehn."

Dann schwärmt er von den großen Bauwerken, wie dem Schloß, dem Zeughaus, dem „hochgewölbten Haus, das man ARCADES nennet", worunter er die Säulenhallen auf dem Mühlendamm versteht, mit dem Haus für die Kaufleute, der ersten Berliner Börse, und gesteht einfältig:

„Die Denkmal, welche Du der Nachwelt wirst verlassen,
Die trau ich mir nicht zu, in einem Reim zu fassen,
Die Sache ist zu schwer."

Aber wenigstens das Denkmal das Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke be—reimt er noch.

Wer der Verfasser des Anagramms ist, verrät uns auch nicht der erste wirkliche Geschichtschreiber Berlins Georg Gottfried Küster, der vor zweihundert Jahren (Vorrede unterzeichnet am 20. September 1737) zunächst zusammen mit Johann Christoph Müller sein „Altes und Neues Berlin" herauszugeben begann. Er sagt im 1. Bande S. 22 nur, es werde „nicht undienlich" sein, das lateinische und das deutsche Epigramm zu erwähnen, welches „ein anderer gelehrter Mann verfertiget" habe, indem er aus dem von verschiedenen Auctores gebrauchten Namen BEROLINUM durch Umstellung LUMEN ORBI gewann:

„Sic berolinensis facies eoa stat urbis,
Nomine par orbi luminis omen habet.
So öffnet sich Berlin, wenn wir es ostwärts stellen,
Dem Werck und Nahmen nach ein rechtes Licht der Welt."

Es ist mir jedoch nicht zweifelhaft, daß als Verfasser des Anagramms Christoph Heinrich Oelven in Frage kommt. Über seinen Lebenslauf ist wenig bekannt[1]); er gab in Berlin die erste Zeitschrift in deutscher Sprache heraus: ... 'Curieuse Natur-, Staats- und Sitten-Praesente', eine Monatsschrift, die von 1708 bis 1709 bestand. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften, aber wegen seines unverträglichen und hochfahrenden Wesens ausgeschlossen worden; der Rektor des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster Johann Leonhard Frisch nennt ihn in einem Briefe an Leibniz[2]) 1708 ein Geschwür und „keine Zierde einer Societät . . . und weiß ich gewiß, daß, wenn dergleichen membra sollten anwachsen, wie Herr Oelven ist, einige andere, die lobwürdigere Absichten bisher gehabt, wünschen werden, daß sie nicht möchten in solcher Zahl seyn, oder wohl gar mit zurückschickung des diplomatis sich vor solche Ehre bedancken". Leidenschaftliche Angriffe gegen seine Amtsgenossen machten ihn mißliebig, um so mehr als ihn unlautere Beweggründe dazu trieben. Mit La Croze geriet er aus gekränkter Eitelkeit in einen literarischen Zwist: als dem Kronprinzenpaare im Jahre 1707 ein Sohn geboren wurde, der den Namen Friedrich Ludwig und den Titel eines Prinzen von Oranien erhielt, aber nach nicht ganz einem halben Lebensjahr wieder starb, bildete Oelven aus den Worten FRIDERICUS LUDOVICUS PRINCEPS ARAUSIONENSIS das „Anagramma purum fatidicum et metricum" FILI, CAESAR ERIS DUX PURPUREUSQUE SIONIS VINCENDO; aber La Croze meinte, es sei eben „nur als ein Anagramm" zu bewerten. Darauf griff ihn Oelven im Märzheft 1708 seiner „Praesenten" an, und Frisch meint diesen Streit in seinen eben erwähnten scharfen Worten gegen Oelven. Dieser verfaßte seine Zeitschrift allein und pflegte darin das Anagramm. Kein Wunder, daß ihn wegen seines Charakters und des Ausschlusses aus der Akademie keiner mehr mit Namen nennen wollte! Im 11. Stück der Monatsschrift S. 221f. gibt er tatsächlich jenes Anagramm auf Berlin zum besten: BEROLINUM = LUMEN ORBI, und er erblickt auch darin wieder eine Vorbedeutung der künftigen Größe dieser Stadt. Solche Geheimniskrämerei lag ja im Zuge der Zeit. Auf S. 74 sagt er: „Der Geist dieser nachdencklich versetzten Buchstaben (nämlich vom Namen des eben erwähnten Prinzen) ... ist nicht durch Speculation des Anagrammatisten entsprungen, sondern die Hand des Höchsten hat dieselbe rangieret." Denn (S. 65) „Gott, der alles pondere, mensura et numero gemacht und unsere Haare gezählet hat, solte der nicht auch die Buchstaben unserer Nahmen abgewogen und darin seine Verborgenheiten geleget haben?" Er starb etwa um 1725 im Wahnsinn. Daß er als Verfasser der sog. Lehninschen Weissagung in Frage komme, wie einst Giesebrecht vermutete, hat Guhrauer überzeugend widerlegt; er er-

---

[1]) Pniower, Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache, Brandenburgia 8 (1899/1900), 88—97. Einziges vollständiges Stück nur in der Univ.-Bibl. Breslau.

[2]) L. H. Fischer, Frischs Briefwechsel mit Leibniz. Archiv der Brandenburgia 2 (1896), 14.

wähnt sie überhaupt zum ersten Male, und zwar im Märzheft seiner Zeitschrift.

Noch eine andere Umstellung der Buchstaben von Berolinum gab es: der Pfarrer an der Heiliggeistkirche Jacob Schmidt schrieb 1727 die erste Sammlung seiner „Berlinischen Denkwürdigkeiten"; darin sagt er, jederzeit hätten sich die Juden in abergläubischer Untersuchung der Namen befleißigt „und haben daraus von Glück und Unglück und allen Zufällen etwas weissagen und vorher verkünden wollen ... Die Heiden tun dergleichen, und was für omina aus den Namen öfters die Christen herausziehen, wird von vielen nicht getadelt; mit Berlin hat es wohl eingetroffen, denn durch den Buchstabenwechsel kommt heraus LUMEN ORBI, Teutsch NUR IM LOBE". Er spielt also bald nach dem Tode von Oelven ebenfalls auf ihn an, wenn er von einem Christen redet. — Aus dem Namen STETTIN übrigens machte B. D. Bartels in seinem Gedicht auf „Das itztblühende Stettin" 1734 das Anagramm IST NETT.

2. In Berlin, sagt er.

(Ein Kunstlied wird zum Volkslied.)

Als Amalie Neumann, spätere Haizinger, ihren Freund Karl von Holtei (1797—1880) für ein Gastspiel um ein Stück bat, schrieb er rasch (nämlich in einer Nacht) das Liederspiel „Die Wiener in Berlin" nieder. Es wurde am 14. Juni 1824 im Berliner Königstädtischen Theater uraufgeführt. Leicht geschürzt und unwahrscheinlich genug ist die Handlung: eine adlige Berlinerin will den Sohn eines alten Wieners für sich gewinnen, der aus seiner Abneigung gegen Berlin kein Hehl macht und sich den Aufenthalt dadurch angenehmer gestaltet, daß er Wienerinnen in seinen Dienst nimmt. Die junge Dame hingegen eignet sich, um ihm zu gefallen, bei einem kurzen Aufenthalt in Wien die Mundart so vollkommen an, daß sie als Wienerin gelten und nunmehr den Sohn heiraten kann. Das Berlinertum soll gepriesen werden, wie umgekehrt in einem späteren Stück „Die Berliner in Wien" das Wienertum. Die eingelegten Lieder gefielen in Norddeutschland, und besonders wurde der reizende Einfall eines Liedes der Louise außerordentlich weit verbreitet und ist es noch heute in verschiedenen Abwandlungen; merkwürdig nur, daß es in Berlin selber und in der Mark Brandenburg trotz der Wiederbelebung alter Volkslieder in letzter Zeit nicht mehr aufgezeichnet worden ist[1]).

---

[1]) Freundliche Mitteilung vom Leiter des Märkischen Volksliedarchivs Herrn Dr. Johannes Koepp. Ihm auch danke ich hier für einige wertvolle Drucknachweise. Meine Liste erweitert die Angaben bei Hoffmann-Prahl Nr. 718 bedeutend; doch möchte ich nur die weite Verbreitung belegen, ohne (wegen der Rücksicht auf den zugemessenen Raum) vollständig sein zu können. Auch Herrn Professor Dr. John Meier danke ich für einige Beiträge zu meinen Sammlungen. Auf die Melodie gehe ich nicht näher ein; sie bleibt im großen ganzen dieselbe, nur in anderer Tonart.

Louise singt[1]):

(1) In Berlin, sagt er,
mußt du fein, sagt er,
und bescheiden, sagt er,
immer sein, sagt er:
denn da habens, sagt er,
viel Verstand, sagt er,
ich bin dort, sagt er,
schon bekannt.

(3) Ganz besonders, sagt er,
noch vor allen, sagt er,
such' durch Sprechen, sagt er,
zu gefallen, sagt er,
recht Berlinisch, sagt er,
immer sprich, sagt er,
und statt mir, sagt er,
sagst du mich.

Das neckische Lied hat sieben Strophen. Es will sicherlich in fröhlicher Art alle die verulken, die den Satz „sagt er" allzu häufig in ihre Rede einfügen. In der Mark Brandenburg kommt dieser Einschub als Übung im schnellen Sprechen vor: Sall ick, seät se, Mi, seät se, Den, seät se, Verfluchten Kerl, seät se, Neahm, seät se, Lieber, seät se, Will ick, seät se, 'Ne Jumfer, seät se, Bliewen ,seät se[2]). Diese Form nähert sich den unter der Jugend beliebten „Räubersprachen", in deren einer z. B. nach jeder Silbe ein und dasselbe Wort eingefügt wird, um den Satz zu verdunkeln: Wenn bei das bei mein bei Mut bei ter bei wüßt bei, wie bei das bei in bei der bei Frem bei de bei ist bei = wenn das meine Mutter wüßte, wie es in der Fremde ist[3]).

Noch bevor Holteis Stück im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" 1825 gedruckt wurde, führten die Hamburger 1824 ein Singspiel auf: Die Französin in Hamburg. Die Gesänge sind nach den Melodien: Die Wiener in Berlin[4]). — So früh also ist der zugkräftige „Schlager" mit der zwar einprägsamen, aber vom Standpunkt der hohen Kunst aus gesehen, entsetzlich unmelodischen Musik an die Waterkant gedrungen. Für die Beliebtheit von Holteis Stück zeugten die vielen Aufführungen: bis 28. September 1842 wurde es 41mal gegeben und noch in neuerer Zeit in Berlin vom 27. November 1915 bis 16. Januar 1927 28mal wiederholt, davon 4mal im Schillertheater. Der Dichter wiederholte das Lied in seiner Liederposse „Ein Achtel vom großen Los", das in Berlin am 24. Februar 1833 uraufgeführt wurde.

Früh erschienen Parodien. Unter den verschiedenen Liedern in der Sammlung Meusebach zu Berlin[5]) beginnt eins:

Ja mein Glück, dacht ich,
würd' in Wien, dacht ich,
wie die Blumen :‖:
fröhlich blühn :‖:

Rosen würden
immerdar
hier mir lächeln:
's ist nicht wahr.

---

1) Wortlaut und Melodie bei Böhme, Volksthümliche Lieder Nr. 692.

2) Brandenburgia 17 (1908/09), 234f.

3) Lewalter-Schläger, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel Nr. 163. 476.

4) Walther im Ndd. Korr.-Bl. 31 (1910), 96; es sei auch in den Niederlanden nachgeahmt worden. Vgl. noch ebd. 25, 137. 145; 30, 72; Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 18 (1883), 180f.

5) Preuß. Staatsbibl. Musikabt. Yd 7913. 21. 1; ferner Yd 7857. 29. 4. Mit der Bezeichnung des Moritatendruckers Ludwig in Öls, nach 1825, auch im Nachlaß von Karl Becker im Märk. Volksliedarchiv. 10 Str. So auch bei G. W. Fink, Musikalischer Hausschatz, Leipzig 1843, S. 68, Nr. 111 mit der richtigen Bezeichnung „Nach dem Volksmund aus den 'Berlinern in Wien'". Auf S. 69, Nr. 112 „Gegenstück zur vorigen Weise 'In Berlin sagt er'" (7 Str.).

und schließt:

Doch nicht anders, merk ich,
ist's in Wien, merk ich,
als im Märk'schen,
in Berlin.

Frohes Herz
muß die Lust
bloß erhöhn;
dann ist's schön.

Von zum Teil über achtzigjährigen Berlinern, die schon verstorben sind, erfuhr ich die folgende Parodie, die aus dem Jahre 1848 stammt und die Worte Wrangels „In den Straßen wächst das Gras"[1]) aufnehmen:

In Berlin, sagt er,
sollst du sehn,
wächst das Gras,
sollst es mähn.

Und die Köppe
mähste mit;
sie sind reif
für den Schnitt.

Wie das Lied von Berlin aus wanderte und von der Bühne her zum Volksliede wurde, schildert Theodor Fontane in seiner 1885 in der „Gartenlaube" erschienenen Kriminalnovelle „Unterm Birnbaum". Da kommt im Jahre 1832 Abel Hradschek alle vier Wochen aus dem großen und reichen Oderbruchdorf Tschechin nach Berlin, und wenn er seine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt hat, geht er ins Königstädtische Theater; von seinem Gasthofe „Zum Kronprinzen" hat er es nur ein paar hundert Schritte bis dahin. Er sah z. B. Holteis „Alten Feldherrn", die „Wiener in Berlin" oder Angélys „Fest der Handwerker". Zu Hause am Stammtisch sang er den Freunden die Lieder vor, die er kennengelernt hatte; denn er hatte eine gute Tenorstimme. Zu ihnen gehörte „In Berlin, sagt er" und noch eins, mit dem er besonders Glück hatte: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt denn Julchen mit?" Dies ist der „Hallesche Stiefelknechtgalopp", um 1830 in Halle entstanden und von Burchard Dörbeck (1799—1835) in Berlin in einem hübschen Bilde verbreitet[2]).

Von den vielen Parodien seien wenigstens einige angeführt. Als der Rügendamm zwischen Stralsund und Altefähr im Frühjahr 1937 eröffnet wurde, spielte gemäß Zeitungsnachrichten eine Kapelle das Lied mit dem folgenden Wortlaut:

Von Stralsund, seggt he,
nah Ollfähr, seggt he,
geht'n Damper
hen und her.

Von't oll Ding
is grot Geschrei,
alle Oogenblick
is't entwei.

Den Text hat Alfred Haas 1899 in den „Schnurren, Schwänken und Erzählungen von der Insel Rügen" S. 128 bekannt gemacht. Er bezog sich auf die schon 1846 zwischen beiden Orten beabsichtigte Dampffähre, die aber erst 1861 ausgeführt wurde. Der Dampfer hieß damals „Altefähre", im Volksmunde aber die „Flunder", und hat bis 1894 gedient; dann verkauften ihn die Fährleute. Von Altefähr bis Bergen ging es mit einem Omnibus weiter, den das Volk den „Bummler" nannte. Darauf bezieht sich eine

[1]) So G. Langenscheidt, Naturgeschichte des Berliners (Berlin 1878) S. 24.
[2]) J. Bolte in den Mitt. d. Vereins f. d. Gesch. Berl. 1926, Nr. 10—12, mit Bild und Melodie.

Stelle in dem Liede; es ist heute leicht zu finden in den von Haas herausgegebenen „Pommerschen Volksliedern", Leipzig 1927, S. 116. Für noch weitere Verbreitung sorgt das Liederbuch „Nach Ostland geht unsere Fahrt", das der Gau Pommern-West des BDM 1933 gedruckt hat, und das andere „Arbeitsmann, singe!", hrsg. von der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude". An der Küste ist das Lied dann vielen andern Texten zugetan worden, in denen keine Ortschaften mehr genannt werden. Aus Ostpreußen bei Plenzat, Ostpreußische Volkslieder, Leipzig 1927, S. 74:

Bi'm Kaptein, saggt er,
moak ich rein, seggt er,
moak öck alles
sauber fein.

Möt'm Sack
wasch öck opp
eerscht dem Schätel,
denn dem Topp.

Kehrvers: Na nu, wie ös dat meeglich, na nu, wie geiht dat to? Na nu, wie usw.

Beliebt ist „De Hamborger Kocksmaat"; bei Tardel, Niederdeutsche Volkslieder, Münster 1928, S. 89:

Juchhei, lustig, segg ick,
ick bün Kock, segg ick,
drink ock gern
en Glas Grog

un dat do ick
all siet Johr'n,
heff noch ümmer
glücklich fohr'n.

Kehrvers: Juchvallera dirili vallerallala, vallera dirili valle ... oha!

Daneben gibt es Verspottungen anderer Städte, z. B. auf Lübeck, Kiel, Hamburg, Berlin[1]); z. B.:

in Kiel, seggt he,
an de Eck, seggt he,
steit en Emmer,
is vull Dreck,

un en Lepel
liggt dorbi,
wer Apptit het,
steit dat fri.

Statt „er (he)" wird mitunter ein Personennamen genannt: aus Schleswig 1857 (= Jahrb. d. Ver. f. niederdt. Sprachf. 36, 1910, 71):

Da krupt en Lus, seggt Hans Pus.
Pfoi! seggt Boi.
Wat is't en Bengel, seggt Engel.
u. a. m.

Es seien noch ein paar Belege aufgeführt: J. J. Algier, Universalliederbuch (Reutlingen 1841) S. 467, Nr. 834 (In Berlin, sagt er; 8 Str.); Wilh. Bernhardi, Allgemeines deutsches Liederlexikon (Leipzig 1847) 2, 218, Nr. 1158 (Eigene Melodie: Wiener in Berlin. In Berlin, sagt er; 10 Str.); Der Sänger. Neuestes und vollständigstes Liederbuch für das deutsche Volk (Berlin o. J. [um 1880]) S. 772, Nr. 1175: In Berlin, sagt er; 10 Str.; Maria Vinzenz Süß, Salzburgische Volkslieder mit ihren Singweisen (Salzburg 1865) S. 151: Üba d'Salzburga im Jahr 1842: Iß's ums Roas'n sagta, Do a Freud, sagta, Siacht ma Stödt, Siacht ma Leut, Und auf Linz Bin i g'roast, Auf an Dampfschiff, Wia ma's hoaßt (dazu Curt Rotter, Der Schnaderhüpfl-Rhythmus = Palaestra 90, Berlin 1912, S. 98: ... „mundartlicher Gassenhauer" ...); Friedrich Polle, Pan. Ein lustiges Liederbuch (Dresden 1877) Nr. 200, S. 152 (In Berlin,

---

[1]) Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachf. 35 (1909), 137. 145; dazu Ndd. Korr.-Bl. 30 (1909), 72: In de Eck, seggt er, Steit e Topp, seggt er ...; Mensing, Schleswig-Holst. Wb. 1, 296; ZVfVk. 16, 87.

sagt er; 10 Str.); Nr. 201, S. 153: Voigtländisch (1 Str.) „Wer in Himmel, sockt er, Will nei kumma, sockt er, Der muß Händschich Mit nei nemma; Denn in Himmel, Da is kalt, Weil der Schnee Runter fallt.“ Nr. 202: Thüringisch (1 Str.) „Und in Wien, sagt er, Is a Pfaff, Hatn Gsicht Wie an Aff, Frißt a Hühnel, Sauft a Wein; So a Pfaff Möcht i sein“; Eduard Langer, Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen Bd. 1 (Prag 1891), 48: Spottlied der Studenten auf den Schleifer „Mettenmeller“, der bei dem Wüsten Schlosse im Sucheiwalde nahe bei Rokitnitz, mit der Wünschelrute Schätze heben wollte: „In der Suchei, sagt er, Hoot's a Schloß, sagt er ...“; derselbe, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen Bd. 7 (Braunau 1907), S. 196: „Wer im Himmel, sogta, ein will kuma, sogta, Muß'n Montl Ach mit nehma. In dem Himmel Ist gor kalt, Weil der Schnee Oba follt“ (= Polle Nr. 201); Karl Becker, Nachlaß im Märk. Volksliedarchiv. Fliegendes Blatt (10 Str.): Nimm zehn Briefe, sagt er, Mit hinab, Gib sie richtig Alle ab. Hier der groß' Hats im Bauch Und geschrieben Sein sie auch (= Polle Nr. 200); Das deutsche Volkslied 14 (Wien 1912), 29: Krimmler-Lied (Krimml. im Oberpinzgau) „Und doscht obn, sagt'a, e da Krimml, sagt'a, Moan dö Hean Is da Himmel ... (11 Str.). Ebda. 22 (1920), 77—79 „Sagt er-Lieder“ von Liebleitner: Nr. 1 „Wanst in Himmel, sagt a, Willst köma ...“ Nr. 2 „In Schönbrunn — sitz an Aff, Hat a Gfriß wia ra Pfaff ...“ Nr. 3 „Wanst in Himmel ...“ u.a.m.; Erich Seemann, Die Volkslieder in Schwaben (Stuttgart 1929), S. 21: Und da drobe, sagt er, Auf der Höh, ist e Hirsch Und e Reh ...“ (3 Str.). Die Anm. S. 135 verweist auf Grol, Solothurn Nr. 95a und Anm. 102; Paul E. Kubitz, Wiener Liederalbum (1926) S. 84f.: „Wollt's ein Mann, sagt er, seids fein g'scheid, Nahmts kein' Alten, 'swär kan Freud ...“ (4 Str.). Hierzu sieh unten den letzten Absatz. — Wichtig: Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde (Prag 1930ff.) Nr. 99 und 412—417; Adolf Hauffen, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen (Reichenberg 1931) S. 164, Nr. 2576; Dominik Hummel, Bibl. des weltl. Volksl. in Niederösterr. = Jahrb. f. Landeskde. von Niederösterr. 24 (1931), 187, Nr. 467.

Auch ins Kasperletheater sind die beliebten Verse und ihre Umdichtungen gedrungen. Im Jahre 1852 erschien in Berlin „Don Carlos, der Infanterist von Spanien oder das kommt davon, wenn man seine Stiefmutter liebt.“ Verfasser und Verleger ist Silvius Landsberger. Im 1. Aufzug lobt Kasper die Residenz: „Residenz, sagt er, Ist 'ne Stadt, Wo's viel hübsche Mädels hat ...“ Es sind vier Strophen mit politischen Anspielungen. Im Hamburg aber verfaßten Volksdichter Leierkastenlieder mit dem eingefügten „seggt he“; einige teilt Johs. E. Rabe mit in „Kasper Putschenelle“ (Hamburg 1924), S. 321.

Die ganze Verspottung aber jener „Sagt-er“-Sager scheint mir in Österreich entstanden zu sein. Schon vor Holtei kann ich einen Beleg beibringen: in der „Sammlung komischer Theatergesänge“, erschienen bei S. A. Steiner & Co. in Wien 1818ff., kommt schon das Lied vor „Wollts ein Mann, sagt er, Seids gscheid, sagt er, Nehmts kein Alten, 's wär kein Freud, Nehmts kein Jungen, Sind oft schlecht, In meiner Par Sein s' just recht“ (12 Str.). Aus der Bibliographie oben ist ersichtlich, daß das Lied bis heute lebendig ist. Ferdinand Raimund sang es am 17. Oktober 1821 als Schlußgesang zu der Posse „Moderne Wirtschaft und Don-Juans-Streiche“ von Adolf Bäuerle, Musik von Wenzel Müller. Vgl. die Histor.-kritische Ausgabe der Werke von Raimund, hrsg. von Castle. Bd. 3 (Wien 1932), S. 145. Sicher hat der gefällige Rhythmus unserm Holtei im Ohre gelegen, als er sein neckisches Gedicht verfaßte.

Grillenmusik.

Von Otto Lauffer, Hamburg.

Unter den farbigen Blättern des Hamburgischen Professors Christoffer Suhr, die im Jahre 1808 mit dem Titel „Der Ausruf in Hamburg" erschienen sind, befindet sich auch die Darstellung eines Mannes, der in jeder Hand einen Querstab trägt. An diesen Stäben sind kleine verschiedenfarbige Papierhäuschen in größerer Zahl aufgehängt, die an allen vier Ecken mit Licht- und Luftlöchern versehen sind. Die Erklärung gibt der unter dem Bilde stehende Straßenausruf, mit dem der Mann seine seltsame Ware zum Verkauf zu bringen sucht: „Grashüpp — hüpp koop!"

Eine nähere Beschreibung verdanken wir dem Pastor Hübbe, dem Verfasser der mit den Suhrschen Bildern herausgegebenen „Erklärungen", deren Bedeutung für unsere Kenntnis des älteren volkstümlichen Lebens in Hamburg immer wieder dankbar hervorgehoben werden muß. Hübbe erzählt, daß zu seiner Zeit manche Leute sich damit abgaben, in der Heuernte Grashüpfer zu fangen, sie in papierne Käfige mit kleinen Glasfenstern zu setzen und „an solche Leute zu verkaufen, welchen das Zirpen dieser Insekten Vergnügen macht". Sehr belustigend ist es zu hören, daß auch bei diesem kleinen Handel der Käufer gelegentlich betrogen wurde, indem er sich ein Weibchen anhängen ließ. Nur die Männchen zirpen, wobei der Ton durch Reiben der Flügel und der Springfüße entsteht.

Man fütterte die kleinen Gefangenen mit geschabten gelben Wurzeln oder am besten mit saftigen Birnen, und man konnte sie auf diese Weise unter Umständen bis gegen Weihnachten lebendig erhalten. Hübbe sagt: „Diese Liebhaberei ist jetzt ziemlich aus der Mode gekommen, vielleicht weil das Obst jetzt zu teuer ist." Aber noch in den achtziger und neunziger Jahren hat es in Hamburg und in Altona Verkäufer von Grashüpfern, zuletzt meist mit dem Ausruf „Grashüpper — in de Buer!" oder „Grasseebers in de Buer! Scheune Sänger!" gegeben. Der Verkauf erfolgte zuletzt meistens durch junge Burschen von etwa 14—18 Jahren, auch damals noch — einzeln oder paarweise — in kleinen Papphäuschen. Es heißt, daß noch in dieser letzten Zeit sehr viele „kleine Leute" sich einen oder zwei Grashüpfer im Hause hielten, und daß sie besonders stolz darauf waren, wenn sie einen guten „Sänger" erwischt hatten. Die Grasseeber-Häuser wurden aus Modellierbogen hergestellt, die in jeder Papierhandlung zu haben waren. Sie waren etwa 15 cm hoch und hatten eine Grundfläche von etwa 10 cm im Quadrat. Sie bildeten ein Ziegelhaus nach und hatten vorn ein aufklappbares Tor und an den Seiten ein Fenster, außerdem waren die Seitenwände wegen der Luftzufuhr durchlocht. Übrigens wurde in Hamburg, zum mindesten am Ende des vorigen Jahrhunderts, in der Regel nicht die Feldheuschrecke gehalten, sondern die doppelt so große grüne Laubheuschrecke, deren Musik noch lauter zu sein scheint als die der Heuhüpfer.

Noch im Jahre 1930 hat eine entsprechende Umfrage, die ich in den „Hamburger Nachrichten" veranstaltete, einen sehr starken Widerhall gefunden. Noch damals wurden in einer kleinen zoologischen Handlung Grashüpfer in winzigen Stäbchenkäfigen „wohl nach chinesischem Vorbilde" feilgeboten, und ein bekannter Hamburger Herr teilte mit, daß er seit vielen Jahren einen Grashüpfer im Bauer halte, regelmäßig bis etwa zum Jahresende[1]). Wir sehen aus alledem, daß das Scherzgedicht „De Grassibberfang", das — für unsere Zusammenhänge sonst ohne inhaltliche Bedeutung — im Jahre 1897 zu Hamburg in den „Pipmantjes" von Heinr. Jürs erschien, damals noch auf ein allgemeines Verständnis rechnen konnte.

Man hat nun darauf hingewiesen, daß in den hannoverschen und mecklenburgischen Dörfern in der Nähe von Hamburg, wenigstens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das Fangen und Halten von Grashüpfern unbekannt gewesen sei, und man hat die Meinung ausgesprochen, daß der Brauch — soweit Europa in Frage kommt — auf Hamburg beschränkt und hier etwa durch irgendeinen Janmaat gelegentlich in Anlehnung an einen mitgebrachten chinesischen Grillenkäfig eingeführt worden sei. Diese Meinung läßt sich aber nicht aufrechterhalten.

In Franken kennt jeder Escherndorfer Weinbauer schon als Kind die große fränkische Singzikade (Tibicina haematodes), der „Lauer" genannt. „Die Winzer dort wissen genau die Lagen, in denen er vorkommt: am zahlreichsten im ‚Kirchweihberg' und in der Lage ‚Lump', also dort, wo die köstlichsten der Escherndorfer Weine wachsen. Fünf andere Lagen beherbergen ihn ebenfalls, aber weniger zahlreich. Die große Singzikade ist selten. Nicht alle fränkischen Winzer kennen das Tier, obwohl es in ihren Weinbergen haust. Viele haben auch niemals das Wort ‚Lauer' gehört. Gegenwärtig lebt der Name und das Tier im Munde der Würzburger Winzer, besonders aber in Escherndorf. Manche Leute nehmen einen Lauer mit nach Haus, binden ihn dort in einem Blumentopf am Fenster fest und ergötzen sich an seinem Geschrei in der prallen Sonne. Andere binden ihn an Pfähle an, damit er nicht aus ihrem Weinberg fortfliegen kann: im Unterbewußtsein ist den Winzern in Escherndorf der Lauer ein glückbringendes Tier[2])."

Aus Dortmund wird mir mündlich berichtet, daß man dort etwa in den sechziger Jahren noch auf dem Jahrmarkte „Grillen" kaufen konnte. In anderen Fällen oder in anderen Gegenden sind es die Anrufe der Kinder, die uns einen Hinweis geben, wenn sie beim Fangen einen Grashalm in das Grillenloch stecken und warten, bis das Tier darauf beißt, um es dann herauszuziehen[3]). Dabei sagen sie in Steiermark: „Grill, Grill, komm heraus, Vater und Mutter ist nit zu Haus!" oder „Sunst brenn ich an dein

---

[1]) Vgl. auch Alb. Borcherdt, Das lustige alte Hamburg (1910) 5 Aufl. S. 10.

[2]) E. Mohr in „Hamburger Nachrichten" unter näherem Hinweis auf „Der Naturforscher" 1926/27, 8—13.

[3]) ZVfVk 10, 159.

Hof und Haus[1])!“ In Tirol heißt es: „Grill, Grill, geh außen, i gib dir Kas und Brut, drinnen leidest du Hungersnot[2])!“

Geschichtlich kommen wir, soviel ich sehe, dort am weitesten zurück, wo über die Herstellung und Verbreitung der kleinen Käfige der Grillen berichtet wird. Da findet sich als vorläufig ältester Beleg eine Erwähnung in der Geschichte der Berchtesgadener Schnitzerei in einem Preisverzeichnis, das im Jahre 1655 den Verlegern der Schnitzarbeiten gegeben wurde, das allerdings aus einer wahrscheinlich späteren Zeit Zusätze von einer anderen Hand aufweist. Dort erscheinen unter vielen Arten von Zier- und Spielwaren auch die „Grillenhäuschen“[3]). Etwa anderthalb Jahrhunderte später gibt C. M. Plümicke in den „Briefen auf einer Reise durch Deutschland im Jahr 1791“ (Liegnitz 1793) abermals ein Verzeichnis der zum Teil in Berchtesgaden gefertigten „Nürnberger“ Holzwaren, die ein Verleger Anton Wallner auf Lager hatte, darunter ebenfalls auch „Grillenhäusl“.

Ein sehr merkwürdiger Beleg findet sich im Jahre 1783 in Freising. Dort veranstalteten die Studenten gelegentlich eines Karnevalsaufzuges eine Schlittenfahrt, bei der die „Berchtolsgadner Waare“ feilgeboten wurde, und auch bei dieser Gelegenheit begegnen wir unter vielem anderen wieder dem „Grillenhäuschen“.

Es gibt nun manche Züge des volkstümlichen Glaubens, die sich an das Zirpen der Zikaden anschließen, wobei freilich wohl so gut wie immer an die Hausgrille gedacht werden muß. Im Handwörterbuch des Aberglaubens (3, 1162ff.) ist eine umfangreiche Zusammenstellung solcher Anschauungen gegeben. Ich kann zur Ergänzung dessen hier auch noch ein paar weitere Beispiele aus Joh. Friedr. Schützes „Holsteinischem Idiotikon“ (4 Bände, Hamburg 1800—1806) anführen. Danach wurde es allgemein für ein Glückszeichen gehalten, „wenn eine Hausgrille sich in der Herbst- und Erntezeit in Kaminen und Wänden zirpend hören läßt“ (1, 288). Ganz besonders galt die Grille als Verkünderin einer baldigen Brautwerbung: „Wo in einem Hause ein Heimchen, eine Hausgrille sich vernehmen läßt, da bedeutet das dem Hause eine baldige Braut!“ (1, 167). Daneben allerdings vermag die Hausgrille auch einen bevorstehenden Todesfall anzuzeigen. Schütze sagt in dieser Beziehung: „Ein zirpendes Wandwürmchen zeigt an, daß es bald einen Toten im Hause oder in der Familie nach sich ziehen wird[4]).“ Immerhin könnte man auf den Gedanken kommen, von dieser unglücklichen Vorbedeutung abzusehen und statt dessen die glückliche um so nachdrücklicher zu betonen. Dann läge der Schluß nicht gar so fern, daß bei der Haltung und Pflege gefangener Heuschrecken der Grund-

---

[1]) Ebenda 5, 285.

[2]) ZfdMyth 1, 476. Nach Franz Ernst, Die Tiere der deutschen Anrufe- und Ansingelieder. Diss. Hamburg 1932.

[3]) Dies und das folgende nach Hartmann in „Volkskunst und Volkskunde“ 1 (München 1903), 66ff.

[4]) Friedr. Rieck, Joh. Friedr. Schütze und die Volkskunde. Diss. Hamburg 1934, S. 30.

gedanke gewesen sei, durch ihr Zirpen das Glück in das Haus zu bringen. Ich glaube aber nicht, daß zu solcher Deutung ein hinreichender Grund vorhanden ist. Es war ganz einfach die Liebe zur Natur, die hier den Anstoß gegeben hat. Wie man am Stubenfenster in Töpfen und Kästen die Blumen zog, wie man die Singvögel in den Käfig setzte, um sich an ihnen zu erfreuen, so nahm man auch den kleinen Heuschreck mit seinem Gezirp allein um des Vergnügens willen in das Haus.

Dabei mag es allerdings sein, daß Kinderhände sich an den gefangenen Tierchen mehr als einmal quälerisch versündigt haben, aber das sind doch nur gelegentliche Auswüchse gewesen. Im Ganzen muß man gerade umgekehrt sagen, daß die Herzlichkeit, die sonst den deutschen Menschen allgemein auszeichnet, auch in der Freude an der Grillenmusik als in einem besonderen kleinen Zuge ihren Ausdruck gefunden hat. Man muß allerdings auch gleich dabei hinzufügen, daß wir es hier nicht etwa mit einer volkstümlichen Sondererscheinung deutscher Art zu tun haben. Auch bei anderen Völkern tritt uns die Pflege der Grillenmusik, zum Teil sogar in einem noch viel stärkeren Maße als in Deutschland, entgegen, so daß man sich versucht fühlen kann, auch hier von einem jener „Elementargedanken“ zu reden, die bei gleichem Anlaß in den verschiedensten Teilen der Erde ganz unabhängig voneinander in genau den gleichen Formen sich ausbilden können.

In Ostasien sind, wie es heißt, die Chinesen andächtige Zuhörer der Grillenmusik, und mancher Kaufmann des Reiches der Mitte hängt sich in seinen Laden die Bambuskäfige, in denen die kleinen Musikanten sitzen[1]). Aber auch aus dem Abendlande fehlt es nicht an Hinweisen, wenigstens nicht in romanischen Kreisen. Aus Madrid hören wir von volkstümlichen Anrufen, die — wie in Deutschland — beim Grillenfang gebräuchlich sind[2]). In Florenz feiert man am Himmelfahrtstage das Fest der Grillen, an dem an allen Ecken kleine Käfige aus Holz und Schilf mit gefangenen Grillen für kindliche Wünsche feilgeboten werden, und mit dem ein allgemeines Volksfest mit maskierten Umzügen, mit Tanz und Wirtshauslärm verbunden ist. In Venedig aber hat Heinr. Vierordt die Anregung zu dem Gedicht „Die Zikaden“ empfangen, das mit den Worten beginnt:

> „In der Gondel steuernd nach Torcello
> Hatt ich noch zwei kleine Passagiere
> Zu der Morgenseefahrt eingeladen,
> Dürre, braune, winzige Passagiere:
> Silberstimmig zirpende Zikaden
> In dem messingdrahtgeflochtnen Käfig!
> Zu den vielen angebornen Grillen
> Hab ich diese käuflich noch erstanden
> Auf dem Grillenmarkt an dem Rialto.“

---

[1]) Vgl. B. Laufer, Insect-Musicians and Cricket Champions of China. Chicago 1927 (Field Museum of Natural History, Anthropology, Leaflet 22).

[2]) HDA 3, 1169. Auch die alten Griechen fingen Zikaden, um sie in kleinen Käfigen aus Pflanzenstengeln (ἀκριδοθήκη) zu halten, s. Longus, Pastoralia I 10, 2.

Über das Germanische und Deutsche im deutschen Märchen.

Von Friedrich v. der Leyen, München.

Das große Werk unseres nun dahingegangenen Meisters Johannes Bolte, die neue Ausgabe der Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm, habe ich in dieser Zeitschrift und an anderen Stellen wiederholt besprechen dürfen. Es wäre eine verlockende Aufgabe, die Art und die Leistung der Märchenforschung, die diesen Anmerkungen das Gepräge gibt, mit den Leistungen und Zielen zu vergleichen, die nun die Märchenforschung erkennen läßt, etwa im Anschluß an den großen und wichtigen Bericht, den Friedrich Ranke gibt (Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 14, 245ff.). Diese Arbeit müßte aber weit ausholen, und der Raum dieser Denkschrift wäre für sie zu eng; vielleicht verschiebt man sie auch besser, bis das Handwörterbuch des deutschen Märchens vollendet vor uns liegt. Als eine kleine Abschlagszahlung sollen die Bemerkungen über das Germanische und Deutsche im deutschen Märchen gelten, die ich an die folgenden Sätze von Friedrich Ranke anknüpfe (a. a. O. S. 299).

„Unsere deutschen Märchen sind ihrer Mehrzahl nach erst im hohen Mittelalter aus der näheren oder ferneren Fremde zu uns gekommen. Ihre Aufnahme in Deutschland gehört mit zu den merkwürdigen Vorgängen der Umwandlung der deutschen Seele unter dem Einfluß der Gebilde keltisch-romanischer, antiker und orientalischer Phantasie zur Zeit des Rittertums und der Kreuzzüge; so sind sie uns Zeugen eines entscheidenden Abschnittes der deutschen Bildungsgeschichte.

Man mag die Tatsache als Überfremdung der deutschen Seele bedauern — und wer wie der Berichterstatter seit Jahrzehnten daran mitarbeitet, die in der altnordischen Dichtung schlummernden germanischen Werte wiederzuerwecken, kann dies Gefühl besonders gut verstehen —, der Forscher wird den deutschen Märchen als einem längst zum sicheren Eigentum gewordenen Besitz des deutschen Volkes seine Liebe darum nicht entziehen, sondern gerade durch den Vergleich mit der verwandten Überlieferung anderer Völker an ihnen die deutsche Eigenart zu erkennen versuchen."

Dazu möchte ich bemerken: der Besitz des deutschen Märchens an germanischen Stücken ist, meines Erachtens, reicher, als Ranke glaubt. Ich erinnere, wie schon oft, an das Märchen von der Gänsemagd. Sein Thema, daß in ihrer Not die mißhandelte Königstochter sich ihres Adels, ihrer zauberischen Macht über die Elemente bewußt wird, und daß sie durch diese Macht sich befreit und ihre Peiniger der Strafe überliefert, dies Thema ist dem der Gudrun verwandt. Gerade die Peinigungen der Gerlind wecken ihren Stolz und ihre königliche Kraft, das gibt ihr den Sieg. Verwandt mit diesen Themen ist das des Mühlenliedes der Edda. Weil der habgierige König sie knechtet und sie zu Magddiensten zwingt, erwacht die riesische

Kraft der Riesenmädchen, und strömen von ihren Lippen die Zauberworte, die den König und sein Gefolge vernichten. In der Wölsungasaga ist die Hjördis noch in Magdkleidern die Königin und die Magd in Königskleidern die Magd. Und nicht nur der Adel und die Kraft der germanischen Frau brechen rein und mächtig hervor, wenn Knechtschaft und Erniedrigung sie demütigen sollen. Auch Wieland gewinnt als Knecht, als Verstümmelter, die Kraft, sich Flügel zu schmieden und gewinnt die Kraft der Rache. Odhin spricht als Bettler, zwischen zwei Feuer gesetzt, den Spruch, der die Flammen beschwört, und der den Peiniger ins eigene Schwert stürzt. Einfachen Menschen und Wanderern gleichend, verrichten die nordischen Götter ihre größten Taten. — Im Märchen von der Gänsemagd spricht der Schädel eines Pferdes zauberische Worte, von den Blutstropfen der Mutter soll die Kraft in das Herz der Tochter rinnen; das sind wieder Erbstücke germanischen Glaubens.

Die Verse, die der Schädel des Pferdes und die Gänsemagd sprechen, tragen Kennzeichen hohen Alters und germanischer Verskunst.

Ob nun unser Märchen — wie herb und stark es einmal klang, das verraten uns eben seine Verse — unmittelbar aus einem alten, germanischen Lied entstand oder nicht, danach wollen wir nicht fragen. Das Entscheidende scheint uns, daß der Glaube und der Adel, aus dem die alten nordischen Götter- und Heldenlieder ihre Kraft holen, auch der Glaube und der Adel des Märchens von Falada sind.

Den Gehalt des Märchens vom König Drosselbart fassen Kaarle Krohn und Ranke auf als schwankmäßige Freude an der Demütigung des übermütigen Weibes. Sie suchen seine Heimat in Frankreich. Ich halte die ritterlichen und die spielmännisch-schwankhaften und die vielleicht romanischen Züge in diesem Märchen für eine spätere Übermalung. Ich glaube mit Philippson, daß es aus der germanisch-heroischen Welt stammt oder doch ihr Leben einmal geatmet hat. Die trotzige, spröde Jungfrau, die nur den Stärksten will und dann endlich den Stärkeren findet, der ihre Kraft und ihren Trotz bricht, das war die alte Fabel. Die Prinzessin unseres Märchens war eine Schwester der Brünhild, der Thryda, der Gerd, der Rind. Wir wissen aus manchen Beispielen, wie im Mittelalter über alte tragische und heroische Lieder eine spielmännische und ritterliche Schicht gelegt wurde — an den Waltharius und an Hetel und Hilde brauchen wir kaum zu erinnern —, unser Märchen hat, wie mir scheint, ein ähnliches Schicksal erlebt.

Daß der starke Hans unseres Märchens in seiner arglosen, unschuldigen, unüberwindlichen Kraft dem Siegfried des Nibelungenliedes gleicht und dem Sigurd der Edda, daß gerade diesem arglosen Helden die treulosen und schwachen Menschen nachstellen, das haben schon viele Forscher betont. Der in den starken Hans verwandelte, wieder spielmännisch übermalte Siegfried führt noch ein reiches und starkes Leben im Märchen unserer Tage. Auch den Helden, der das Fürchten nicht kennt, hat schon das alte Island geliebt; dieser Bursche gehört wieder in Siegfrieds Geschlecht.

Im Machandelboom erinnert manches an das nordische Lied von Wieland, das wohl im alten Franken seine Heimat hat: der grausame Mord,

an einem unschuldigen Kind begangen, die harte, unerbittliche Rache und der Hohn des Rächers, der sich an der Angst und Ohnmacht seines Opfers weidet.

An das große Brüdermärchen in den Kinder- und Hausmärchen haben sich noch in später Zeit immer neue Züge angehängt, aber die unlösliche Verbundenheit der Brüder und die Bosheit der Hexe, die sie verwandeln und vernichten will, das ist eine sehr alte Fabel und der Kern unseres ältesten Märchens, des Brüdermärchens der Ägypter. Ob dies Märchen nun ganz und gar Ägypten gehört, oder ob einer seiner alten Dichter indogermanische Mythen von einem Brüderpaar, das in den Sternen wohnte, von den Dioskuren in das Gewand des Märchens verbarg, das wissen wir nicht. Ich möchte es glauben. — Die Erweckung von Dornröschen, das hinter der Dornenhecke schläft, hat man mit Recht mit der Erweckung der nordischen Brünhild verglichen, die hinter dem Flammenwall ruht.

Die Geschichte von Njördh und Skadi in der Edda entsprang einer alten Begattungsfeier, mimisch dargestellt, vielleicht schon in der Bronzezeit. Das Märchen von der goldenen Gans bei Grimm hat einen ähnlichen Ursprung. Auch dort die possierlichen Gebärden, die geschlechtlichen Scherze, das Mädchen, das nicht lachen will, und zum Schluß gar das Schiff, das wie das Schiff von Frey über Wasser und Land fährt; das Schiff gehört eigentlich dem Njördh.

Man sieht, die Ernte ist nicht dürftig. Was wir in unseren Märchen von altem Mythus und Kultus noch zu erkennen glauben, das zeigt sich freilich nur in schwachen Umrissen. Aber die Frauen und die Helden, die unsere alten nordischen und germanischen Lieder feiern und lieben, leben noch in den Märchen, die uns die Brüder Grimm erzählen, und in ihnen lebt auch noch etwas von der alten Rache und von dem alten Schicksal. Gerade die schönsten Märchen der Brüder, der Machandelboom, die Gänsemagd, tragen das Adelszeichen germanischer Herkunft. Und wenn die Märchen vom Fürchtenichts, vom Starken Hans, vom Drosselbart so beliebt waren, und wenn man sie immer von neuem gerne erzählte, ihr schönster und stärkster Lebensquell blieb doch die Kraft und der Trotz, der schon zu den Germanen gehörte.

Die mythische und heroische Dichtung der Germanen ist ja eine ganz andere Welt als die Welt unseres Märchens, und sie kommt aus anderen Ursprüngen. Im Norden sind manche dieser Dichtungen in die Welt des Märchens gewandert, und dies hat ihn von seinem Reichtum viel gegeben. Bunter sind sie dabei geworden und reicher und lustiger, aber sie entfremdeten sich von ihrem Wesen und wurden auch von dem neuen Schmuck erdrückt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn von der Dichtung der Germanen im Märchen wenig lebt, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß in einigen unserer deutschen Märchen sich doch etwas von dem alten Adel und der alten Größe erhielt.

Nehmen wir aber einmal an, solche Märchen, wie das vom Fürchtenichts, von der Falada, vom Drosselbart, vom Machandelboom, wären uns verloren, müßten wir dann wirklich darüber klagen, daß die verbleibenden

Märchen meist fremder Herkunft sind, müßten wir das als eine Überfremdung der deutschen Seele bedauern? Sind die deutschen Märchen wirklich Fremdkörper in unserer Dichtung, wie es etwa manche Dichtung der Humanisten und viele des 17. Jahrhunderts waren?

Hier weisen wir darauf hin, daß von unseren Tiermärchen einige nordischer Herkunft sind, und daß sie gerade die deutsche Art zeigen, Tiere zu sehen und zu schildern, und die deutsche Art, mit Tieren zu leben. Dann aber, welche Völker besitzen überhaupt die unerschöpfliche Gabe des Märchen-Erfindens? Eigentlich nur die Kelten und die Inder. Einige Märchen, Novellen und einige Schwänke mag die Antike, einige lehrhafte Märchen mögen die Semiten erfunden haben. Die große Mehrheit der Völker lebt von den Märchen, die sie nicht selbst erfanden, und wenige Völker haben, so wie das deutsche, die Kraft besessen, auch im Märchen das Fremde in das Deutsche zu verwandeln und ihm deutsches Leben einzuhauchen. Diese Kraft hat sich nun ein gutes Jahrtausend bei dem Märchen bewährt. Ob es der freche und lustige Übermut der Spielleute war, ob die Abenteuerfreude und die zauberische Welt der Ritter, ob der tiefe Ernst und die geduldige, leidensfrohe Unschuld der Legende, ob die kecke Vertrautheit des Umgangs mit Gott und den Heiligen — wie ist das alles in die deutsche Welt eingegangen! Aus den fremden Geistern sind deutsche Zwerge, Riesen, Kobolde, Wichte, Nixen geworden, Frau Holle und Hans im Glück gibt es nur in Deutschland, und sind etwa, wenn sie auch von den Kelten und Franzosen kamen, Schneewittchen, Rapunzel, Rotkäppchen keine deutschen Mädchen, Hänsel und Gretel keine deutschen Kinder, und sind die Soldaten, Landsknechte, Jäger, Diener, Müller keine deutschen Menschen, ist das Volk im Märchen kein deutsches Volk? So könnte man noch lange fragen, und dann würde noch eine andere Deutschheit der Märchen sichtbar, die Deutschheit seiner Sitte und seines Glaubens. Es läßt sich sogar verfolgen, wie die Märchen, die uns doch nicht gemäß waren, allmählich verschwinden, während die ganz deutsch gewordenen immer lebendiger wirken. Die besondere Gabe des Deutschen, die weite und frohe Empfänglichkeit, zeigt auch das deutsche Märchen, und es ist sein Vorrecht, daß es so viel von der Geschichte unserer Bildung und Dichtung, von der Zeit der Ottonen bis zur Zeit der Romantik spiegelt. Man vergleiche unseren Besitz etwa mit dem der nordischen Märchen. Wieviel fehlt dort von den Wundern des Mittelalters, von dem Volk des 16. Jahrhunderts!

Beim Märchen ist das Erzählen wichtiger als das Erfinden. Wie steht es nun mit dem deutschen Märchenerzählen? Hier dürfen wir leider nicht von der deutschen Gegenwart ausgehen, die alte Kunst des Märchenerzählens ist bei uns so gut wie ganz erloschen. In früheren Sammlungen — man denke an die Märchen aus dem Donauland, an Müllenhoff, an Jahn — gab es gute Erzähler überall, aber gute Erzähler kannten andere Völker auch, und die nordischen waren vielleicht besser und kräftiger als die deutschen. Heute ist vielleicht das einzige Volk in Europa, bei dem die Märchenerzähler noch so leben und so erzählen wie früher im Mittelalter, das Volk der Iren. Darüber wird der beste Kenner des irischen Märchens, Duileargu,

uns hoffentlich bald berichten. Aus seinen Vorträgen, die wohl manche von uns hörten, geht hervor, daß es in Irland Märchenerzähler von vielen Graden gibt und immer gegeben hat, und daß ihre besten — es sind nur sehr wenige — in ihrer Art große Künstler sind, Meister des Vortrags, ganz im Wesen ihres Volkes webend, erstaunlich lebendig und immer von neuem um den Vortrag ihrer Märchen bemüht. Blicken wir von diesen Meistern auf Deutschland zurück, so dürfen wir getrost behaupten, Wilhelm Grimm ist unser Märchenerzähler, und er gehört zu den ganz großen und zu den erfolgreichsten; die von ihm erzählten Märchen wanderten noch einmal durch die Welt. Kein anderes Volk hat einen solchen Erzähler besessen. Daß er von feiner Bildung und von reichem Wissen erfüllt war, soll man ihm nicht als „literarisch“ vorwerfen, das nimmt ihm nichts von seiner volkstümlichen Kraft, im Gegenteil, das vertieft sie; er war eben ein Deutscher. Und wie hat sich diesem Mann das Wesen unserer Sprache, das Wesen unserer Kinder erschlossen, wie unablässig hat er von anderen Erzählern sowohl seiner Zeit wie früherer Zeit gelernt, und wieviel Kraft hat er daran gegeben, um seine deutschen Märchen immer deutscher zu erzählen.

Man versteht es gut, daß ein so wissensreicher und ein so bescheidener, sein Volk so liebender Meister, wie Johannes Bolte, das Hauptwerk seines Lebens in den Dienst der Märchen gestellt hat, die Wilhelm Grimm erzählte.

Das „Aschenbrödel“ als griechische Volksballade.

Von Hedwig Lüdeke, Berlin.

Wenn es sich um Sammeln von Volksdichtungen handelt, wird wohl das eifrigste Bestreben, die heißeste Sehnsucht jedes Sammlers sein, selbst bis an die Quellen vorzudringen und aus dem Munde der alten Leute die unverfälschten mündlichen Überlieferungen zu hören. Bei uns in Westeuropa ist das wohl nur selten und an abgelegenen Orten möglich, da die Schulbildung und die unaufhaltsam vordringende, alles verflachende und nivellierende Zivilisation die in sich gekehrte Sammlung zerstört hat. Die junge Generation hat unzählige Eindrücke von außen und will vor allem Neues kennen und hören, und an die Stelle einer immer wiederholten Vertiefung in wenige, mit Ohr und Herz von den Alten aufgenommene Überlieferungen tritt ein oberflächliches Naschen an vielen schablonenhaft-wertlosen Erzeugnissen, die kaum noch den Namen „Dichtung“ verdienen. — Anders liegen die Verhältnisse aber in jenen Ländern, die durch ihre geographische Lage und das Fehlen leichter Kommunikationen in vielen Teilen noch vom Weltverkehr fast unberührt sind. — Da ist vor allem die neugriechische Volksdichtung ein Paradies für den Sammler: In den durch hohe Gebirge getrennten Tälern des griechischen Festlandes und vor allem auch auf den Inseln mit ihrer Abgeschlossenheit finden wir heute noch eine Stärke der mündlichen Überlieferung, wie sie in Westeuropa vielleicht vor vierhundert

bis fünfhundert Jahren bestand. Erst aus der Zeit des Philhellenismus stammen die ersten Sammlungen griechischer Volksdichtung — die von Haxthausen und Fauriel hat der greise Goethe noch kennengelernt und aufs höchste bewundert —, aber bis zu jener Zeit gab es überhaupt nur mündliche Überlieferung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts setzte dann eine eifrige Sammeltätigkeit ein, und zwar sind es mit wenigen Ausnahmen (Passow, Tommaseo) meist örtlich ziemlich engbegrenzte Sammlungen, die, in kleiner Auflage gedruckt, nach wenigen Jahren wieder verschwanden und der Vergessenheit anheimfielen. Die Berliner Staatsbibliothek jedoch besitzt die meisten dieser wichtigen und seltenen Bücher, und ich konnte, als ich mich dem Studium und der Sammlung dieser Dichtungen zwecks getreuer poetischer Übersetzung widmete, teils in der Bibliothek selbst, teils durch sie von außerhalb über 200 solcher Sammlungen erhalten, aus denen ich alles Wertvolle, d. h. den größten Teil, abschrieb. So legte ich mir eine umfassende Textsammlung aus allen Teilen des griechischen Sprachgebietes an. Dabei machte ich schon die Wahrnehmung, daß sich gerade in den entlegenen Gegenden und auf den schwerer zugänglichen Inseln der Schatz der Überlieferungen besonders reich und rein erhalten hat. In dem unter englischer Herrschaft stehenden Zypern z. B. sind die ältesten heroischen Volksballaden, die von Digenis Akritas, die erwiesenermaßen auf das 10. Jahrhundert zurückgehen, in erstaunlicher Vollkommenheit erhalten. Auch bei den Flüchtlingen von Kleinasien, Kappadokien und vom Schwarzen Meer, die aus den alten ionischen Kolonien stammen und seit 1922 im Mutterlande Zuflucht fanden, leben sehr merkwürdige alte Lieder. Auf den seit 1912 von Italien annektierten Inseln des Dodekanes, deren bedeutendste, Rhodos, im Altertum drei blühende griechische Städte aufwies, haben sich ebenfalls griechische Sprache und Sitte und alte griechische Volksüberlieferungen besonders rein und vollkommen erhalten. So mußte ich natürlich danach trachten, meine Textsammlung womöglich durch eigene Aufzeichnung von Liedern an Ort und Stelle zu vervollständigen.

Auf meiner ersten Forschungsreise im Jahre 1935 habe ich zuerst das an Volksliedern sehr reiche Chios, dann Zypern und schließlich Rhodos besucht. Wie überall, wo die Griechen unter Fremdherrschaft standen und stehen, halten sie auch in Rhodos ihre alten Lieder und Überlieferungen fest als ihren eigensten, heiligsten Besitz, und mit Begeisterung und tiefstem Verständnis erfaßten die einfachen Menschen in den entlegenen Dörfern Zweck und Ziel meiner Arbeit und wollten mir nach Kräften dabei helfen. Die poetische und gesungene Totenklage ist dort noch überall lebendig, und ich konnte von einer alten Frau eine ganze Anzahl solcher Klagelieder niederschreiben, in denen Charos, der Tod, als ein reckenhafter Reiter oder als Jäger auftritt, und der Hades noch ganz im antiken Sinne als das Reich der „spinnwebgrauen Schatten“ geschildert wird. Dieses Totenreich heißt auch überall in der griechischen Volksdichtung heute noch „der Hades“, und die Kirche hat sich mit dieser im Volksbewußtsein unausrottbaren Vorstellung abgefunden. — Als ich bei jener Frau die Klagelieder aufschrieb, fand sich unter den Neugierigen auch ein junger Nachbar, der Dorf-

schneider, der lebhaftes Interesse für meine Arbeit zeigte. Als ich ihm darüber Einiges mitteilte und ihm sagte, daß es sich um eine große panhellenische Sammlung handle, sagte er mir voll Begeisterung, er wolle mit sammeln helfen, ich solle ihm nur angeben, wie. Ich wies ihn an, sich vor allem von den alten Leuten Lieder sagen zu lassen und sie genau so aufzuschreiben, wie er sie hörte. Er versprach es zu tun und hat sein Versprechen in vorbildlicher Weise gehalten. Nicht bloß in seinem eigenen Dorfe hat er unermüdlich gesammelt und aufgezeichnet, sondern auch noch in zwei Bergdörfern, in die ich damals nicht mehr gelangen konnte. Ich hatte ihm, als er sich wegen seiner schlechten Orthographie im ersten Brief entschuldigte, geantwortet, hier käme es nur darauf an, daß alles genau so geschrieben würde, wie es gesprochen wird, und er hat wirklich ganz phonetisch getreu aufgezeichnet. Zehn Briefe hat er mir im Laufe eines Jahres gesandt, und jeder enthielt zwei bis drei längere Balladen oder Lieder und meist noch eine Seite voll schöner Zweizeiler, in deren Prägung ja das griechische Volk eine so erstaunliche Begabung hat. Rührend war die Naivetät, die sich in Anrede und Schluß der Briefe offenbarte. Die Anrede war stets „Geliebte Hedwig“, der Schluß mitunter: „Ich küsse Dich mit Ehrfurcht“. Einer seiner Briefe enthielt eine längere, in der Art der Bänkelsängerballaden des 17. und 18. Jahrhunderts paarweis gereimte Dichtung, in der ich mit Erstaunen das „Aschenbrödel“ erkannte. Ich hatte eine einzige, sehr ähnliche Variante in der gedruckten Sammlung „Ζωγράφειος ἀγών“ 1, 389 gefunden, die auf der kleinen, auf dem Wege nach Rhodos gelegenen Insel Nisyros aufgezeichnet worden ist. Gewiß gehört das Lied nicht zu den alten griechischen Überlieferungen. Vielleicht ist es aus einem der am Mittelmeer gelegenen Länder als Märchen importiert und von irgendeinem poetisch veranlagten Dorfschullehrer zur gereimten Ballade umgeformt worden. In Frankreich lebt ja das Märchen als „Cendrillon“, in Italien als „Cenerentola“, da ist es wohl möglich, daß es durch Schiffer nach den griechischen Inseln kam. Dies scheint um so wahrscheinlicher, als wir keine Variante vom griechischen Festlande haben. — Auffallend ist übrigens, daß in den beiden balladesken Fassungen im Griechischen der charakteristische Zug, daß das Mädchen in der Asche sitzt, der dem Märchen ja den Namen gab, fehlt. Hier wird nur davon gesprochen, daß die Waise die Küche zu versehen hat. Mir liegen die Fassungen des Märchens aus andern Ländern nicht vor, und ich kann daher die Ballade nur in eigener getreuer Übersetzung als Anregung hiermit den Märchenforschern übergeben.

Es folgt nun die Ballade:

Es war einmal ein schönes Kind, der Mutter einz'ge Wonne,
Verborgen hat sie's Tag und Nacht, zeigt's nicht dem Licht der Sonne,
Wäscht's heimlich, kämmt es mit dem Kamm von edlem Elfenbeine
Und legt zur Ruh im Daunenbett mit Moschusduft die Kleine . . .
. . . Die Zeit ging hin, die Mutter starb, ging auf die letzte Reise,
Das arme Mägdlein blieb zurück, verlassen und als Waise.
Nach kurzer Frist der Vater tät die zweite Frau gewinnen,
Die war gar bös: Im Tagelohn ließ sie das Mädchen spinnen
Und gab ihr hartes, trocknes Brot und Wasser karg bemessen,

Die eignen Töchter liebt' sie sehr, die wurden nicht vergessen.
Sie kleidet sie in Samt und Gold und läßt sie stolz sich schmücken,
Der Waise wirft sie Lumpen hin, zerschlissen und in Stücken,
Zieht ihr die schönen Ringe ab von ihren Händen beiden
Und läßt die goldnen Haare ihr, des Hauptes Zierde, schneiden
Und sagt: „Du bist ein Waisenkind und brauchst nicht auszugehen,
Magst nun als Köchin mir das Haus, als Dienerin versehen.“
Da greift der Jammer ihr ans Herz, und als die Nacht gekommen,
Geht sie zu ihrer Mutter Grab, von heißem Schmerz beklommen.
Am Kirchhof um die Mitternacht, dort, wo die Gräber enden,
Wirft sie sich nieder und umfaßt das Grabkreuz mit den Händen,
Und mit den Nägeln möchte sie des Grabes Platte heben
Und weint und schlägt die Brust und kann sich nicht zur Ruhe geben:
„Steh auf mein süßes Mütterlein und höre meine Klagen!
Hab' eine fremde Mutter ja! Kannst keinen Trost mir sagen?
Die Fremden sind nun Schwestern mir, und Fremde sie mich heißen,
Verwunden mit den Worten mich, die mir das Herz zerreißen.
Die Mädchen all im Festgewand geschmückt zur Kirche gehen,
Und jede hat ihr Mütterlein, sind stattlich anzusehen.
Ich hab' nicht Tüchlein noch Gewand, kein Röckchen mich zu kleiden,
Ich bleib' allein zu Haus und trink' den Kelch voll Gift und Leiden.
Nimm, Mutter, nimm mich, daß ich teil an deinem Lager habe,
Im Mutterarm ruht sich's gar süß, und wär' es selbst im Grabe.“
Da zitterte das ganze Grab von ihren heißen Tränen,
Da klang es wie ein Sturmeshauch von ihrem bittren Sehnen,
Und aus der Erde tiefem Grund hört man die Stimme leise,
Das Mädchen steht und atmet auf, die mutterlose Waise:
„Zieh hin, mein Kind, mit Weinen nicht, mit Seufzen nicht dich quäle,
Zieh hin mit meinem Segen du, ich trag' dich in der Seele!
Zieh hin, mein Kind mit gutem Glück, in deine Kammer kehre,
Wirst finden morgen abend dort was nur dein Herz begehre.“
Und als es auf den Bergen tagt, das nächt'ge Dunkel endet,
Die ganze Schöpfung ringsumher dem Mädchen Gaben spendet:
Die Sonne gibt die Schönheit ihr, der Morgenstern die Milde,
Der Mond schenkt seinen stillen Stolz dem anmutvollen Bilde,
Der Morgentau die Frische gibt, die Flur den Blütensegen,
Die diamant'nen Sterne sind der Kranz, ums Haupt zu legen.
Des Abends war ein Reigentanz wohl in des Königs Halle,
Stiefmutter mit den Töchtern ging und Alt' und Junge, alle.
Der Kummer die Verlass'ne packt, in ihre Kammer flieht sie,
Und ausgebreitet auf dem Bett die schönsten Kleider sieht sie.
Sie wäscht und kämmt sich, zieht sich an und schmückt sich mit dem Kranze,
Auf einer Wolke reitet sie zum Schloß im Festesglanze.
Und wo die Stufen sie betrat, Lilien und Rosen blühen,
Und als sie mit im Reigen schritt, ein Strahlen war und Glühen.
Die Fiedler, die verstummten ganz, im Schauen nur befangen,
Stiefmutter sprach: „Wer ist denn die, dran alle Blicke hangen?“
Und als der König sie erschaut, da war's um ihn geschehen,
Wollt' sie erwählen, doch sie schwand, er konnt' sie nimmer sehen.
Und in der Eile ihrer Flucht, daß sie kein Aug' erblicke,
Ließ auf der letzten Stufe sie den kleinen Schuh zurücke.
Der König nahm ihn auf und staunt', der Anmut hingegeben,
Denn solchen zarten, kleinen Fuß sah er noch nie im Leben.
Und Diener, Sklaven schickt er aus, allüberall zu sehen,
Ob sie in Berg und Tal und Wald die Holde nicht erspähen.
Ob eine Nymphe sie vielleicht, der Nereiden eine,

Und welche Mutter sie gebar, woher sie kam, die Feine.
Und Jung und Alt versucht den Schuh, die Armen wie die Reichen,
Stiefmutter mit den Töchtern auch, doch keine kann's erreichen.
„Habt keine andre Tochter ihr?“ tät man die Mutter fragen,
„Bringt sie herbei nur, daß wir sehn, ob sie den Schuh kann tragen.“
Stiefmutter sprach in Eil' und Hast: „Sucht nicht nach einer andern,
Ich habe keine Tochter mehr, mögt ruhig weiter wandern!“
Sie schöpften Argwohn, trauten nicht der Frau und ihren Worten,
Durchsuchten gleich das ganze Haus und spähten allerorten.
Sie suchten und sie fanden sie, im Speicher eingeschlossen,
Und paßten an den kleinen Schuh, der saß wie angegossen!
Sie nahmen auf der Stell' sie mit, zum König sie zu bringen,
Stiefmutter mit den Töchtern mußt' vor Neid und Wut zerspringen. —
Und als der König sie erblickt, da kniet er ihr zu Füßen
Und schenkt ihr seinen Thron und tät als Königin sie grüßen.

Ich hatte die große Freude, diese Übersetzung damals gleich nach meiner Reise Herrn Geheimrat Dr. Bolte, meinem gütigen Freunde, senden zu dürfen, da er ja seit vielen Jahren meine volkskundliche Arbeit mit warmem Interesse verfolgte und mir aus dem unendlichen Schatz seines Wissens jederzeit kostbare Winke und Hinweise gab.

Der Beschluß der Athener Akademie der Wissenschaften, meine Übertragungen griechischer Volksdichtungen samt den Urtexten in zwei parallelen Doppelbänden herauszugeben, hat ihn sehr erfreut, und er war sofort bereit, die Anordnung und Gruppierung des ungeheuren Materials mit wärmster Anteilnahme mit mir zu besprechen und mir in allem seinen unschätzbaren Rat zu erteilen. — Mit welcher Freude hat er die bisher vollendeten Verdeutschungen begrüßt! — An einem unvergeßlichen Nachmittag, als ich ihm einige der schönsten und ergreifendsten alten Balladen in dem stillen Heiligtum seines Studierzimmers vortragen durfte, sah ich ihn tief ergriffen, und aus den so scharfblickenden Forscheraugen hinter der Brille flossen ihm Tränen über die Wangen herab. — Da wußte ich, daß ich in meine Übersetzung das Beste aus dem Urtext hinübergerettet hatte.

Gedanken über die Rigaer Zeit des Burkard Waldis und die deutsche Literatur Alt-Livlands im 16. Jahrh.

Von Lutz Mackensen, Riga.

1. Wer die Landschaft der baltendeutschen Frühzeitdichtung überschauen möchte, wird sich leicht an das Bild eines sehr fernen Tales im aufsteigenden Nebel gemahnt fühlen: nur wenige Blickpunkte bieten sich dem suchenden Auge, und auch sie scheinen im wogenden Dunst zu verschwimmen; fast unmöglich dünkt es den Betrachter, aus diesen wenigen, meist schwer deutbaren und jedenfalls aus ihren Zusammenhängen gelösten Einzelheiten ein Gesamtbild zu fügen. Doch steht, so inselhaft die verschiedenen größeren und kleineren Zeugen jener Zeit vor uns aufragen,

eines fest: bis tief ins 16. Jahrhundert hinein klopft in der deutschen Dichtung Alt-Livlands der Herzschlag des Reiches, und umsonst würde suchen, wer sich in ihr um Spuren großer Eigenart bemühen wollte. Der erste Baltendichter, den wir mit Namen nennen können, Meister Stephan von Dorpat, kann mit seiner niederdeutschen Bearbeitung des „Cato“ und seinem „Schachbuch“ als Sinnbild der ganzen Zeit gelten, sowohl was die Stoffwahl als die Art der Darstellung anlangt: er wählt Themen, wie sie in der lehrhaften Dichtung Deutschlands damals an der Tagesordnung sind, und er handelt sie ganz im Sinne seiner Vorlagen und Vorläufer ab[1]). Deutlicher noch wird dies Verhältnis engster Erlebnisgemeinschaft in den verschiedenen Räumen volkstümlicher Kleindichtung; hier beweist sich, daß nicht nur die führenden Geister von dem Willen beseelt sind, die Ausmark fest ans Mutterland zu binden, sondern daß diese lebendige Beziehung allen Livlanddeutschen selbstverständliche Gegebenheit bedeutet. Kirchliche Unterweisung bedient sich hier wie im (nieder)deutschen Reichsgebiet des Bildes von der Mühle, um das Wunder der Transsubstantiation verständlich zu machen, und läßt in gebundener Form das Verständnis der Laien für diese geheimnisvolle Wandlung sich schärfen: die Form des altlivländischen Mühlenliedes erinnert besonders an das Rostocker Lied[2]). Ein elsässischer Leich, der in der Geschichte der Geißlerliturgie eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt hat, wird hier, in die niederdeutsche Sprache des Landes umgesetzt, zum Hauptstück einer größeren Passionsdichtung[3]). Liebeslieder finden den Weg in die Ausmark; Verse wie

„De sunne steyt jn dat osten,
de man heft syck vmme gedan“[4])

oder

„Es reth ein jeger wol jagen
3 stundelein fuor dem dage“[5])

bezeugen durch die Verbreitung ihrer Varianten im binnendeutschen Gebiet und die zersungene Form, in der sie uns erhalten sind, die Gemeinsamkeit des Volksliedschatzes im 16. Jahrhundert. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zeichnet der Revaler Stadtschreiber Joachim Muther, ein gebürtiger Lübecker, neun Verse vom trügerischen Glücksrad auf, die er durch eine rohe Zeichnung zu verdeutlichen sucht[6]); daß im Jahre 1441 die Lübecker Zirkelgesellschaft ein Fastnachtsspiel „Dat lucke radt“ aufführt, legt den Verdacht nahe, daß die Anregung zu den Revaler Versen und ihre Grundgedanken zum mindesten lübischen Ursprungs sind[7]) — wie denn

[1]) Eine Gesamtwürdigung Stephans, die bisher fehlte, bereitet, zusammen mit einer kritischen Ausgabe des „Cato“, mein Schüler K. H. Gehrmann vor.

[2]) Vgl. L. Mackensen, Baltische Texte der Frühzeit (Riga 1936) S. 13ff. und die S. 305 gegebenen Hinweise.

[3]) Ebd. S. 17ff. und die Nachweise auf S. 305f.

[4]) Ebd. S. 168, 322. Ferner: Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung (JbNdSpr) 26 (1900), 9f., 38 (1912), 58, wo weitere Hinweise.

[5]) Mackensen S. 169, 322; JbNdSpr 26 (1900), 26 Nr. 63.

[6]) Mackensen S. 211, 332; Seelmann, Mnd. Fastnachtspiele[2] (1931) S. 46ff.

[7]) JbNdSpr 6 (1880), 3. Im Jahr 1502 wird gespielt: „Dat lucke is unstete unde wanckelbar“; ebd. S. 5.

ja auch der berühmte Revaler Totentanz[1]) ganz enge Beziehungen zum Lübecker aufweist. Besonders reizvoll ist es, in der gnomischen Kleindichtung, für die der Altlivländer eine ausgeprägte Vorliebe hegt, dieses Hin- und Herfluten zu beobachten. Einige Beispiele auch hierfür: zu den gereimten Lebensregeln, die von den Schaffern der Revaler Schwarzhäuptergilde ihrem „Brüderbuche" eingeschrieben wurden, finden sich zahlreiche Parallelen in einer niederdeutschen gleichzeitigen Handschrift der Halberstädter Gymnasialbibliothek[2]), in einem Emdener Miszellankodex[3]) und in anderen niederdeutschen Handschriften des 16. Jahrhunderts[4]). Ein Spruch, der 1560 von den Schaffern der großen Gilde in Reval notiert wird[5]), findet sich in der gleichen Halberstädter Handschrift und dient dann der astronomischen Uhr in der Lübecker Marienkirche als Inschrift, die zwischen 1561 und 1565 angefertigt wird[6]).

2. In der Geschichte der altlivländischen Dichtung, die also — ich möchte sagen: fast ausschließlich — unlösbarer Bestandteil der binnenniederdeutschen Dichtung ist, spielt Burkard Waldis eine beispielhafte Rolle. In seinem Rigaer Wirken vollzieht sich an weithin sichtbarer Stelle, was in hundert und aberhundert kleinen Kanälen unterirdisch geleistet wird: die lebendige Beziehungnahme zum geistigen Geschehen im Binnendeutschtum. Waldis, der Hesse, von seinem Schicksal nach Riga geworfen, wird zur Brücke zwischen Ausmark und Reich: unter diesem Gesichtswinkel allein läßt sich verstehen, was er in Riga geleistet hat, und andererseits haben die livländischen Jahrzehnte sein Profil so stark geformt, daß auch die Werke seiner späteren Jahre immer wieder Erinnerungen an die schweren Anfängerzeiten Raum geben. Psalter und Esopus reichen in ihren Anfängen bis nach Riga zurück; im Esop findet sich ein erster Hinweis auf jenen in der Folgezeit so oft zitierten Vers vom livländischen Bauern[7]), der dann auch auf den kurischen, estnischen, polnischen und kulmischen Bauern umgemünzt wurde[8]).

Waldis in Riga: die Rätsel, die dieser Stoff aufgibt, vermehren sich, je mehr man sich mit ihm beschäftigt. Die äußeren Begebenheiten freilich liegen offen zutage. Zwar wissen wir nicht, wie der Minorit nach Riga gekommen ist: im Dienst des Rigaer Erzbischofs Jaspar Linden, eines gebürtigen Westfalen, begegnet er uns zuerst. Welcher Wind hat den Hessen

---

[1]) Mackensen S. 22ff. 306f.

[2]) Vgl. zu Mackensen Nr. VII 3 g: JbNdSpr 1877, 60, zu VII 3 i: ebd., zu VII 3 o IV: ebd. S. 61, zu VII 3 v IV: ebd. S. 63, zu VII 3 z III: ebd. S. 62, zu VII 3 qq: JbNdSpr 1876, 31, zu VII 3 uu: ebd., zu VII 4 t III: ebd. 1877, 67, zu VII 4 w: ebd. S. 61, zu VII 4 y: ebd. S. 67; zu IV 2: ebd. 1877, S. 61.

[3]) Vgl. zu Mackensen Nr. VII 3 vv: JbNdSpr 1876, 25.

[4]) Vgl. z. B. zu Mackensen Nr. 1361: JbNdSpr 35 (1909), 95f. und Baltische Monatsschrift 64, 139f.

[5]) Mackensen Nr. VII 4 y.

[6]) JbNdSpr 1877, S. 67.

[7]) Mackensen Nr. II 2 o; Esopus 2, 13.

[8]) Vgl. die Hinweise bei Mackensen S. 320; der Vers auf den „kolmischen" Bauern: Baltische Monatsschrift 64, 136 (aus dem Jahr 1639).

nach Livland verschlagen, wie ist der Angehörige einer begüterten Familie ins Kloster gekommen? All das liegt im Dunkel. Dann, 1523, wird er zusammen mit zwei Ordensbrüdern, Antonius Bomhower und Augustin Ulfelt, von seinem Erzbischof in wichtiger Mission zum Papst nach Rom geschickt — zwar nicht als „Delegationsführer" (das war Bomhower), aber doch als Begleiter: das beweist doch wohl, daß er damals schon eine gewisse politische Rolle in seinem Rigaer Kreis gespielt und seine Eignung jedenfalls nicht auf anderen Gebieten, etwa handwerklicher Betätigung, erprobt hat. Bei der Rückkehr von seiner Romfahrt, auf der er ähnliche Eindrücke wie einst Luther zu sammeln Gelegenheit hatte, wird er mit Bomhower gefangengesetzt; während sein Weggenoß und Ordensbruder lange Monate hartnäckig die Haft erträgt, befreit ihn sein offenes Bekenntnis zum neuen Glauben schneller aus der Zelle: aus dem Mönch wird ein Bürger; als „Kangeter" läßt er sich in Riga nieder und heiratet (1525) — wie sich bald herausstellt, ein etwas übereilter Schritt, den er später gern rückgängig gemacht hätte.

Schon hier steht Fragezeichen neben Fragezeichen. Zwar der Gesinnungswechsel mag durch die gerade gläubiger Gesinnung abträglichen Erlebnisse der Romfahrt hinlänglich erklärt sein, wennschon der rasche Wandel vom erzbischöflichen Sendboten zum Bekenner der Reformation zu denken gibt. Erstaunlicher ist der Berufswechsel: die Zinngießerei ist ein Kunsthandwerk, das sich nicht so schnell erlernt. Ob Waldis wirklich, wie man vermutet hat[1]), als wandernder Handwerksbursche nach Riga kam und erst hier den Weg zum geistlichen Leben fand? Dann müßte seine politische Betätigung als Mönch Wunder nehmen! Und zumal: bis der Novize zum Legaten emporstieg, muß er eine lange Ausbildungs- und Bewährungszeit durchgemacht haben. Bomhower war als Lektor seines Klosters ein erprobter Mann; man wird ihm keinen Anfänger beigegeben haben. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß Waldis erst nach seinem Gesinnungswechsel zur Zinngießerei gegriffen habe. Aber bei wem hat er sie erlernt? Das muß ein sehr guter Lehrmeister gewesen sein, denn Waldis hat in seinem Handwerk, wollen wir dem Wortlaut der wenigen vorhandenen Urkunden und Nachrichten Glauben schenken, ganz Besonderes geleistet. Ein solcher überragender Meister läßt sich aber, soweit meine Kenntnis reicht, damals in Riga nicht nachweisen[2]). Andererseits: Wie hat Waldis das Rigaer Bürgerrecht gewonnen? Das konnte er doch nur als Meister und Werkstattbesitzer. Seine unglückliche Ehe mit Barbara Schulthe aus Königsberg macht ihn zwar zum Hausbesitzer, aber doch nicht zum Zinngießer! Und schließlich: gerade in den Jahren, in denen man denken sollte, daß das Hineinleben in die ganz neuen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ihn ganz in Anspruch nehmen, tritt er als reformatorischer Dichter vor die Rigaer Öffentlichkeit. Da waltet ein Rätsel.

---

[1]) A. E. Berger, Die Schaubühne im Dienste der Reformation (1935) S. 119.

[2]) Vgl. J. Gahlnbäck, Zinn und Zinngießer in Liv-, Est- und Kurland (Lübeck 1929).

Hat sich erst das Mißtrauen geregt, findet es leicht weitere Nahrung. In einem der Münzgutachten, die Waldis in späteren Jahren für den Livländischen Landtag und für Plettenberg anzufertigen hatte[1]), findet sich eine Ergebenheitsbeteuerung gegen den Papst, die dem Wortführer der Rigaer Reformation seltsam zu Gesicht steht. Es gibt nur zwei Deutungen: entweder Waldis beweist hier eine bemerkenswerte Wendigkeit in politicis — oder er hat den Gutachten, die von erstaunlicher Sachkenntnis zeugen, nur seinen Namen hergegeben. Die erste Deutung will schlecht zu dem Bilde des glühenden Romfeindes stimmen; soll man wirklich denselben Mann, der so kräftige Worte gegen den „Pawes mit syner rot, . . . mit Cardinaln vnd Römschen deuen"[2]) gefunden hat, solcher Doppelzüngigkeit für fähig halten? Und wie kommt Waldis zu dieser subtilen Münzkenntnis?

Denn er hat von Riga aus weite Reisen unternommen. Geschäftsreisen, wie er selber später (im Esop) behauptet. Das würde auf seine hohe Zinngießerkunst deuten: auf den besten deutschen Märkten hat er seine Waren abgesetzt. Aber gerade dieser Export Rigaer Zinnwaren bis an den Rhein hin, der damals sehr gute und leistungsfähige eigene Werkstätten hatte, stimmt nach alledem, was vorher überlegt wurde, bedenklich. Waren etwa diese Reisen nur ein Deckmantel für andere Geschäfte? Wir wissen von Waldis' Beziehungen zu Lohmüller und dessen Verschwörerkreis, der die Wünsche des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg auf ein evangelisches Herzogtum Livland zu verwirklichen trachtete; diese Verbindung brachte den „Zinngießer" 1536 wieder ins Gefängnis, in dem er verbleiben mußte, bis ihn die Fürsprache des Rigaer Rates und seiner Verwandten 1540 befreite; damals beginnt er, im peinlichen Verhör wiederholt zu Teilgeständnissen gezwungen, am „Psalter" zu dichten[3]). Nach seiner Freilassung, der die Scheidung von Barbara auf dem Fuße folgt, geht er endgültig nach Deutschland zurück.

Kerkerhaft wegen politischer Umtriebe bezeichnet also Beginn wie Schluß seiner Rigaer Jahre. Dazwischen liegt ein Jahrzehnt, in dem er weithin berühmter Meister seines Handwerks, begehrter Sachverständiger in Münzfragen, geschäftstüchtiger Handelsmann und — reformatorischer Dichter ist. Fürwahr — die Spannung scheint zu polar, um glaubhaft zu sein! Über diesem Jahrzehnt liegt ein Geheimnis, das sich um so schwerer lüften lassen wird, als es politischer Natur sein dürfte. Glaubhafter nämlich als seine weitberühmte Zinngießerkunst scheint sein Geschick als Unterhändler und Agent, das ihn zweimal die Rache seiner Gegenpartei auskosten läßt. Niemand weiß, was sich 1525 im Rigaer Gefängnis abgespielt hat. Aber man könnte daran denken, daß den erzbischöflichen Romgesandten (der ja dieser politischen Fahrt wegen und nicht, weil er ein Mönch war, in Haft saß!) außer seiner schnellen Wandlung zum Protestanten auch noch andere Vorzüge zur raschen Freilassung empfahlen. Der geschwinde Erwerb

---

[1]) Akten und Recesse der livländischen Ständetage III Nr. 308, 309; S. 1000.

[2]) Der verlorene Sohn v. 111ff.

[3]) Vgl. Berger S. 121ff. und die dort angegebene Literatur.

des Bürgerrechts läßt auf städtische Protektion schließen; wodurch hatte sich Waldis damals schon eine solche verdient? Dann wäre auch die Zinngießerei verständlich: der neue Agent mußte unauffällig in Riga bleiben können; vielleicht hat man ihm eine verwaiste Werkstatt unter einem tüchtigen Gesellen anvertraut? Aber es ist mißlich zu raten. Fest bleibt die Tatsache, daß die überlieferten Außenseiten von Waldis' Rigaer Jahren nicht zueinander stimmen, daß in ihnen ein verbindendes Glied fehlt, und daß sowohl dieses vermutlich unlüftbare Geheimnis wie auch die Tatsache zweimaliger politischer Betätigung in die politische Richtung weist. Möglicherweise gewinnt unter solchem Blickwinkel auch sein langjähriger Zank mit Frau Barbara ein anderes Gesicht; vielleicht war sie gar nicht die Hexe, als die sie, entsprechend den Bekundungen ihres Mannes, durch die Waldisbiographien geht? Vielleicht hatte sie, bar alles politischen Verstehens, subjektiven Grund genug, mit ihrem Burkard unzufrieden zu sein? Sei dem wie auch immer — wir halten noch einmal die Daten zusammen: 1523/1524 erzbischöflicher Gesandter in Rom, 1524 im Kerker in Riga eben dieser Fahrt wegen; Übertritt zum neuen Glauben; Bürger und Zinngießer in Riga; Heirat. 1536 Verhaftung wegen Verdachts der Teilnahme an einer Verschwörung gegen den Orden, die zum Teil von Waldis eingestanden werden muß. Zwischenhinein 1530 Geschäftsträger der Stadt Riga auf dem Speyrer Reichstag[1]). Die Laufbahn des geheimen Politikers Waldis scheint offen zutage zu liegen — soweit eine solche Laufbahn das überhaupt vermag.

3. In diesen Gedankengängen spielt nun auch die große dichterische Tat, die Waldis in Riga vollbrachte, eine gewisse Rolle. „De parabell vam verlorn Szohn", am 17. Februar 1527 in Riga aufgeführt, verdient auch der näheren Umstände ihrer Entstehung und Aufführung wegen unsere Aufmerksamkeit. Denn es würde eine romantische Verkennung der Zeitgegebenheiten bedeuten, wollte man annehmen, dies Drama sei glühender Ausbruch einer nicht länger zum Schweigen geneigten Überzeugung, nur als Bekenntnis eines Dichters und Glaubenshelden zu werten. Waldis war kein geborener Dichter, wenigstens wissen wir von keiner Dichtung, die vor dem „Verlorenen Sohn" läge. Damals war er nahezu vierzig Jahre. Kein Zweifel, daß ihn das Erlebnis der Reformation zum gestaltenden Wort geführt hat, das Erlebnis und — die Erfordernisse der Reformation. Dem Lübecker Druck der Parabel sind sechs niederdeutsche Kirchenlieder angehängt: drei von Waldis selbst und drei von Andreas Knopken, evangelischem Pfarrer an der Rigaer St. Petrikirche; diese Lieder muß Waldis etwa gleichzeitig mit dem „Verlorenen Sohn" gedichtet haben. Sie dienten, das weist die Nachbarschaft der Knopken-Lieder und ihr offensichtlich an Luther geschulter Stil aus, dem kirchlichen Bedürfnis. Seine aktive Teilnahme am Aufbau des evangelischen Kirchenlebens in Riga beweist schließlich auch seine Mitarbeit an der Rigaer Kirchenordnung von 1537, der er ein längeres Reimgebet und (vielleicht) eine kürzere Reimvorrede bei-

[1]) Vgl. L. Arbusow, Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland (1919/1921) S. 779.

steuert[1]). Als diese Kirchendienstordnung erscheint, sitzt Waldis übrigens im Gefängnis des Ordens — vielleicht wollten der Stadtpfarrer Knopken und seine Amtsgenossen durch diese Herausstellung dem Gesinnungsgenossen einen Dienst erweisen. Jedenfalls machte die Veröffentlichung der drei Lieder von 1527 und die Mitarbeit von 1537 auch eine Beteiligung unseres Dichters an der ersten Rigaer Kirchendienstordnung, der von 1530, wahrscheinlich. Waldis' Beteiligung an der kirchlichen Aufbauarbeit wird eindeutig.

In diese Linie stellt sich auch der „Verlorene Sohn". Neuere Untersuchung hat wahrscheinlich gemacht, woran die Forschung nie hätte zweifeln sollen, daß nämlich die Aufführung im Kirchenraum stattfand, und zwar in St. Peter[2]). Das aber war Knopkens Pfarrkirche. Was der eindringliche Text des Stückes, diese immer wieder wiederholte Unterstreichung des lutherischen sola fide, nahelegt, wird bei solcher Überlegung zur Gewißheit: die Abfassung des Dramas entspringt weniger einer privaten Initiative, als vielmehr einer kirchenbehördlichen Anregung, und der „Verlorene Sohn" ist im steten Hinblick auf die Aufführung am vereinbarten Platz geschrieben. Er ist ein Stück evangelischer Kirchenpolitik: denn er predigt nicht nur höchst nachdrücklich eine Grundtatsache evangelischer Überzeugung (eben die Ablehnung der Werkgerechtigkeit) in die hörende Gemeinde hinein, sondern er nimmt auch betont Stellung zu gewissen Rigaer Tagesereignissen, der öffentlichen Disputation nämlich zwischen Knopken und Bomhower über die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden, die vor der breitesten Öffentlichkeit — im Dom, dann in der Großen Gilde — eben stattgefunden hat[3]). Von seiten der Evangelischen hatte man dieses Schaustück wohl in Szene gesetzt, um einen demonstrativen Sieg über einen der Wortführer der Gegenpartei zu erzielen. Das war nicht ganz gelungen: Bomhower gab sich keineswegs geschlagen und beharrte vor der ganzen Bürgerschaft auf seinem Standpunkt, obschon er im Redekampf der Unterlegene gewesen zu sein scheint. Mannhafte Überzeugung aber verfehlt nie ihre Wirkung; den Führern der evangelischen Sache mußte, wollten sie Rückschläge vermeiden, also sehr daran gelegen sein, den Eindruck der Bomhowerschen Halsstarrigkeit zu verwischen. So mag in Knopkens Kopf der Gedanke gereift sein, der streitenden Abwehr die aufbauende Unterweisung in möglichst sinnfälliger Form zu gesellen und den Versuch zu wagen, in einem evangelischen Fastnachtsspiel, das in seiner Kirche aufgeführt werden sollte, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. Wenn diese Stimme aus der Gemeinde selbst vernehmbar gemacht werden konnte, ließ sich der Verdacht geistlicher Beeinflussung am ehesten vermeiden. Der vielgewandte Burkard Waldis bot sich da als besonders geeigneter Helfer an. So etwa muß man sich den „Verlorenen Sohn" aus den Gegebenheiten

[1]) J. Geffcken, Kirchendienstordnung und Gesangbuch der Stadt Riga (1862) S. 150ff., 146.

[2]) A. Schweckendiek, Bühnengeschichte des verlorenen Sohnes in Deutschland 1 (1930), 44ff.

[3]) Arbusow S. 646f.

der Zeitlage heraus entstanden denken. Waldis seinerseits trägt kein Bedenken, den einstigen Fahrtgenossen nun, wenn auch ohne Namensnennung, öffentlich bloßzustellen:

„Idt ys all hir tho Ryge geschen,
dat wy hebben all tho maell gesen,
wo eyner ynn der gemeinte erstundt
Vnd dede vp synen vnreynen mundt:
De GODES gnade he belacht
Vnd syne Barmherticheit voracht;
Der lesterung wolde he sick nicht mathenn:
Men scholde sich nicht tho szer vorlathenn
Vp GODES gnad, barmherticheit,
Vp dat ydt vnss nicht worde leydt.
Inn solcke blyndtheit ohn GOT sleyth,
De wyle he sick vp wercke vorleth,
De doch vor GOT sindt gruwelich genoch,
Als eyn besmittet, vnreyn doeck[1]).“

Jeder Hörer wußte natürlich, wer gemeint war. Man wird wohl nicht fehl in der Annahme gehen, daß dieser aktuelle Hinweis auf ausdrücklichen Wunsch Knopkens, des Disputationsgegners von Bomhower und Hausherren des Aufführungsraumes, erfolgte.

Der Aufbau des Stückes selbst benutzt gottesdienstliche Form. Sie wird ja schon durch die Aufführung in der Pfarrkirche der Evangelischen nahegelegt. Um das im einzelnen zu verstehen, muß man m. E. von der Gestalt des Vaters ausgehen, die im Verlauf der Handlung eine sehr bemerkenswerte Überhöhung erfährt: ist er im ersten Akt, wenigstens in den Augen des Titelhelden, der „oltman“ mit „kyndesschen synnen“ („syn houet helt he nummer still; de ogen sypen, syn nesse drüpt“[2])), so ist in den letzten Worten, die der Dichter ihn sprechen läßt, die vom Evangelium nahegelegte Verschmelzung mit Gott vollzogen:

„Mit hemmelbroedt will ick ohn spyssen,
Myn ewige gnade ohm bewyssen,
Myn hilgen geyst will ick ohm geuenn,
Dat he nicht valle ynn düssem leuenn[3]).“

In der predigtartigen Auslegung, die der „Actor“ am Schlusse gibt, wird die Parallele weiter gesponnen:

„Dat gemeste kalff nu CHRISTUS ys,
De wert geslacht vnd geten gewyss[4]).“

Von hier fällt Licht auf die Speiseszene bei der Heimkehr im zweiten Akt: sie ist als Abendmahlsszene, als Kommunion zu verstehen. Dem Verständnis der zeitgenössischen Zuschauer wird diese Sinnbildgleichung durch die kirchliche Umrahmung deutlich gemacht: vor dem Mahl wird das (deutsche) Tedeum gesungen, dessen Text (der von dem Lutherischen abweicht) uns die Rigaer Kirchenordnung von 1530 aufbewahrt hat[5]), und hinterher erschallt fünfstimmig das von Luther in seiner eben erschienenen „Deutschen Messe“ für diese Gelegenheit ausdrücklich empfohlene „Johans Hussen lied

[1]) v. 1772ff. [2]) v. 249ff. [3]) v. 1462ff. [4]) v. 1700ff. [5]) Geffcken S. 47.

Jhesus Christus vnser heyland"[1]). Diese Szene bildet, wie den Höhepunkt des Gottesdienstes, auch den sakralen Gipfel des Spiels in der Kirche.

Im übrigen kann an der gottesdienstlichen Anlage des Stückes ja gar kein Zweifel bestehen. Es beginnt mit einem Gebet des „Actors", das etwa dem Staffelgebet der alten Gottesdienstordnung vergleichbar ist; der „Actor" vertritt deutlich den Geistlichen. Dann kommt die Verlesung des Evangeliums, dem ein „Lauesangk" folgt: es ist dasselbe Lied, das Luther in seiner „Deutschen Messe" nach der Epistelverlesung zu singen empfiehlt und auf das er schon in seiner „Formula missae" 1523 hingewiesen hatte[2]) („Nu bidden wy den hilgen geyst"). Am Ende des ersten Aktes wird wieder ein Lutherlied gesungen, das in Riga nach Ausweis der Kirchendienstordnung von 1530[3]) beliebt gewesen ist: die Umdichtung des 13. Psalms, die sich inhaltlich hier besonders gut einfügt. Am Schluß, nach der Bekehrung des Hurenwirts, wird „Vth deper noeth" gesungen, auch dies in der Ordnung von 1530 als Rigaer Gottesdienstlied aufscheinend[4]). Endlich, um jeden etwa noch möglichen Zweifel zu zerstreuen, wird am Schluß des Ganzen der von Luther für den Gottesdienstschluß vorgeschriebene Segen, die „benedyunge", erteilt[5]), zwar in gereimter Form, aber doch so sehr an die vorgeschriebenen Worte angelehnt, als es eben die Verse zulassen. Daß der Dichter die Parallele nicht überspitzen konnte, ohne dem Inhalt seines Stückes grobe Gewalt anzutun, ist natürlich.

Rätselhaft bleibt mir einstweilen die Gestalt des „kyndtes", von dem Waldis das Evangelium verlesen und den Segen am Schluß sprechen läßt. Da die Aufführung höchst wahrscheinlich von Schülern der St.-Petri-Stadtschule einstudiert war[6]), könnte man daran denken, daß Waldis bei der Einführung dieses Kindes vorgeschwebt hat, was Luther in seiner „Deutschen Messe" von den Schulgottesdiensten sagte: „Darauff liset eyn ander knabe dasselbige capitel zu deudsch sie zu vben, vnd ob yemands von leyen da were vnd zu höret[7])." Seltsam bleibt auch dann die Erteilung des Segens durch das „Kind".

All diese Beobachtungen machen eine enge Beziehung zwischen dem Dichter und Knopken, dem Wortführer der evangelischen Partei, selbstverständlich. Hinter Waldis steht Knopken, nicht nur als Anreger, sondern auch als Berater und — wenigstens was die Linienführung im großen angeht — als heimlicher Mitarbeiter. Oder anders herum gesagt: Waldis ist auch als Dichter in Riga mehr Werkzeug als selbstschöpferischer Geist. Das tut der Tatsache keinen Abbruch, daß er sich der Aufgabe, in die andere ihn hineinschossen, sehr geschickt entledigt hat. Was — mit vollem Recht — über die dichterischen Vorzüge des „Verlorenen Sohnes" gesagt worden

---

[1]) Luthers Werke, hrsg. von O. Clemen, 3 (1929), 303; Geffcken S. 24.
[2]) Luther 2 (1929), 439; 3 (1929), 303.
[3]) Geffcken S. 40.
[4]) Ebda S. 76.
[5]) Luther 3, 307; Geffcken S. 25.
[6]) Arbusow S. 653.
[7]) Luther 3, 301.

ist, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Bemerkenswert ist aber besonders die Beobachtung, wie völlig sich der Hesse dem Rigaer Stil angepaßt hat, nicht nur in der Sprachfügung (das Niederdeutsche ist, wiewohl er aus einem Grenzbezirk stammt, nicht seine Muttersprache, wie er denn in seinen späteren Jahren auch hochdeutsch dichtet), sondern auch in der treffsicheren Schilderung des Milieus. Es ist bekannt, daß sich im „Verlorenen Sohn" die erste vollständige Aufzeichnung des „Schlemmerliedes" „Wo sall ich mich ernerenn" findet, das im 16. Jahrhundert zwar auch in Binnendeutschland viel gesungen worden ist[1]), dessen erste Erwähnung aber, und zwar ein volles Jahrhundert vor Waldis, aus Reval vorliegt[2]) — vermutlich hat der Dichter hier ein im Baltenland besonders beliebtes Zechlied (das er, der Zechfreudige[3]), wohl oft genug selbst in den Rigaer Gildestuben bei den „Drünken" mitgesungen haben mochte!) seinem Stück eingewoben. Noch an einer anderen Stelle läßt sich baltisches Volksgut mit Sicherheit in seinem Drama nachweisen: der „Elsse hore" legt er einen Denkspruch in den Mund, den schon 1512 ein Revaler Schwarzhäupterschaffer der Aufzeichnung für wert hält[4]). Wieweit, was er sonst an sprichwortähnlichem Gut einstreut, baltischer Herkunft ist, läßt sich einstweilen noch nicht genau abschätzen.

Den, der heute von Riga aus auf diesen seltsamen Mann zurückblickt, wird vieles von seinem Erleben sehr gegenwartsnah anmuten. Soviel aber scheint gewiß zu sein, daß auch der, dem es um ein Verständnis seines späteren Werkes zu tun ist, in die Rigaer Anfangsjahre des Dichters blicken muß, die, so viele Fragen sie auch noch bergen, doch von anderem Blickpunkt gesehen werden sollten, als dies bisher üblich war.

Muttertag[5]).

Von John Meier, Freiburg.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wurde in verschiedenen Ländern der Versuch gemacht, einen 'Muttertag' einzuführen. Der Tag sollte die Mutter der Familie feiern und in ihr überreichten kleinen Gaben den Dank zum Ausdruck bringen, den die Familie und besonders die Kinder der sorgenden Liebe der Mutter, dieses Mittelpunktes des Hauses,

[1]) Vgl. Goedeke-Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert Nr. 116, S. 125.

[2]) Vgl. Mackensen S. 324.

[3]) Vgl. Arbusow S. 652 Anm. 4.

[4]) Vgl. v. 923ff.; Mackensen Nr. VII 3 z VII.

[5]) Für freundliche Mitteilungen und Hinweise bin ich den nachfolgenden Herren verpflichtet: A. Haberlandt (Wien), J. M. N. Kapteyn (Groningen), Knut Liestøl (Oslo), Miß C. Marriage (Winscombe), H. Grüner Nielsen (Kopenhagen), J. M. Remouchamps (Lüttich), C. W. von Sydow (Lund), Archer Taylor (Chicago), André Varagnac (Paris), C. A. Veit (Freiburg i. Br.), G. Vidossi (Turin) und vor allem Paul Geiger (Basel).

schuldeten. Die Idee dieser neuen Feier war nicht im Volke selbst gewachsen und aus ihm hervorgegangen, sondern die Anregung kam aus kirchlichen und volksbildnerischen Kreisen, die den Versuch machten, von außen her den Gedanken ins Volk zu tragen und in ihm lebendig zu machen. Aber es drängt sich die Frage auf, ob der Gedanke allein im Hirn der Anreger entstanden ist, oder ob sie diesen letzten Endes wieder einem volksmäßigen Brauch entnommen haben. Der Untersuchung dieser Frage und der Entwicklungsgeschichte des Muttertages unserer Zeit soll das auf den folgenden Blättern Bemerkte dienen.

I. Mothering Sunday in England[1]).

In England wird der Sonntag Lätare, der vierte Fastensonntag, neben anderen Bezeichnungen 'Mothering Sunday' genannt[2]). Dieser Ausdruck wie die Worte 'go a-mothering' für den gemeinsamen Besuch der Mutterkirche und den Besuch der auswärts wohnenden Kinder bei ihren Eltern gehen offenbar in sehr alte Zeiten zurück, wesentlich über die erste Erwähnung im Anfang des 17. Jahrhunderts.

Cowel berichtet in seinem 'Interpreter' (1607), 'that the now remaining practice of Mothering, or going to visit parents upon Mid-Lent Sunday, is really owing to that good old custom [for visit their Mother Church and to make their offerings at the high altar]. Nay, it seems to be called Mothering from the respect so paid to the Mother Church, when the epistle for the day was, with some allusion, Galat. iv. 21, 'Jerusalem Mater omnium'; which epistle for Mid-Lent Sunday we still retain, though we have forgotten the occasion of it' (Hazlitt, Faiths and Folklore. A Dictionary . . . Vol. 2 [London 1905], 424).

Aus dem Jahre 1644 zitiert Wright (S. 43) aus Symonds Diary of the Marches of the Royal Army during the Great Civil War S. 27 (1909): 'Every Mid-Lent Sunday is a great day at Worcester, when all the children and grandchildren meet at the head and chief of the family and have a feast. They call it Mothering Day.'

Und endlich finden wir in Robert Herricks (1591—1674) 'Hesperides' (1648) ein Gedicht 'To Dianeme. A Ceremonie in Glocester':

I'll to thee a simnell bring,
'Gainst thou go'st a mothering,
So that, when she blesseth thee,
Half that blessing thou'lt give me.

---

1) Von öfter angeführter Literatur nenne ich: British Calendar Customs. England. Vol. I, by A. R. Wright. Edited by T. E. Lones = Folk Lore Society Bd. 97. London 1936 (Wright); C. Penwick Smith, Mothering Sunday². 1932 (Smith I); C. Penwick Smith, More about Mothering Sunday. 1928 (Smith II); Notes and Queries (NQ).

2) Daneben treten folgende Bezeichnungen auf: Mid-Lent Sunday, Sunday of the five Loaves (nach dem Evangelium des Sonntages, siehe S. 102), Simnel-Sunday, Wafering-Sunday, Furmety-Sunday, Fig-pie-Sunday, Veal-pie-Sunday, Bragot (Meth)-Sunday, Mulled-ale (Würzbier)-Sunday.

Schon aus diesen ältesten Ausführungen sehen wir den doppelten, sowohl kirchlichen wie weltlichen Charakter des 'Mothering Sunday' und des 'Mothering'. Bereits Cowel kennt diese Doppelheit und will den weltlichen Brauch, wie wir oben sahen, aus dem kirchlichen herleiten; Herrick wie Symonds erwähnen nur den weltlichen, und der letztere scheint direkt ein volksmäßiges Sippenfest bei dem Haupt der Sippe zu schildern.

Machen wir uns zunächst ein Bild beider Vorgänge, um dann zu versuchen, die Entstehung der kirchlichen und weltlichen Bräuche klarzustellen.

Der Sonntag Lätare war für die Kirche trotz seiner Zugehörigkeit zur Fastenzeit ein festlicher und frohbegangener Sonntag. In der Mitte der Fasten hat die Kirche die Strenge ihrer Gebote gelockert, ja aufgehoben, und der Mittfastensonntag wird schon im 13. Jahrhundert oder früher 'Dominica refectionis' genannt. Festlich ist gegenüber den anderen Fastensonntagen die Kleidung der Priester und Diakone in der Messe, deren Ritual ganz auf Freude gestimmt ist. Das 'Meßbuch der heiligen Kirche' (Schott, S. 195) sagt vom Mittfastensonntag: 'An diesem Tage unterbricht die Kirche ihre heilige Fastentrauer, ähnlich wie am dritten Adventssonntag; alle Gesänge der Messe atmen Freude und Trost, um die Gläubigen zu ermutigen, im Eifer ihrer heiligen Übungen nicht nachzulassen.'

Der Introitus beginnt: 'Laetare, Jerusalem: et conventum facite omnes, qui diligitis eam: gaudete cum laetitia usw.' In der Epistel wird von Jerusalem, 'mater omnium', d. h. der Kirche, gesprochen. Im Graduale heißt es: 'Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi: in domum Domini ibimus.' Die Communio redet davon: 'illuc (nach Jerusalem, das die Kirche bezeichnet) enim ascenderunt tribus, tribus Domini, ad confitendum nomini tuo, Domine.' Das Evangelium aber behandelt die wunderbare Speisung der Fünftausend mit fünf Broten.

Aus den vorstehend angeführten Sätzen des Rituals leuchtet deutlich und bezeichnender als an anderen Sonntagen der Gedanke hervor, daß die Gläubigen sich in Gemeinschaft in der Kirche zusammenfinden sollen. Wir erinnern uns aber weiter, daß die Gläubigen verpflichtet waren, gewisse religiöse Bräuche nur in der Mutterkirche zu erfüllen. Nur in ihr durfte nach Vorschrift der katholischen Kirche auch die den Gläubigen obliegende österliche Kommunion stattfinden, die gemeiniglich an den Fastensonntagen gefeiert wurde. Auf die Bevorzugung des Sonntag Lätare vor den übrigen Fastensonntagen konnte der Wortlaut der eben angeführten Stellen aus dem Messeritual jenes Tages einwirken, so daß besonders an diesem Sonntage sich die Prozessionen der Filialangehörigen in der Mutterkirche einfanden und ihr Opfer auf den Hochaltar der Pfarrkirche niederlegten.

Während auch, der Überrest eines alten kirchlichen Brauches, an den gewöhnlichen Sonntagen in der Kirche an die Gläubigen in England das 'holy bread', wie in Frankreich das 'pain bénit', verteilt wurde, mußte es hier an diesem Tage durch die Verbindung mit dem Evangelium von der Speisung der Fünftausend noch einen besonderen Akzent erhalten. Die Gläubigen bringen zum Teil das Brot mit und legen es auf den Altar nieder,

um es segnen zu lassen und dann zurückzunehmen. Ebenso aber wird in der Kirche während des Gottesdienstes gesegnetes Brot, aus reinem Weizen gebacken, an die Gläubigen verteilt, die es entweder gleich genießen oder auch mit heimnehmen, wo es nicht nur als wertvolles Erinnerungszeichen aufbewahrt wird, sondern auch als wirksame Hilfe bei Krankheit und Wettergefahr dient[1]). Das verteilte Brot ist entweder in viereckige Stücke geschnitten oder in Fladenform[2]), oder es hat die Form hostienähnlicher Oblaten. Zur Erquickung der von fern kommenden Gläubigen wurden in der Südpforte der Kirche von Bewedley bei Worcester gesegnete Cakes und ein Getränk von Früchten und Gewürz schon am frühen Morgen hingestellt, Gaben, die trotz Fehlens jeder Aufsicht von den Einheimischen nicht berührt wurden. Von diesem Vorgang hieß die jetzt nicht mehr vorhandene Pforte 'Refreshment Porch'. Ähnlich übernimmt nach einer freundlichen Mitteilung meines Kollegen L. A. Veit in der Diözese Mainz bei Bittgängen aus verschiedenen Gemeinden die Zielgemeinde abwechselnd die Verpflegung der von auswärts kommenden Pilger.

Die vorstebend erwähnten sind wohl die wichtigsten Züge der kirchlichen Feiern des Mothering Sunday; wie aber war der Verlauf der weltlichen ?

Die Kinder suchen an Mittfasten selbst von weither ihre Eltern auf und erhalten auch, sind sie Angestellte oder Dienstboten, fast immer Urlaub dafür, da der Brauch geachtet wird. Sie geben den Eltern kleine Geschenke, Blumen[3]), Geld, Tee, Eßwaren u. a., als Zeichen dankbarer Liebe und vor allem der Mutter ein 'simnelcake', 'motheringcake' oder 'wafer'. Gelegentlich geben sie nicht, sondern empfangen (Wright 44, NQ 12 S. X (1922), 292) ihrerseits von der Mutter ein 'motheringcake' oder ein 'furmety' (Weizenbrei mit Milch, Zucker und Gewürz). Das Älteste wird zweifellos 'simnel' sein, welcher Ausdruck ein Gebäck von feinstem Weizenmehl bezeichnet, das die verschiedensten Formen haben kann. Hier ist es wohl eine Fladenform[4]) gewesen, neben der später auch Waffelformen autreten, über die man die Ausführungen bei Smith I S. 63ff. und Wright 47f. vergleichen möge. Sie sind teils Oblaten, die im Waffeleisen gebacken werden und meist Hostienformen zeigen[5]). Die 'Simnel' hat sich dann zum 'Simnelcake'[6])

---

[1]) Lätarebrot sättigt auch am meisten, HDA 1, 1594.

[2]) Die Fladenform ist eine sehr alte und wohl ursprünglich kultische Form.

[3]) Das englische Sprichwort sagt: 'Who goes a-mothering find violets in the lane'.

[4]) Semmel = placenta, Du Cange 7, 490 und ebenso in verschiedenen englischen Glossaren. Semmel = Fladen HDA 7, 1643; Semmel = Kuchen DWb. 10, 1, 560f., 564, 563f., 567. Die 'Lausitzer Patensemmel' ist ein 17 cm im Durchmesser haltender 'Osterfladen' (Höfler, Ostergebäcke S. 32). Auch an Weihnachten tritt der Name 'Semmel' für die Fladenform auf (Höfler, Weihnachtsgebäcke S. 51). Das bekannteste Gebäck dieser Form sind die Osterfladen, deren Weihe an der katholischen Osterfeier sich besonders ausgeprägt hat.

[5]) Smith I S. 35ff.; Höfler, Gebildbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit S. 39.

[6]) Vgl. 'Semmelkuchen' DWb. 10, 1, 564.

entwickelt, der verfeinerten Ansprüchen Genüge tat: ein reich verzierter Kuchen, der mit Zuckerguß, Früchten und anderem, zum Teil phantastischem Schmuck versehen ist und gelegentlich, aber doch wohl nur als Ausnahme, eine bemerkenswerte Größe erreicht (5 feet, 10 inches long, 2 feet, 10 inches wide, 15 feet in circumference, 6 inches thick)[1].

Ein festliches Mahl vereint, mitunter nach dem gemeinschaftlichen Besuch der Kirche, der früher wohl die Regel war, die Familie; seine hauptsächlichen Bestandteile waren meist Kalbsbraten[2], Furmety[3] und Reispudding. Der Reis ersetzt hier wohl die ältere Hirse[4], die, wie Furmety, ein sehr altes kultisches Gericht war. Das Furmety finden wir in England auch an Weihnachten, und es ist ebenso vielfach ein altes Kirmesessen.

Wenn daneben auch Lamm (einmal wird Schwein genannt), Erbsen[5] und Figpie[6] auftreten, so ist dies wohl eine Herübernahme von anderen Sonntagen: das Lamm kommt aus dem Osterbrauch, die Erbsen (in Milton bei Cambridge wird ein Peas Porridge Feast an Mittfasten gefeiert [Wright 46f.]) vom Carling-Sunday, dem fünften Fastensonntag, und der Figpie von dem Figpie-Sunday, dem Sonntag vor Ostern, der in seinem Namen die Erinnerung fortpflanzt an den Wunsch Christi, auf seinem Wege von Bethanien die Früchte des Feigenbaumes zu essen. Das fast durchgängige Vorkommen des Kalbfleisches könnte, was aber durchaus nicht sicher ist, sich von dem Festmahl mit dem gemästeten Kalbe herleiten, das der Vater in der Bibel seinem heimkehrenden Sohn gibt, und das hier den heimkehrenden Kindern vorgesetzt wird. Man wird auch ernstlich erwägen dürfen, ob vielleicht die Simnel von Ostern herübergekommen und identisch mit dem Osterfladen ist. Die stoffliche Zuasmmensetzung ist ähnlich, und wir können auch sonst nicht selten ein Wandern von Brauchtümern aus der Osterzeit in die Fastenzeit beobachten. Höfler gibt (Ostergebäcke S. 8f.) eine Anzahl Beispiele dafür, daß Ostergebäcke schon vor Ostern gebacken werden. Man darf auch daran erinnern, daß gerade zur Osterzeit in kirchlichem und weltlichem Brauch die Geschenke von Backwerk und besonders Osterfladen üblich waren[7]. Andererseits aber finden wir sie auch im Mittfastenbrauch, wo z. B. im 16. Jahrhundert in Köln das Mädchen seinem Liebhaber als Zeichen der Liebe eine Brezel schickt[8]. In Salzburg gilt der Sonntag Lätare als 'Liabbstádsonntag', d. h. wohl als der Sonntag, wo sie die Liebe bestätigen, kaum, wie Baumgartner will, wo die

---

[1] Smith I S. 64ff.; Wright S. 47f.

[2] Wright S. 44.

[3] Wright S. 50. Vgl. auch Höfler, Weihnachtsgebäcke S. 18f.

[4] Höfler, Gebildbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit S. 30f.; 82f.

[5] Brand, Observations on the popular Antiquities of Great Britain 1 (1890), 112; Höfler, Gebildbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit S. 31; 90.

[6] NQ 2 S. II, 320. In Deutschland ist ein Feigenfladen als Festgebäck schon in althochdeutscher Zeit belegt (Höfler, Ostergebäcke S. 34).

[7] Höfler, Ostergebäck S. 30; 34f.; DWb. 3, 1707; 7, 1375.

[8] A. Wrede (Rhein. Volkskunde S. 248f.) erwähnt den Brauch aus dem kölnischen Buche Weinsberg.

Liebenden einander an der verabredeten Stelle treffen. Die Burschen führen da die Mädchen zu Lebkuchen und Met (Das Jahr und seine Tage. Programm Kremsmünster 1860, S. 20). Auch sonst treffen wir an Mittfasten den Brauch, einander zu beschenken, so daß also eine Ableitung aus Ostern nicht sicher ist.

Fragen wir uns nun, nachdem wir den kirchlichen und weltlichen Brauch kennengelernt haben, wie der gleiche Namen und gewisse Übereinstimmungen im Brauchtum zu verstehen sind, so müssen wir von vornherein betonen, daß der Boden, den wir bei einem Erklärungsversuch betreten, sehr unsicher ist, und daß wir über Möglichkeiten oder allenfalls Wahrscheinlichkeiten nicht hinauskommen. Das Material, das hier zu Gebote steht, ist trotz seiner Ausbreitung in den Schriften von Smith, Wright wie in den 'Notes and Queries' und anderen Werken zu gering, und es ist mit den mangelhaften Hilfsmitteln, die mir in Deutschland, und vor allem in Freiburg, zur Verfügung stehen, nicht möglich, es durch weitgehende Heranziehung englischer Heimatliteratur und etwaiger zerstreuter Notizen zu vervollständigen. Immerhin mögen sich einige Grundzüge der Entwicklung herausstellen lassen.

Eine gewisse Bedeutung scheint es mir zu haben, daß Cowel, dessen Kenntnis des Brauches noch aus dem 16. Jahrhundert stammt, der somit seinem Werden näher steht als wir, und der vielleicht die Volksmeinung seiner Zeit kannte, eine weitgehende Übertragung aus dem kirchlichen Brauche annimmt.

Weiter scheint es mir befremdlich im germanischen Volksbrauch zu sein, wenn die Mutter als Vertreterin der Familie in der Art, wie es hier geschieht, in den Mittelpunkt des brauchmäßigen Geschehens tritt, und der stark gefühlsmäßige Einschlag, der in dem Dankerweis der Kinder für mütterliches Sorgen auftritt, kommt mir im reinen, unbeeinflußten Volkstum nicht am Platze vor. Nicht die Mutter, sondern die Eltern gemeinsam, oder vor allem der Vater sind die Repräsentanten von Haus und Familie. In der christlichen Welt spielt die Mutter eine ganz andere und in mancher Richtung bedeutsamere Rolle, wohl von dem Kult der göttlichen Mutter her. In den ältesten Nachrichten (Cowel 1607; Symonds 1644; Smith I, 51, 1784) und auch in neueren (Wright 43; 44; NQ 12 S. X [1922], 292) wird nicht die Mutter, sondern die 'parents' genannt, und in einem Bericht, den Wright (S. 42f.) gibt, wird gesagt, daß die Geschenke an die parents gehen, der Kuchen aber an die Mutter. Andererseits ist in dem oben mitgeteilten Beleg bei Herrick nur von der Mutter die Rede.

Meines Erachtens besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Name 'Mothering Sunday' aus dem kirchlichen Brauche stammt, und daß er wegen der Gleichheit des Termins und wegen der Ähnlichkeit der Vorgänge (Geschenk an Mutterkirche und Geschenk an Mutter) von dorther auf einen weltlichen Brauch übertragen ist. Ins Gewicht für diese Anschauung scheint mir auch zu fallen, daß, soviel mir bekannt ist, der Name 'Mothers Day', der doch nahe liegt, nicht vorkommt. Wenn der Name

'Mothering Day' aber für den weltlichen Brauch Eingang fand, so konnte er leicht dazu führen, die Stellung der Mutter hervorzuheben und sie als Empfängerin eines in jener Zeit traditionellen Geschenkes auftreten zu lassen.

Dieses weltliche Fest, das beeinflußt werden konnte, ist ein Frühlingssippenfest, wie es in den verschiedensten Ländern um diese Jahreszeit gefeiert wird.

Der zu Anfang mitgeteilte Bericht von Symonds aus dem Jahre 1644 scheint geradezu auf ein solches Sippenfest zu deuten, wenn er hervorhebt, daß an Mittfasten alle Kinder und Großkinder sich bei dem Haupt der Familie versammelten und ein Fest hatten. Nachklänge dieses Festes scheinen noch in späterem Brauchtum vorhanden zu sein: In der Nachbarschaft von Bearnley (Lancashire) machte man gewohnheitsmäßig Besuche bei Freunden und Verwandten, um den Figpie am Mothering Sunday mitzuessen (NQ 12 S. X (1922), 334), und im Swan-Inn in Wotton-under-Edge (Gloucestershire) veranstaltete die über 90 Jahre alte Wirtin für ihre Angestellten an Mittfasten ein Fest, zu dem diese Freunde und Liebste mitbringen konnten, wie es ähnlich auch in anderen Häusern der Fall gewesen sein soll[1]).

Aus Deutschland berichtet Witzschel (Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen [Wien 1878] S. 298) etwas Ähnliches vom Mittfastensonntag: 'Die Häuser der Vorstadt und Georgenstraße, von denen das eine oder andere vielleicht nach alter Sitte mit grünen Tannenreisern verziert ist, sind guten Freunden, Bekannten und Verwandten, vormals auch ohne besondere Einladung, nach Brauch und Herkommen gastlich geöffnet; Kaffee und Schmelzkräpfel, das unvermeidliche Gebäck des Tages, werden den Besuchenden überall freigebig gereicht, denn man ist an diesem Sonntage überall auf Besuch und Kaffeegäste eingerichtet, und von manchem Hause lebt noch aus früheren Tagen der gute Ruf und Ruhm, zum Sommergewinn eine nicht gewöhnliche Hospitalität entfaltet zu haben, im treuen und dankbaren Gedächtniß der Leute.' Ähnliche Mitteilungen Zs. f. d. Myth. 2, 103.

Bedeutsamer noch scheint mir ein Zeugnis aus der Wallonnie, das die Enquêtes du Musée de la Vie Wallonne 3 (1933/34), 144ff. mitteilen. In den Bezirken Condroz und Hesbaye ist es eine Sitte, der man sich auf keine Weise entziehen darf, daß die Kinder die Eltern am ersten Fastensonntag, dem Tag des Grand Feu, besuchen: 'on revient de sept lieues à la ronde pour manger le pain de son père et de sa mère.' Und wenn die Eltern gestorben sind, findet der Besuch bei dem Ältesten der Familie statt. Die Eltern erwidern den Besuch an Lätare.

Wenn wir es bei der Zweiteilung des Besuches wohl mit der späteren Aufspaltung eines einheitlichen Vorganges zu tun haben, der ursprünglich an Lätare stattfand, so scheint doch aus den Nachrichten deutlich zu sein, daß es sich um ein Sippenfest handelt. Der Besuch der Kinder bei den

---

[1]) County Folk Lore. Printed Extracts Nr. 1: Gloucestershire, ed. by Edwin Sidney Hartland S. 20.

Eltern gilt als der wichtigste Vorgang, wie eine freundliche Mitteilung des Leiters des Museums, des Herrn J. M. Remouchamps, besagt. Für die Annahme eines Sippenfestes spricht weiter und besonders, daß nach dem Tode der Eltern das älteste der Geschwister an ihre Stelle tritt. Leider haben sich nach brieflichen Mitteilungen des genannten Herrn im gegenwärtigen Verlauf der Enquête weitere Tatsachen nicht ergeben.

In der Champagne findet ein solches Sippenfest den Abend des Fastnachtmontags statt, worauf mich André Varagnac freundlich hinweist[1]).

Nach allem möchte ich meinen, daß eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß ein weltliches Sippenfest im Frühling um Mittfasten bestanden hat, und daß auf dieses Sippenfest kirchlicher Mittfastenbrauch gewisse Einflüsse (Hervorhebung der Mutter) geübt hat. Wenn sich Ursprung und Entwicklung nicht mit Sicherheit klären lassen, so ist dies bei dem Alter des Brauches und der Unvollständigkeit der Überlieferung nicht zu verwundern, denn bestimmt geht der Brauch wohl in Zeiten, die weit vor der Reformation liegen, zurück.

Der Gebrauch des 'Mothering' ist in einem großen Teil von England verbreitet und hat sich vor allem im Südwesten von England und im südlichen Wales gehalten. Da aber auch einzelne Reflexe dieses Brauchtums im Norden und Nordosten auftreten, so wird man vielleicht annehmen dürfen, daß es sich bei dem jetzigen Gebiete des Brauches um ein Rückzugsgebiet handelt, und daß er früher weiter verbreitet war. Dafür könnte auch das sich immer mehr verstärkende Abklingen und Verschwinden des Brauches (Belege dafür bei Wright S. 43—45) sprechen.

Man hat von kirchlicher und weltlicher traditionsfreundlicher Seite vielfach Versuche gemacht, den alten Brauch wieder einzuführen, wo er vergessen war, und ihn neu zu beleben, wo er zu verschwinden drohte (Smith I, 13; 77—85). Seit 1914 existiert ein 'Mothering Sunday Movement', das von Miß C. Penwick Smith begründet wurde, und dessen treibende Kraft sie ist. Gewiß ist in England manches erreicht (Smith II, 28; 32ff.), gewiß ist die alte englische Feier des Mothering Sunday in einer Anzahl von Fällen auch in die englischen Kolonien gedrungen und hat selbst in Amerika (New York City 1925: St. Lukas, St. Peters, Smith II, 25f.) Eingang gefunden, aber das sind doch Einzelheiten, und wenn es sich um ein anderes Land als das so stark die Tradition pflegende England handelte, würde man diesen Versuchen kaum ein günstiges Prognostikon stellen. Aber selbst für England dürfte der Ausgang der Entwicklung doch zweifelhaft sein.

II. Muttertag.

Mit dem Eintritt in die neue Zeit begann man, je mehr der Brauch des Mothering in die städtischen Kreise drang, die alten weltlichen und kirchlichen Brauchformen, die den Kern der Handlung umrahmten, als

[1]) A. Varagnac, Le Carnaval et les Feux de Carême en Champagne (Châlons-sur-Marne 1935), S. 43f. (Frdl. brieflicher Hinweis).

altmodisch und nicht mehr zeitgemäß zu empfinden. Wohlmeinende, volkserzieherisch eingestellte Persönlichkeiten suchten nun wenigstens die Idee zu erhalten, indem sie sie von den ursprünglichen Bestandteilen lösten: aus dem 'Mothering Day' wurde der 'Mothers Day'. An einem Sonntag im Jahr sollten die Kinder der Mutter den Dank für all ihre Liebe und Fürsorge aussprechen und ihr durch kleine Gaben eine Freude bereiten.

In dieser Gestalt trat dann der 'Mothers Day' seine Wanderung durch die Länder Europas und Amerikas an. Das erste Land, in dem wir die neue Form des Muttertages finden, sind die Vereinigten Staaten von Amerika[1]), wohin der Brauch, sicherlich von England aus, um 1910, also vor der Gründung des 'Movement' in England und vor dem Weltkriege gelangte. Welche Persönlichkeiten oder welche Kreise die Anregung gegeben haben, ist mir nicht bekannt, aber jedenfalls waren es nicht Volkskreise, sondern volkserzieherische Kreise, wenn nicht gar die Geschäftswelt, die es taten. Nicht von innen heraus ist im Volke der Gedanke entsprungen, sondern von außen hereingetragen und wird auch als ein künstliches Machwerk empfunden. Das alte Mothering ist trotz seines vereinzelten Auftretens in Amerika nicht einmal im Ausdruck bekannt: George Watson vom 'Historical Dictionary of American English' berichtet in einer durch Archer Taylor vermittelten Äußerung, daß in dem Material des Wörterbuches das Wort nicht verzeichnet sei, und daß auch verschiedene Freunde, die er befragt habe, es nicht kennten.

Gleichmäßig mit der Trennung vom alten Brauch löste sich der Mothers Day auch vom alten Termin des Mothering: Nicht Mittfasten, sondern der zweite Sonntag im Mai ist der Tag der Feier. Die Wahl dieses Tages ist sicherlich stark von dem Handel beeinflußt, der von der besseren Jahreszeit (Blumen!) eine Ausdehnung und Belebung der Feier erwartete.

In Amerika fand der Gedanke des Muttertages bald und verhältnismäßig leicht Eingang. Die volksfreundlichen Kreise nahmen ihn auf, die Zeitungen verbreiteten ihn, und vor allem machte sich die Geschäftswelt, die sofort die Möglichkeit neuer Absatzquellen durch die gegebenen Geschenke sah, mit Eifer daran, für seine Verbreitung zu werben. Eine Marke mit dem bekannten Bildnis Whistlers von seiner Mutter wurde herausgegeben. So wurde der Muttertag in gewissem Maße gefeiert, aber eigentlich populär ist er nach Archer Taylor nicht geworden.

Dem Handel kam der Appetit beim Essen, und er suchte sich einen gesteigerten Absatz dadurch zu verschaffen, daß er für die Feier eines 'Fathers Day' warb, der aber nicht so einschlug. Charakteristisch ist die Meldung einer amerikanischen Zeitung vom 14. Oktober 1937, die aus Manila das Folgende berichtet: 'Equal rights for fathers were recognized to day by President Manuel Quezon, when he abolished Mother's day. In its place he created Parents' day, the first Monday of December'[2]).

---

[1]) Mitteilungen Archer Taylors (Chicago).
[2]) Mitteilungen Archer Taylors.

Von Amerika aus suchte der Muttertag in seiner neuen Form auch in England, das ihn nach Amerika gebracht hatte, Eingang zu finden. Auch hier sollte er rein weltlich und nicht an Mittfasten, sondern am zweiten Maisonntag gefeiert werden. Aber diese Bestrebungen, die von der Geschäftswelt ausgingen, stießen auf den erbitterten Widerstand des 'Movement': in den Zeitungen setzte eine heftige Polemik ein, verwandte Organisationen wurden zur Unterstützung geworben, und das Ende war eine Verhandlung mit den Vertretern des Handels, die zu der Beibehaltung des alten Termins führte, nachdem die Vertreter des Movement zugesagt hatten, ihrerseits die Absatzinteressen des Handels wohlwollend zu fördern (Smith II, 11f.). Ein Waffenstillstand, von dem es aber zweifelhaft erscheint, ob er eine endgültige Fixierung auf Mittfasten zur Folge haben wird.

Wieder von Amerika aus drang der Muttertag dann nach Schweden, was durch seine Festlegung auf den Monat Mai wohl sicher erscheint, wenn es in Schweden auch nicht der zweite Maisonntag wie in Amerika, sondern der letzte Maisonntag ist. In Norwegen dagegen könnte englischer Einfluß vorliegen, da hier die Feier am ersten Februarsonntag stattfindet, welcher Termin Mittfasten näher liegt.

In Schweden[1]) ist der Muttertag 1919 von Frau Cecilia Bååth-Holmberg eingeführt worden, die, wie ihr Gatte, der Rektor der Volkshochschule in Tärna war, volksbildnerischen Kreisen nahestand. Am 26. Mai 1919 wird in Zeitungen berichtet, daß der Muttertag 'gestern' mit Festlichkeiten in Haus und Kirchen gefeiert wurde. Große Scharen seien zu den Kirchhöfen gewallfahrtet. Der Muttertag wird hier auch mit kleinen Geschenken von Blumen und Konditoreiwaren in weiteren Volkskreisen gefeiert. Die Zeitungen machen darauf aufmerksam, und die Papierläden stellen Karten her, auf denen der Mutter der Glückwunsch der Kinder ausgesprochen wird.

In Norwegen[2]) dagegen, wohin der Muttertag ebenfalls 1919 drang, ist er kein allgemein begangener Festtag, trotzdem von seiten des Handels eifrig für ihn Propaganda gemacht wird.

In Dänemark[3]) wird der Muttertag am zweiten Sonntag im Mai gefeiert und als Feiertag auch in den Kalendern genannt. Die Zeitungen machen jedes Jahr darauf aufmerksam, und man sagt, daß die Blumenhändler und Schokoladengschäfte hinter der Agitation ständen. Es werden besondere Schokoladenschachteln und Blumengaben zum Muttertag in Kopenhagen hergestellt. Die dänischen Zeitungen berichteten schon im Jahre 1914, daß in Amerika ein neuer Tag aufgekommen sei: 'Jeder Mensch kaufe eine Blume, und die Einnahme daraus ginge an arme Witwen. Jeder, der eine Blume trage, solle an dem Tag seine Mutter besuchen, ihr ein Geschenk senden oder ihr Grab schmücken.' Damals war also die Sitte in Dänemark noch unbekannt. Und das Volk meint auch, daß die Sitte im Lande kaum 5 Jahre alt sei.

---

[1]) Mitteilungen C. W. v. Sydows (Lund) und H. Grüner Nielsens (Kopenhagen).
[2]) Mitteilungen Knut Liestøls (Oslo).
[3]) Mitteilungen H. Grüner Nielsens (Kopenhagen).

Nach Holland[1]) ist der Muttertag erst im Jahre 1932 gedrungen, und zwar ebenfalls von Amerika aus. Er findet am dritten Sonntag im Mai statt. Angeregt wurde hier der Brauch von dem Verein niederländischer Konditoren (Algemeene banketbakkersvereenigung). Die Familie (die Kinder oder der Vater oder beide) schenkt der Mutter an diesem Tage eine Torte, meist mit der Aufschrit 'voor Moeder' in Zucker. Auch Blumen werden verwendet. Der genannte Verein hat statistische Angaben über die Verbreitung des neuen Brauches gesammelt, die also wohl zuverlässig sind und aus denen hervorgeht, daß er sich rasch einbürgert: 'ein rein kaufmännischer Einfall erweist sich also als fruchtbar für neues Brauchtum, wenn er auf richtigen Voraussetzungen beruht, d. h. in diesem Falle bei uns. Das Jahrhundert des (verwöhnten und idealisierten) Kindes (de eeuwe van het kind) soll nun einmal ein Ende nehmen, an dessen Stelle soll nun die Mutter treten. So wenigstens hört man den neuen Brauch vielfach begründen. Tatsächlich spielen wohl auch die schwierigen ökonomischen Verhältnisse wie der Umschwung in den pädagogischen Ansichten, wie er sich nach dem Weltkrieg zeigt, hier eine Rolle.

Außer in die Familie hat der Brauch auch in die Krankenhäuser und Wöchnerinnenanstalten Eingang gefunden. Die Konditoreien und wer sich sonst dazu veranlaßt fühlt, verabreichen an dem genannten Tage den mittellosen Wöchnerinnen gleichfalls Torten und Blumen.

Einigermaßen komisch wirkt es — wenn ebenfalls nach amerikanischem Vorbild — nun auch Zigarrenfabrikanten und -händler wie Fleischer, offenbar verlockt durch den Erfolg der Konditoren, einen 'Vatertag' zu propagieren begonnen haben, und zwar zum erstenmal im Oktober 1936: der Vater soll mit Zigarren oder mit Würstchen beschenkt werden. Ob auch diese Anregung eine ebenso gute Aufnahme finden wird, muß die Zeit lehren, doch scheint mir ein Zweifel hier wohl berechtigt zu sein.'

In Österreich[2]) ist der Muttertag durch die verstorbene Mutter des Altbundespräsidenten, Frau Marianne Heinisch, angeregt und durch die ihr nahestehenden Frauenorganisationen eifrig gefördert worden. Er wird am zweiten Sonntag im Mai gefeiert. In den Schulen wird auf den Tag hingewiesen, und es wird Anleitung zur Anfertigung von kleinen, von den Kindern selbst ausgezierten Glückwunschbriefen an die Mutter gegeben. Vor allem aber werden der Mutter Blumen geschenkt, und die Blumengeschäfte suchen durch die Ausstattung ihrer Schaufenster und durch entsprechende Hinweise zum Kaufe anzureizen. Vielfach finden Friedhofsbesuche an diesem Tage statt. Auch in Österreich hat aber der Brauch mehr in den Städten und in den Kreisen der Intelligenz Wurzel gefaßt als unter der Landbevölkerung.

In Italien[3]) dagegen hat der Muttertag in seiner allgemein verbreiteten Form keinen Eingang gefunden und ist hier durch den offiziellen

---

[1]) Mitteilungen J. M. N. Kapteyns (Groningen).
[2]) Mitteilung von A. Haberlandt (Wien).
[3]) Mitteilung von G. Vidossi (Turin).

'Mutter- und Kindertag' (Giornata della madre e del fanciullo) bis zu einem gewissen Grade ersetzt, der am 24. Dezember gefeiert wird, jedoch einen ganz anderen Charakter hat. Er bildet in Italien einen Teil der Maßnahmen der 'Campagna demografica' (Maßnahme zur Hebung des Volkszuwachses), und deshalb brauchen wir in diesem Zusammenhange nicht auf ihn einzugehen.

Über die Verhältnisse in Frankreich habe ich leider nichts in Erfahrung bringen können.

Nach Deutschland ist der Muttertag von Amerika gekommen, was aus der Gleichheit des Termins, des zweiten Maisonntags, hervorgeht. Auch hier ist er von volksfreundlicher und volksbildnerischer Seite nach dem Weltkriege eingeführt worden, und wesentlich ist für diese Einführung der immer wieder geäußerte Gedanke, die Mutter müsse gefeiert und ihr gedankt werden, da sie während des Krieges Unvergleichliches für das Vaterland und für ihre Kinder geleistet habe. Erst allmählich wird diese besondere Anknüpfung an den Weltkrieg fallen gelassen und eine mehr allgemeine Würdigung der Verdienste der Mutter um ihre Kinder in den Vordergrund gerückt.

Zu welcher genauen Zeit und von wem der Muttertag nach Deutschland gebracht ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Nach dem 'Großen Herder' (8, 856) ist seine Feier in Deutschland zuerst 1922 eingeführt worden und hat sich dann allmählich über das ganze Reich verbreitet. In Freiburg i. Br. ist seine Feier im Mai 1925 durch einen gemeinsamen Aufruf eines protestantischen und eines katholischen Geistlichen der Stadt angeregt worden, in dem wieder speziell auf die Tätigkeit der Mutter im Weltkriege Bezug genommen wurde. Von Baden aus ist der Muttertag dann auch in die Deutsche Schweiz gewandert, ohne jedoch tiefere Wirkung zu gewinnen. Mein verstorbener Freund Hoffmann-Krayer schrieb mir seinerzeit, er habe zuerst im Sommer 1933 von ihm Kenntnis erhalten.

Die Art der Einführung und der Verbreitung der Feier des Muttertages ist in Deutschland die gleiche wie in den meisten übrigen Ländern: volkserzieherische Kreise und Geschäftswelt, die einen aus idealen, die anderen aus merkantilen Interessen, suchen seine Feier möglichst zu verbreiten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Werbung durch den Handel die wirksamere war. Die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde[1]) zeigen deutlich, wie die Feier zunächst und hauptsächlich in den großen und mittleren Städten aufkommt und sich von da aus mit Verkehr und Handel weiter zu den kleineren Städten und auf das Land verbreitet. Warenhäuser und Einzelhandel sind die Werbezentralen, und sie werden darin von teils durch sie beeinflußten Zeitungen unterstützt. Es ist zunächst eine Angelegenheit städtischer bürgerlicher Kreise, und erst zögernd und allmählich nimmt auch das Land daran teil. Die Idee des Muttertages und seine

[1]) Ich verdanke ihre Mitteilung dem Leiter der Geschäftsstelle des Atlas, Herrn Erich Röhr (Nr. 33 und 34 der 2. Lieferung des ADV, 1937).

Durchführung im einzelnen (etwa das Blumengeschenk an die Mutter) hat eben in der Geisteshaltung der bäurischen Bevölkerung so recht keinen Platz, und seine Aufnahme setzt wohl eine gewisse Verstädterung des Volkes und seiner inneren Anschauung voraus. Nur so erklärt sich gegenüber den vorwiegend ländlichen Bezirken die starke Verbreitung des Muttertages in den Industriegebieten, die sich auf den Karten des Atlas wie ein breiter Gürtel vom Rhein über Mitteldeutschland bis nach Oberschlesien hinzieht. Der Süden zeigt eine ganz dünne Verteilung, und nur gewisse industrielle Bezirke, wie die der Pfalz und des Neckartales bei Stuttgart, zeigen auch hier eine dichtere Belegung, während andererseits ländliche Gegenden, wie etwa Oberschwaben, sich vollständig anders verhalten. Durch diese Tatsachen wird die Richtigkeit der vorgetragenen Anschauung erwiesen. Wie weit hier durch die offizielle Einführung der Feier im Jahre 1933 eine Wandlung schon hervorgerufen ist oder noch hervorgerufen wird, bleibt abzuwarten.

Wir haben hier den seltenen Fall, am lebenden Objekt das Schicksal der von oben her erfolgten Einführung eines neuen Brauchtums beobachten zu können, und deshalb ist es sehr wertvoll, durch die Aufnahmen des Atlas der deutschen Volkskunde vom Jahre 1932 (vor der offiziellen Einführung!) eine genaue Feststellung über die Tatsache und die Intensität der Verbreitung und die an der Feier beteiligten Volkskreise zu besitzen. Es wird für die volkskundliche wie soziologische Forschung in mehr als einer Richtung außerordentlich belehrend und in mancher Beziehung wegweisend sein, nach einer längeren, etwa zehnjährigen, Frist festzustellen, ob es gelungen ist, von außen her im gesamten Volke die Feier des Muttertages zu einem inneren Besitz zu machen oder ob es bei einer mehr äußerlichen, nicht in das eigentliche Wesen gedrungenen Einstellung des Volkes zu diesem Brauche geblieben ist.

Zur Entstehung geschichtlicher Sagen.

Von Gustav Fr. Meyer, Kiel.

Es gehört zu den großen Seltenheiten, heute noch im Volke die Keimzelle für die Entstehung einer geschichtlichen Sage zu finden, mit Bestimmtheit festzustellen, wie ein sicher erfaßtes geschichtliches Ereignis der neueren Zeit die ersten Anfänge für eine sagenhafte Erzählung geliefert hat. Dagegen zu beobachten, wie das Gedächtnis des Volkserzählers für die geschichtliche Vergangenheit seines Volkes äußerst gering ist, wie eine weltgeschichtliche Tatsache in den Volkssagen von den Zügen ganz persönlicher und dörflicher Art erdrückt wird, das ist eine sehr häufige Erfahrung des Sammlers. Der Volkserzähler denkt immer zuerst an sich und seine Familie, er blickt nur selten hinaus über die Dorf- und Kirchspielgrenzen, immer steht in den echten Volkssagen die rein menschliche Denkungsart im Vorder-

grund, der stoffliche Inhalt schrumpft zur äußeren Umrahmung zusammen und tritt in den Hintergrund.

Nach solchen Erfahrungen war es für mich eine Überraschung, als ich in einem Falle, den ich hier mitteilen werde, nicht nur den Beginn einer Sagenentwicklung, ausgehend von einer bestimmten geschichtlichen Tatsache, sondern auch die Namen der Personen feststellen konnte, die Veranlassung zu der Entstehung einer „geschichtlichen Sage“ gegeben hatten. Was ich erzählen hörte, war der Beginn einer Sagenwanderung, vielleicht war ich der erste, dem der Bericht „weitererzählt“ wurde; denn von Familienangehörigen erfuhr ich hinterher, daß Großmutter ihnen diese „Geschichte“ noch nie erzählt habe.

Im Herbst 1929 saß ich bei einer 1853 geborenen Frau im Dorfe Heist bei Ütersen, Kr. Pinneberg. Sie erzählte, wie sie als kleines Mädchen oft zwischen den Knien ihres Großvaters gestanden habe, der ihr erzählte. Er war beim Tode Schills in Stralsund (am 31. Mai 1809) zugegen gewesen, das habe ihm scheinbar auf dem Gewissen gelegen, und er habe ihr mehrfach davon erzählt. Ich teile wörtlich mit, was die Frau mir sagte: „Mien Großvadder, mien Mudder eer Vadder, hett bi de Husarn deent. Dar is ok een Krohn ut Appen bi we'n, Großvadder weer een Lorenzen ut Leezen (Kr. Segeberg). Se sünd in Stralsund un ried mal lank de Straten. Do hett Schill mit sien Lüüd op'n Balkon staan, dat weet se awer nich. Do wiest de Mann, de achter Schill steit, de wiest op Schill un verraad em. Do sünd de beiden hen. Großvadder faat em in de Boß an, un do sünd de Orden to seen, un Krohn haut em den Kopp af. Se hebbt den Kopp awer nich kregen, den' hebbt Schill sien Lüüd behooln. — Großvadder hett naher noch ümmer Pension kregen, de muß he sik ut Pinnbarg haaln. He kreeg ok den Danebrogsorden, den' muß he ansteken, wenn he de Pension haaln dee. ‚Ik mag dar gar nich mit lank gaan‘, sä he denn.“

Das Sagenhafte dieser Erzählung wird zweifellos, sobald wir uns die geschichtlichen Ereignisse vergegenwärtigen[1]). Der von Schill erhoffte Volksaufstand war unterblieben, die Erhebung Dörnbergs unterdrückt, die Siege der Österreicher waren nicht eingetroffen. Schill hoffte, Stralsund ähnlich wie Kolberg halten zu können. Der dänische General Ewald, der auch holsteinische Reiter befehligte, mußte Napoleons Truppen verstärken und mit diesen zusammen Stralsund stürmen. Dänemark war Bundesgenosse Napoleons und Schleswig-Holstein damals noch in Personalunion mit Dänemark. Nach dem Sturm reitet Schill durch die Straßen. Holsteinische Husaren verfolgen ihn. Ein Offizier, ohne Schill zu erkennen, rief dem Reiter Krohn zu: „Husar, desarmiere ihn und nimm ihn gefangen!“ Schill verteidigte sich, erhielt aber von Krohn einen Hieb quer über das Gesicht. Schill sprengte weiter, schon unsicher zu Pferde sitzend. An einer Straßenecke standen holländische Soldaten und wuschen einem Gefangenen das Blut ab.

[1]) Vgl. Die Beteiligung der Holsteiner an der Bekämpfung Schills. „Die Heimat“ 19 (Kiel 1909), 262ff.; dort auch weitere Literatur.

Dieser sieht Schill, erkennt ihn und ruft unwillkürlich: „Da ist Schill!“ Die Holländer legen an, eine Kugel trifft Schill in den Hinterkopf und tötet ihn auf der Stelle. Wie es damals üblich war, plünderten die Holländer den Leichnam, nahmen Orden, Waffen und Kleider und brachten dann den Toten nach dem Rathaus. Am Tage nach dem Sturm drängten sich die dänischen und holländischen Offiziere in das Zimmer, in dem der Leichnam lag, und schnitten sich Büschelchen Haare von seinem Haupte, die sie wie ein Ordensband im Knopfloch trugen. Das Haupt Schills ward abgetrennt und in Spiritus aufbewahrt, um die von Jerome ausgesetzte Prämie von 10000 Franken zu erhalten. Die Summe wurde nicht ausbezahlt, weil man sagte, daß die Prämie sich nicht auf den Tod durch Soldatenhand im Kriege bezogen habe. Diese Prämie ist wohl der Grund gewesen, weswegen man darüber in Streit geriet, wer Schill getötet habe. Nach dem von Kopenhagen erlassenen offiziellen Bericht haben die holsteinischen Reiter Krohn und Lorenz beide behauptet, Schill getötet zu haben. Der Bericht entspricht nicht den Tatsachen. Bemerkt sei noch, daß damals in Schleswig-Holstein im Volke das deutsche Nationalgefühl noch nicht erwacht war. Die Teilnahme an der Erstürmung Stralsunds galt in weiten Kreisen für eine ruhmvolle Tat, die Tötung Schills für ein verdienstvolles Werk.

Was ich von der Erzählerin hörte, war ein erstes Wiedererzählen des Berichts ihres Großvaters, und damit war der erste Schritt einer auf Wanderung gehenden sagenhaften Ausschmückung getan. Ob Lorenzen seinen Bericht mit denselben Worten gegeben hat, ist nicht mehr festzustellen, anzunehmen ist aber, daß auch er nicht wahrheitsgetreu erzählte. In der Gegend von Ütersen haben vier Husaren einen Orden und eine jährliche Pension erhalten, schreibt der schleswig-holsteinische Historiker v. Osten[1]), weil sie, wie man sagt, Schill getötet haben. Die Volkssagen, die sich in ihren Dörfern bildeten, lauten aber so verschieden und zum Teil so unglaublich, daß gar kein Wert darauf zu legen ist. Mit Hilfe ihrer Phantasie entwarfen sich die Husaren ein Bild des Tages und glaubten später selber, daß die Sache sich so verhalten habe. Ein Sohn von dem Krohn aus Appen hat v. Osten folgenden schriftlichen Bericht gegeben: „Am Tage der Erstürmung Stralsunds war mein Vater Ordonnanz bei einem höheren Offizier. Als er mit seinem Vorgesetzten durch die Stadt reitet, sieht er einen feindlichen Offizier aus einer Sackgasse heraussprengen. Da derselbe einen Orden trug, so mußte mein Vater ihn für den Major Schill halten, weil den Soldaten gerade der Orden als Erkennungszeichen angegeben war. Auf Schills Haupt war aber eine hohe Prämie gesetzt. Der feindliche Offizier greift nach einer Pistole, doch kommt mein Vater ihm zuvor und gibt ihm einen Säbelhieb über den Kopf, daß er tödlich getroffen zu Boden sinkt. Mein Vater springt schnell vom Pferde, um ihm den Orden abzunehmen; aber schon haben die Holländer sich des Sterbenden bemächtigt. Meinem Vater gelingt es jedoch noch, dem Offizier die Sporen abzureißen. Die Holländer sollen den

[1]) Vgl. Major Schills Ende, „Die Heimat“ 7 (Kiel 1897), 8ff.

Leichnam ganz unkenntlich gemacht haben. Mein Vater erhielt später den Danebrogsorden und eine jährliche Pension von 50 Reichstalern. Die Sporen habe ich nie gesehen, wahrscheinlich hat mein Vater sie in Kopenhagen abliefern müssen.“ Auch hier die sagenhafte Ausschmückung, da feststeht, daß Krohn in den letzten Augenblicken Schills nicht zugegen gewesen ist. In Appen hatte die Familie Krohn einen Hökerladen, heute ist sie von dort verzogen, und es wurde mir von einem Arbeiter im Dorfe erzählt: „Een von de Krohn harr Schill doodschaten, un se harrn darum de Gewerbefreiheit kregen.“

Bei dieser Sagengruppe ließ sich auch feststellen, daß mythische Erlebnisse mit dem geschichtlichen Ereignis verbunden wurden. „Bi Lenste an'n Strand“, wurde mir 1926 im Kreise Oldenburg erzählt, „waan en Mann, de weer 1813 bi Schill in Stralsund mit bi weß un harr'n Hoot voll Banknoten mit to Huus bröcht. Na den' sien Huus schull de Draak rintrecken. De meisten Lüüd harrn dat seen, he weer so lang weß as en Willboom. Dat weer de Düwel, sä'n se, de wull em haaln.“ Also eine Verbindung mit der Sage vom geldbringenden Hausdrachen.

Solche Verschmelzungen beweisen, wie im Volke geschichtliche Ereignisse von überkommenem Glauben überschattet werden, wie also die persönliche Denkungsart beim Volkserzähler als Triebkraft des Erzählens den Vorrang behält.

Das zeigt auch folgende Erzählung eines Kriegsteilnehmers von 1870/71: „Prinz Friedrich Karl hett'n Knoop an de Uniform hadd, wenn he den' drei'n dö, weer he unsichtbar. Dar ist noch een so'n weß, un as se vör Metz liggt, dröppt de em in de Stadt. De Prinz is awer to seen weß, he hett in Gedanken verkeert dreit hadd. ‚Königliche Hoheit, drehen!‘ seggt he. Do dreit he, un do is he weller unsichtbar.“

Das beweisen auch die zahlreichen Erzählungen, in denen in irgendeiner Weise vom Weltkrieg die Rede ist; es sind vielfach „Vorspukgeschichten“. Drei Beispiele seien hier noch mitgeteilt:

„Twe Monat vör den Krieg liggt Großvadder Krabbenhöft in Jevenstedt (Kr. Rendsburg) in'n Bett, un do röppt he mien Großmudder to: ‚Wo kaamt bloß all de Soldaten her? Se pedd uns jo all dat Korn daal!‘ Twe Monat naher harrn wi den Krieg“ (1926).

„De ewige Juud is ok mal över Fehmarn gaan. Dat is'n lütten Mann weß, he hett'n lang'n Rock an hadd, un de witten Haar hebbt em öwer de Schullern hung'n. He hett von den Krieg vertellt: De Minschen wörn to üppig, hett he seggt, un Düütschland wör rünner kamen, awer weller hoch. Dat Bloot wör fleten, so as dat Water in'n Rönnsteen löppt. Mien Swiegermudder sä dat al vör den Krieg. Se harr dat von eer Großmudder höört, as se sößtein Jaar oold weß weer. ‚Wenn dat waar ward‘, harr se seggt, ‚denn warr ik nich meer leben‘, un se is ok al vör den Krieg dood bleben“ (1927).

„Jo, ick ging doch een Obend — dat is so woor, as ick hier sitt —. Dat weer op Tondern-Nord. Dor keem een grote Flamm op, öwer Rosinenfeld. Ick worr nich bang, ober ick dach, dat schull woll brennen. Ick keem in

un sä to Vadder: ‚Paß op, dat schall dor woll brennen!‘ Denn keem de Krieg, und man munkel dorvun, dat de Flughalle bu't warrn schull. Ick sä to Vadder: ‚Ick kann di genau segg'n, wo se liggen schall und dat se brennt.‘ Und richtig, se brennt! Wi hemm dat jo all seen.“ (Aufgez. 1932 von Bruno Ketelsen in Leck, Schleswig.)

Lied aus einem Album Amicorum (1595—1603).

Von Elizabeth Mincoff-Marriage, Krasno Selo (Bulgarien).

Ich kan und mach nicht frolich syn
in mynem hertzen
draegh ich gross smertzen
und sware pyn.

ellendlich ben ich des troest ich mich
Want na den regen
gift godt synen segen
den sonnen schyn.

Wie sal dan dragen die sware pyn
Wie sal das sagen
das ich moess dragen
das vngeluck myn.

Die my auf erden is lieb und werdt
Die moess ich meyden
und von haer scheiden
in cortzer zeyt.

Wie is das scheiden so sware pyn
Als anderen sclaffen
so moess ich wachghen
und trorich syn.

ich moess aflaen und scheiden daer van
ich bin verdrongen
tis mir mislonghen
ich ben schabab.

Schoen lieb was haeb ich dir zu leit gedaen
das ir euch seluer
habt auer gegeben
moest orlof han.

Maer gedenckt den zyt der is nicht weit
Doen ghy es saget
mir lieb zu haben
by wiwer Eher.

Feynss lieb das haben der cleffer gedaen
die auster massen
ons seer doen haessen
und synen ons gram.

Ellendich ben ich des troest ich mich
want na den regen
geeft godt synen segen
eenen sonnen schyn. finis

Sy pour fydelle on peruient j'espere Guillaume de Furstenburch.

Das Lied steht in der Douce Handschrift 221 der Bodleian Bibliothek zu Oxford, und zwar auf den Blättern 215 und 215vo des Albums der Theodora van Wassenaer en Dwenvoerden 1595—1603, wie auf dem Deckel steht, oder Duuenvoorde, wie es im Album heißt. Der Grenzdialekt des Liedes erinnert an das Gelderländische der Weimarer Liederhandschrift.

Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hat sich die erste Strophe in Deutschland im Volksmund gehalten (s. Erk-Böhme Nr. 766). Spätere Fassungen des Liedes haben sogar diesen Berührungspunkt verloren und fangen meist an „Schatz, mein Schatz, geh nit so weit von hier“, s. Marriage, Volkslieder aus der Bad. Pfalz (1902) S. 203; Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar (1896) Nr. 251.

Ist der Neck ein schwedisches Naturwesen?

Von Tobias Norlind, Stockholm.

I.

Im schwedischen Volksglauben nimmt der Neck eine hervorragende Stellung ein. Es gibt eine Menge Necksagen, die überall im Lande verbreitet sind und noch im Volke leben. Gerade dies starke Hervortreten einer ganz individuellen Göttergestalt hat zur Folge gehabt, daß der Neck mit den alten Göttern der Wikingerzeit identifiziert worden ist. Besonders scharf wurde diese Gleichung von Olof Rudbeck im „Atland" (1672) betont. Auffallend ist aber, daß die isländischen Sagen nicht von ihm sprechen[1]). Wenn er also tatsächlich als Gottheit verehrt worden ist, muß dies nach der Wikingerzeit geschehen sein. Sicher hat der Neck keine besondere Anbetung vor der ersten Christenzeit genossen. Wohl war dem Volke ein allgemeiner Wassergeist vor dieser Zeit bekannt, aber eine allgemeine Bedeutung gewann er erst nach der Wikingerzeit. Da er aber stets als Heidengott beschrieben und als solcher dem Christentum gegenübergestellt wird, muß die erste Ausbildung der Necksagen vor der Christenzeit erfolgt sein. Es bleibt also nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß seine allgemeine Verehrung erst der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum, also der Zeit etwa um 1100, angehört[2]). Das wird um so wahrscheinlicher, als die christlich gefärbten Sagenfassungen überwiegen; es läßt sich auch durch Vergleich mit anderen Naturgeistern erhärten. Der Neck wird nie mit den Riesen und Zwergen zusammengestellt. Der Donnergott Thor, der in ewigem Streit mit den Riesen lebt, steht ihm völlig fern. Auch im nördlichen Schweden, wo das Volk viel von Berggeistern („Troll") spricht, tritt der Neck mit diesen nie in Verbindung; er hat mit den anderen, uralten Geistern nichts gemein.

Im rein schwedischen Volksglauben tritt er sehr wenig zusammen mit den Elfen auf. Nur ganz zufällig wird von dem Neck als Spielmann der Elfen gesprochen. Als Naturwesen steht er individuell für sich und verbindet sich weder mit den anderen Geistern noch mit den Menschen. Fast alle Necksagen bilden eine einheitliche Gruppe für sich. Dies spricht auch für eine späte Entstehung dieser Sagen[3]).

Der Neck ist als Musikgott Instrumentenspieler. Von seinem Gesang ist wenig die Rede. Die alten Berggeister blasen Flöte oder Horn („lur"), nur der Neck spielt ein Saiteninstrument. Sein Instrument ist die Harfe,

---

[1]) Über die Wassergottheiten der isländischen Sagen s. E. Mogk in Pauls Grundr. d. germ. Phil. 3² (Straßburg 1900), 298ff.

[2]) Mogk ist der Meinung, daß bei fast allen Dämonen nur der Typus alt ist; „die Ausbildung der einzelnen Formen und Gestalten dagegen gehört einer späteren, zum Teil der christlichen Zeit an" (a. a. O. S. 302).

[3]) Über die Necksagen in Schweden und den Nachbarländern vgl. meine Studie: „Dans och musik i svensk folktro", Studier i svensk folklore (Lund 1911, Prof. J. Bolte zugeeignet).

das Modeinstrument der Minnesängerzeit. In Schweden fällt der allgemeine Gebrauch dieses Instrumentes etwas früher: 1000—1200. Nach dieser Zeit ist die Fiedel gewöhnlicher; der Neck nimmt sie gleichfalls auf und wird ein Meister der Fiedler. Auch in musikalischer Hinsicht ist also der Neck in die Übergangszeit zu stellen — um 1100.

Auffallend ist ebenso, daß die Nachbarländer ganz andere Schilderungen seines Auftretens aufweisen. Die altdänischen Landschaften (Schonen u.a.) haben nicht dieselben Sagen wie die altschwedischen[1]). Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß die typischen Necksagen in einer Zeit entstanden sind, wo das für ganz Skandinavien Gemeinsame sich zu trennen begann. Dies national-schwedische Bewußtsein tritt im 12. Jahrhundert besonders stark hervor.

Wir müssen also den scharf ausgeprägten Neckglauben in die Zeit um 1100 verlegen. Durch diese historische Feststellung erhalten wir auch einen bestimmten Ausgangspunkt für die weitere Ausbildung der Necksagenkreise.

II.

Wer ist der Neck? Ganz gelöst von allen Sagenmotiven hat der Neckglaube folgenden Kern: ein Wassergeist, der sich in Seen, Flüssen, Wasserfällen, unter Brücken, bei Wassermühlen aufhält, erscheint und seine Musik hören läßt. Er sucht keine Verbindung mit den Menschen, ist ein Greis — klein von Gestalt, mit langem Bart —, lebt allein für sich und tritt nur dann bösartig auf, wenn er gestört wird. So kann er nicht zu den kollektiven Geistern, wie den Elfen, gezählt werden; er gehört den dämonischen Naturgeistern an. Da er nicht jung ist, hat er auch keine erotischen Neigungen; die Mädchen meidet er, hat überhaupt keinen Verkehr, weder mit anderen Geistern noch mit den Menschen[2]).

In dieser Urgestalt ist er kein ausschließlich schwedischer Geist. In Deutschland ist er ebenso bekannt wie bei uns; er hat dort sogar fast denselben Namen: der Nix[3]). Dieser ist ein alter Mann mit langem Bart, klein von Gestalt, und lebt einzeln. Die Roßgestalt, die er oft annimmt, tritt

---

[1]) Die dänischen Sagen sprechen weit mehr von See- und Meerfrauen, die Kühe haben. Die Meersagen haben überhaupt einen anderen Charakter als die Necksagen, die sich hauptsächlich mit Binnenseen, Flüssen und Teichen beschäftigen. Für die dänischen Wasserwesen s. J. M. Thiele, Danmarks Folkesagn 2 (Kbhn. 1843); E. T. Kristensen, Jyske Folkesagn (Kbhn. 1876) und Danske Sagn (Aarhus 1892 bis 1901). Für die Sagen aus Schonen s. E. Wigström, Folktro och sägner (Sv. Landsm. VIII: 3). Vgl. auch T. Norlind, a. a. O. S. 94—98. Für Norwegen s. A. Faye, Norske Sagn (Arendal 1842. 2. Aufl.). Die finnischen stimmen mehr mit den schwedischen überein, da ja Finnland zu Schweden gehörte.

[2]) Mogk (S. 301) versetzt auch den Neck (Nix) unter die Dämonen und scheidet scharf zwischen Nixen und Elfen. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube (Berlin 1900) S. 48ff. behandelt den Nix für sich und will nur eine gewisse Verbindung zwischen dem männlichen Nix und „den weiblichen Nixen" schaffen. Der Nix „lebt meist einzeln", die Nixen „sind geselliger".

[3]) Über die Namen s. Norlind S. 99. Die Wurzel ist sanskr. nij „waschen" (nir-nekos, „sich waschen"), indoeur. nä „flieszen", niq neiq „Waschung".

weniger in Altschweden auf, ist aber sehr gewöhnlich in den altdänischen Landschaften (Schonen). Er ist bösartig, wenn er gestört wird, kann aber auch Glück bringen und ist manchmal ein guter Helfer in Not. Nur in einer Hinsicht ist er von dem schwedischen Neck verschieden. Der deutsche Nix ist unmusikalisch, er ruft und schreit (seine Stimme ist ähnlich der des Pfaus, also sehr unmelodisch[1]), der schwedische Neck ist aber immer mit Musik verbunden. Es scheint sogar, als ob die Musik die Hauptsache wäre, und er nur Träger der musikalischen Laute, die sich in der Natur hören lassen[2]).

Dieser musikalische Zug wird auch in der weiteren Ausbildung das Hauptmotiv aller Sagen. Der Neck muß also auf schwedischem Boden eine lokale Färbung erhalten haben. Wann dies geschehen ist, läßt sich nicht feststellen; da er nur im Zusammenhang mit der Musik erscheint, ist auch sein Auftreten in Schweden nur denkbar mit diesem Attribut. Ich habe im vorigen Abschnitt zu zeigen versucht, daß der Neck seine individuelle Gestalt in der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum erhalten hat; das musikalische Element ist also wohl auch damals hineingekommen; begann doch um diese Zeit (1000—1200) sich die Musikkultur in Schweden zu entwickeln. In dieser Periode entstanden die ersten Balladen, Schweden kam in Verbindung mit der englischen und französischen Hochkultur und lernte die neuen Instrumente kennen. Die Harfe wurde Modeinstrument, und der Neck folgte der allgemeinen Strömung.

III.

Mit den Anfängen des Christentums in Schweden treten die ersten scharf umgrenzten Necksagen hervor: der Neck wird Lehrer der Musik. Die Spielleute gehen zu ihm und erhalten Unterricht im Spielen. Er bildet viele tüchtige Spieler aus, und wenn ein Spielmann seine Kunst recht beherrscht, sagt man, daß er die guten Kenntnisse beim Neck erworben hat. Wenn man aber Unterricht haben will, muß man auch Lehrgeld zahlen. Mit gewöhnlichem Geld geht dies nicht, er will die Seele als Ersatz, und der Spieler muß sich ihm verschreiben. Nach gewisser Zeit fällt er dem Neck zu, wenn er nicht klug genug ist, seine Fessel zu brechen. Der Neck tritt also als ganz gewöhnlicher Verführer auf, er will eine Seele fangen. Suchen wir nach einer Ursache, wie der Neck diesen Charakterzug erhalten haben kann, so finden wir leicht, daß er ihn bei den Christen erworben haben muß. Der

[1]) Über Nix und Nixen in Deutschland s. Wuttke S. 49. Daß der Nix Opfer fordert und Liebschaften hat, kommt sowohl in Deutschland als in Schweden vor, ich glaube aber kaum, daß diese Eigenschaften ursprünglich sind. Liebschaften und „zärtliches Tändeln" ziemt nicht einem Greis.

[2]) Wir müssen zwischen Nix und Nixen scheiden. Die Nixen in Deutschland lieben, wie fast alle elfischen Geister, Musik und Tanz. Vielleicht liegt auch hier eine Verwechslung vor. Die Elfen haben nach schwedischem Glauben den Nix (Neck) als Tanzführer und Spielmann. Daß dies ein später Zug ist, ist klar, da ja in allen jüngeren Sagen der Neck mit den Spielleuten zusammengeht. Der Neck ist später auch geselliger geworden. Aus dem Neck schon von Anfang an eine Spielmannsfigur zu schaffen, paßt nicht zu seinem Einsiedlerleben.

Teufel geht unter den Menschen umher und sucht Seelen. Er schließt einen Vertrag mit dem armen Gefangenen, verspricht Reichtum und Macht, nach einer gewissen Zeit muß der Mensch ihm gehören. Der Neck wird ein Teufel. Als solcher nennt man ihn deshalb beim Volke „Hin“, „Gammel Erk“, d. h. Teufel. Ein rechter Universalteufel wird er aber nie. Er hat sein Sondergebiet: die Musik. Alle anderen Leute läßt er in Ruhe, nur die Spielleute will er haben.

Es ist leicht zu erkennen, wie und wann dieser Sagenkreis entstanden ist. Zu einer Zeit, da die Geistlichkeit stets von Verbindungen mit dem Teufel sprach, lag es nahe, auch den Neck mit diesem neuen Geist gleichzusetzen. Vielleicht sind es die Priester selbst, die diese Deutung verbreitet haben. Noch im Katechismus des 18. Jahrhunderts stand, daß alle Naturgeister, „wie Necke, Elfen u. a.“, Teufel wären. Ist der Neck aber ein Teufel, so muß er auch denselben Wirkungskreis haben. Der erste Necksagenkreis muß also zu der Zeit entstanden sein, wo das Christentum festen Fuß gefaßt hatte. Dies geschah im 12. und 13. Jahrhundert, jedenfalls nach 1100.

IV.

Eine neue Entwicklung bezeichnet der Sagenkreis, der mit der Tanzwut zu tun hat. Der Neck spielt zum Tanz auf, und alle müssen tanzen, bis sie ins Wasser fallen. Seine Schüler, die Spielleute, haben dieselbe Macht, alles zum Tanz zu zwingen: keiner kann aufhören, alle folgen dem Spielmann und werden zu einem Wasserlauf oder einem Teich geführt, wo sie ertrinken. Der Spielmann hat selbst keine Macht, den Zauber zu lösen, er muß bei der „Neckmelodie“ den Tönen folgen und gehört also mit Leib und Seele dem Neck. Einige müssen tanzen, bis sie tot hinfallen, manchmal noch länger[1]).

Wir kennen schon alle diese Sagen, oder sollen wir sagen: diese Wirklichkeitsschilderungen. Sie gehören in die Zeit der großen Seuche, des „schwarzen Todes“. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an beginnt die Tanzwut, und ganz Deutschland verfällt dieser Krankheit. Bis an das Ende des 15. Jahrhunderts hören wir von den schrecklichen Wirkungen. Die Chroniken berichten von Johannistänzern, Veitstänzern und vielen anderen[2]).

Die Geistlichkeit sprach wieder von dem Teufel als Tanzführer. Wir wissen nichts von dieser Tanzseuche in Schweden, jedenfalls kann sie nicht

---

[1]) Über Tanzsagen in Schweden s. Norlind S. 119—134; dort auch entsprechende aus anderen Ländern. Über die musikalischen Eigenschaften der Neckmelodien s. meine Studie: Hur gammal är den svenska folkmusiken, Svensk tidskr. f. musikforskning 1930; auch in meinem Buch: Svensk folkmusik och folkdans (Sth. 1930). Kleine Aufsätze über dasselbe Thema u. a. bei C. Engel, Musical myths and facts 1 (Lond. 1876).

[2]) Vgl. F. M. Böhme, Gesch. d. Tanzes in Deutschland (Leipzig 1886) S. 40—44. Mehrere von diesen Berichten kommen fast wörtlich in den schwedischen Necksagen wieder, so z. B. in den Hälsing-Sagen von Hanebo: Runa 1865, 62; Engelke, Hälsingesägner S. 42 u. a.

so bösartig gewesen sein. Das Volk hörte aber davon und setzte sofort den Tanz mit dem Neck in Verbindung. Hier tritt wieder ein Lokalzug ein: Die deutschen Berichte erzählen gar nichts von der Musik, die ist eine Nebensache. Nur hin und wieder wird das Instrument erwähnt — meist ein Dudelsack. In Schweden aber ist die Musik die Hauptsache, die zwingende Melodie bewirkt alles. Es gibt sogar besondere Neckmelodien, die die Spieler nicht zu Ende spielen wagen. Die Sagen leben auch, und überall wird erzählt, wie ein Spielmann die Neckkunst beherrscht. Die Tanzwut kann zu jeder Zeit beginnen, wenn der Spielmann unvorsichtig genug ist, wenn er zu viel getrunken hat oder sich rächen will.

V.

Ich habe die Sagenkreise verfolgt, die sich von 1100 an bis in das 15. Jahrhundert hinein entwickelt haben. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen. Der Neck ist zuletzt christlich geworden. Er sehnt sich nach Erlösung („förlossning"), singt klagende Psalmen (lutherische Lieder), ermahnt die Leute, in die Kirche zu gehen, fromm zu leben und viel zu beten[1]). Als Heidengeist muß er aber noch immer in Konflikt mit der Geistlichkeit kommen. Der Pfarrer hört seine klagenden Lieder und vernimmt, wie er um Erbarmen fleht. Er kann ihm aber keine Erlösung schaffen, er muß ihn verdammen. Der arme Neck kann nur durch ein Wunder gerettet werden. „Eher soll dieser trockene Stab grünen, als du erlöst werden kannst", sagt der Pfarrer. Erst als das Wunder geschehen ist, darf er hingehen und den Segen über den Heidengeist sprechen.

Dieser Sagenzug ist äußerst verbreitet und lebt noch fast überall in Schweden. Äußerlich genommen kann dieser Zug als einheimisch angesehen werden. Dennoch knüpft diese Sage unmittelbar an deutschen Stoff an. Im 16. und 17. Jahrhundert war ein Tannhäuserlied viel verbreitet und wanderte nach Norden. Wir kennen zwar keine schwedische Fassung des Liedes, aber mehrere dänische (die älteste ist 1684 gedruckt). Die Tannhäusersage in Deutschland hat auch das Motiv von dem Stabwunder. Hier ist es der Papst selbst, der die Verbannung ausspricht:

> Der Papst hat ein Stäbchen in seiner Hand,
> Das war sich also dürre:
> Als wenig das Stäblein grünen mag,
> Kummst du zu Gottes Hulde![2])

Es ist aber sehr bezeichnend, wie die Sage in Schweden umgebildet wird. In der deutschen Sage sind es zwei Motive, die ineinander gewoben sind.

[1]) Der Neck als frommer Mann in Verbindung mit der Geistlichkeit ist ausführlich behandelt von mir a. a. O. S. 148—161: Näcken och Kristendomen. Dort auch über die Tannhäusersage in Skandinavien.

[2]) Erk-Böhme, Liederhort Nr. 17a V. 20. Fassung aus d. J. 1515. Dort auch andere deutsche Fassungen (Nr. 17, 18); vgl. auch Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 21 und Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 297. Holländische Tannhäuserlieder bei Hoffmann, Niederl. Vkl. Nr. 4 und Willems, Oude vl. Ld. Nr. 51. Aus der Schweiz: Tobler, Schw. Vkl. Nr. 19.

Das eine gilt dem reuevollen Tannhäuser, der nach Rom gegangen ist und ohne Versöhnung mit der Kirche zurückkommt, um den Venusberg noch einmal aufzusuchen. Die Grundidee ist also: die Verbindung mit einem Bergweib ist eine zu große Sünde, als daß sie verziehen werden könnte. Das andere Motiv ist ganz protestantisch gefärbt. Es gilt da zu zeigen, daß der Papst und die katholische Kirche keine Macht hat, die Seelen zu binden und zu lösen:

> Drum soll kein Pabst, kein Kardinal
> kein' Sünder nie verdammen;
> Der Sünder mag sein so groß er will,
> kann Gottes Gnad erlangen[1]).

Die schwedische Sage kennt diese beiden Konfliktmotive nicht. Der Neck hat nichts verbrochen, auch ist er kein Mensch, es kann ihm also weder verziehen noch kann er von Schuld befreit, sondern nur außerhalb des kirchlichen Schutzes gestellt werden. Der Pfarrer erklärt auch nur, daß er als Heide oder Naturgeist nicht „erlöst" werden kann. Ebenso fällt das zweite Motiv weg, denn der Pfarrer kommt wieder und bekennt, daß er gefehlt hat, und verkündet dem Neck die Versöhnung. Nur die ganz menschliche Vermahnung schließt die Sage (Luk. 6; 36): „Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt, vergebet, so wird euch vergeben."

Wenn die schwedische Sage also die beiden Konfliktmotive entbehrt, so ist es eine ganz andere Auffassung, die hier durchbricht. Der Neck ist ein Gott der Töne, die Hauptbedeutung liegt daher in der Musik. Sie steht als Kunst über aller religiösen Parteibildung, Heide oder Christ ist Nebensache. Als universelle Macht spricht sie ihre eigene Sprache unter den Menschen. Die Sage will nur zeigen, wie die Allmacht über die menschliche Kurzsichtigkeit siegt. Als Konfliktmotiv ist das völlig unbrauchbar, denn daß der Neck mit der Kirche versöhnt wird, ist keine praktische Lösung. Wir erfahren nicht, wie der Neck nachher sein Leben führen soll. Er ist wie vorher der fromme alte Mann, der in Frieden mit allen Menschen lebt[2]).

Ich habe die einzelnen Sagenkreise historisch einordnen wollen. Uralt ist der Wassergeist, der allein für sich lebt, also zeitlich ungebunden. Dieser Mann erhält eine gewisse Hauptbeschäftigung, kulturell ausgedrückt: bekommt einen Beruf, und dadurch ist er auch in das Kulturleben eingestellt. So muß er in das soziale System eingeordnet werden, er wird einer von jenen im mittelalterlichen Kulturleben zahlreich auftretenden Kleinteufeln, der sein Amt gegen Lohn verwaltet. Mit der großen Seuche bekommt er

---

[1]) Erk-Böhme Nr. 18a V. 15.

[2]) Dänische Necksagen mit dem Erlösungsmotiv s. T. Kristensen, Danske Sagn 1, 190; Thiele, Danmarks Folkesagn 2, 243; dort aber ist es ein Berggeist. Über Erlösungssagen in Irland und Schottland s. Grimm, Irische Elfenmärchen (hsg. v. J. Rutz) p. LXXXVII u. LIV. Alle diese haben aber nicht das Motiv mit dem grünenden Stab. In den englischen Sagen sind es Wassergeister (Elfen). Die irischen Wassersagen sprechen viel von Musik, mit den schwedischen Necksagen haben sie aber sehr wenig gemeinsam.

noch eine Wirksamkeit, als Tanzführer. Zuletzt, am Ende des Mittelalters, wo alle Ämter schon von der Kirche belegt sind, bleibt ihm nichts anderes übrig, als Seelsorger zu werden — Hilfspfarrer sollten wir vielleicht sagen. Hinter allen diesen allzu menschlichen Berufen tritt aber ein ganz anderer Gedanke hervor. Der Neck ist die Inkarnation der Musik in allen ihren Erscheinungsformen. Das Volk hat in seiner Person seinen Glauben von der Allmacht der Töne ausdrücken wollen.

Ich komme nun zuletzt zu der vorangestellten Frage: Ist der Neck ein schwedisches Naturwesen? Ich darf die Frage mit ja beantworten. Es gibt Musiksagen bei jedem Volk, auch Wassergeister[1]). Ich kenne aber kein Volk, das so folgerichtig alle musikalischen Sagen unter eine bestimmte Hauptpersönlichkeit einordnet, auch kein Land, das alle Erscheinungsformen der Musik so fest an ein Naturwesen bindet. Es kommt noch die große Bedeutung dieser Sagen hinzu. Neben den Necksagen sind alle anderen Natursagen nur Seitengebilde. Das Volk hat in seiner Person seine besten Gedanken ausdrücken wollen: Der Neck ist Hauptgott eines ganzen Volkes geworden.

Die Musiksagen Schwedens gehören einer bestimmten Kulturepoche an. Sie sind im Laufe von rund 500 Jahren entstanden. Es kann kein Zufall sein, daß gerade in derselben Zeit die scharf ausgeprägten Volkslieder entstehen. Beide zusammen, die Sagen und die Lieder, beweisen, was die Musik einem Volk schenken kann: Segen und Frieden mit der ganzen Welt.

Kunstmärchen im Volksmund.

Von Friedrich Ranke, Breslau.

In meinem Literaturbericht über die Märchenforschung der Nachkriegszeit[2]) habe ich von einigen der von Frau Hertha Grudde in hochdeutscher Fassung herausgegebenen Ostpreußischen Märchen[3]) vermutet, es handle sich bei ihnen um sehr junge Neudichtungen. Daß ich damit auf der rechten Fährte war, wurde mir bald darauf durch meine Schülerin Frl. Dr. Gertrud Weigert (Elbing) bestätigt, die mich darauf hinwies, daß zwei der von mir als besonders verdächtig angeführten Erzählungen aus dem „Neuen deutschen Märchenschatz“ stammen, der im Jahre 1905 als Ergebnis eines Preisausschreibens der „Woche“ erschienen ist[4]). Tat-

[1]) Über Musiksagen hat, neben den vorher erwähnten, auch E. Felber geschrieben: Die Musik in den Märchen und Mythen der verschiedenen Völker. Rep. of the fourth Congr. of Int. Mus. Soc. (London 1911) S. 167—178. Siehe auch die beiden Bde. von C. Engel: Musical myths and facts. London 1876.

[2]) Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 14 (1936), 246ff.

[3]) Ostpreußische Märchen und Geschichten, gesammelt und aus dem Plattdeutschen übers. von Hertha Grudde, hrsg. von Gustav Grannas. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer, 2 Bändchen o. J. (1932).

[4]) Neuer deutscher Märchenschatz. 7. Sonderheft der Woche. A. Scherl, Berlin o. J. (1905).

sächlich entstammen, wie ich dann feststellen konnte, insgesamt 6 Nummern der Gruddeschen Märchen dieser Sammlung. Zwischen G (Grudde) und M (Märchenschatz) bestehen folgende Gleichungen:

1. G 1, 5 „Die Königstochter mit den Entenfüßen" = M 7 „Die Prinzessin mit den Entenfüßen" von Anna Bethe-Kuhn (geb. 1876 in Straßburg i. E.)[1].

   Der junge König sieht um Mitternacht am Teich die schöne Prinzessin, findet sie nach langem Suchen wieder und heiratet sie trotz ihrer Entenfüße.

2. G 1, 22 „Vom Bettel-Ei" = M 120 „Das Bettel-Ei" von Eugenie Rosenberger.

   Der junge König darf keine Frau nehmen, die nicht wie seine Mutter einen „Herzvogel" hat. Neun Prinzessinnen werden aufgefordert, ein von ihnen erbetteltes Ei auszubrüten; das arme Goldchen als zehnte brütet den Zaubervogel aus und wird Königin.

3. G 1, 54 „Das — und weiß nicht was" = M 33 „Die Geschichte von Das — und weiß nicht was" von Joh. Christ.

   Der böse König macht dem Jäger das von ihm gewonnene Schwanenmädchen streitig und verlangt von ihm „Das — und weiß nicht was" (einen im Eismeer verborgenen Zauberspiegel). Der Jäger erringt den Spiegel mit Hilfe der Schwestern seiner Braut (Königin der Tiere, Vögel, Fische).

4. G 1, 64 „Von einem Bauernjungen" = M 47 „Vom einfältigen Büblein" von Else Gernet.

   Vergeblich versuchen Könige, Prinzen und die beiden älteren Brüder des Bauernsohnes, die kranke Prinzessin von ihrer Sehnsucht zu heilen und dadurch zur Frau zu gewinnen. Es gelingt dem dritten Bauernsohn (dem „einfältigen Büblein" M), indem er sie Kartoffeln hacken und Schweine hüten läßt und sie am dritten Tag in sein Elternhaus mitnimmt, ihr lustige Rätsel aufgibt und sie so drei Tage lang ihre Sehnsucht vergessen macht.

5. G 1, 72 „Von der Katze Trips Triller" = M 36 „Tripps Trille" von Albert Cusig.

   Die verzogene und faul gewordene Katze soll geschlachtet werden, sie entflieht in den Wald, tritt beim Fuchs in Dienst, wird dort durch Hunger kuriert und weggejagt und kehrt als fleißige Mäusefängerin auf den Bauernhof zurück.

6. G 2, 5 „Niolett und Oka" = M 60 „Vom treuen Schwesterchen" von Lucy Griebel (aus Meldorf in Schleswig-Holstein)[2].

   Die Geschwister Nicolete (so M) und Oka gehen nach dem Tode der Mutter in die weite Welt; im Zauberwald trennt O. sich von seinem Schwesterchen, ißt die Vergessenheitsbeeren, wächst bei Pflegeeltern heran, macht sich nach Jahren, als ihm die Erinnerung zurückkehrt, auf die Suche nach der verlorenen Schwester und erlöst die inzwischen zur Blume Gewordene durch seine Tränen.

---

[1]) Die Angaben über die Herkunft der Verfasserinnen stammen von Dr. Gertrud Weigert.

[2]) Siehe Anm. 1.

Die Gleichung geht, wie man sieht, großenteils bis in den Titel; die Handlung ist in allen 6 Fällen die gleiche.

Die Gruddesche Sammlung zeigt bekanntlich allerlei Absonderlichkeiten, die den Volkskundler verpflichten, auch der kleinsten für ihre Beurteilung vielleicht bedeutungsvollen Spur nachzugehen. Ich fragte also bei der Sammlerin nach ihren Gewährsleuten für die genannten Geschichten. Die Antwort lautete (Schreiben vom 5. 5. 1936):

„Die Märchen meiner hochdeutschen Bändchen 1. Die Königstochter mit den Entenfüßen, 2. Vom Bettel-Ei, 3. Das — und weiß nicht was, 4. Von der Katze Trips Triller, 5. Niolett und Oka[1]) — hat mir, außer anderen plattdeutschen Märchen, eines unserer Landarbeitermädchen diktiert. Dieses Mädchen war zunächst Hofgängerin und wohnte als solche bei seinen Eltern, dann diente es bei unserer Hofmannfrau, die 5 Knechte zu bespeisen hatte, blieb also vollständig in dem alten Milieu. Das Mädchen sagte mir, daß die Märchen von alten Arbeitern aus dem Kreise Pr.-Eylau stammen, und zwar von einem Gut, auf dem damals seine Eltern lange Zeit wohnten und arbeiteten. — Das Märchen von Niolett und Oka habe ich noch von einer anderen Arbeiterfrau aus Beisleiden aufgeschrieben, die das Märchen schon lange kannte, aber keinerlei Bindungen zu dem erstgenannten Mädchen und seinen Quellen hatte. Von den anderen erwähnten 5 Märchen kann ich nur sagen, daß sie auch dieser oder jener meiner alten Erzählerinnen bekannt gewesen sein müssen, denn als ich seinerzeit danach fragte oder den Inhalt des Märchens schilderte, resp. das Märchen vorlas, wurde ich mit dem Bemerken unterbrochen, daß man davon gehört habe, und der Inhalt wurde mir in kurzen Worten gesagt.“

Diese Angaben der Frau Grudde zu bezweifeln, haben wir kein Recht. Auch daß sie etwa einem Schwindel zum Opfer gefallen wäre, und die Erzählerin die Märchen doch erst unmittelbar aus dem Buch geholt hat, um sie ihr zu diktieren, möchte ich nicht annehmen: nicht nur, daß die Angaben der anderen Erzählerinnen dem entgegenstehen, auch die Veränderungen, die die Märchen in der mündlichen Wiedergabe zeigen, gehen doch, wie wir noch sehen werden, wesentlich weiter, als das bei unmittelbarer Nacherzählung zu erwarten wäre. Es bleibt also Tatsache, daß einzelne Märchen aus der jungen Sammlung bereits den Weg in das Erzählgut der Landbevölkerung jener Gegend gefunden haben und in der Erzählgemeinschaft dort als echtes Volksgut leben, dessen Herkunft man — gut 20 Jahre nach dem Erscheinen der Sammlung![2]) — nicht mehr kennt[3]).

---

[1]) Die Gleichung oben Nr. 4 hatte ich damals noch nicht erkannt.

[2]) Die Märchenaufzeichnungen der Frau Grudde stammen aus den Jahren 1926/27 (vgl. Plattdeutsche Märchen S. 218).

[3]) Eine dritte Möglichkeit, die Frau G. brieflich andeutet, daß nämlich die Erzähler von M, unter denen ja nach dem Vorwort auch Arbeiter und Handwerker seien, ihre Erzählungen aus der gleichen volksechten Überlieferungsquelle geschöpft hätten, die in Beisleiden so reichlich sprudelt, bedarf kaum der Widerlegung. Zwar blieb mein Versuch, von den Verfassern selber etwas über die „Quellen“ ihrer Neudichtungen zu erfahren, ohne Erfolg, weil der Verlag Scherl ihre Anschriften nicht mehr feststellen konnte; doch verraten sich die Märchen von M auf den ersten Blick als unvolkstümlich; es genügt — von allem Inhaltlichen abgesehen — auf die Namen Nicolete und Oka zu verweisen, die ganz gewiß nicht von ungefähr an das Liebespaar der altfranzösischen Chantefable von Aucassin und Nicolete anklingen; außerdem wäre es doch mehr als sonderbar, wenn von den 30 Nummern der Sammlung, bei der es galt, „die Kräfte der dichterischen Phantasie in den Dienst der Märchen-

Damit erscheint die von W. Ziesemer, dem Herausgeber der plattdeutschen Sammlung der Gruddeschen Märchen, so stark betonte Weltabgeschiedenheit der Beisleidener Erzählerinnen („arme Instfrauen und Landarbeiter, unbeschwert von literarischer Last") in einem neuen Licht: das Märchenbuch der Woche zum mindesten hat diese Kulturferne überwunden; es besteht also grundsätzlich auch bei Stücken, die ihm nicht entnommen sind, sehr wohl die Möglichkeit der Herkunft aus irgendeinem nur noch nicht festgestellten Buch[1]).

Aber diese Frage kann, wenn nicht durch einen Zufallsfund, nur durch genaue Nachforschung an Ort und Stelle geklärt werden, durch die sich wahrscheinlich auch der Weg des Neuen deutschen Märchenschatzes zu den Beisleidener Märchenerzählerinnen noch würde feststellen lassen; und das ist Frau Gruddes oder Ziesemers Sache, der uns die „wissenschaftliche Auswertung" der Gruddeschen Märchen in Aussicht gestellt hat. — Was ich vorlegen möchte, ist das Ergebnis eines Vergleichs der Gruddeschen Fassungen der sechs genannten Märchen mit den Originalen in M[2]).

Ein solcher Vergleich ist, trotz des an sich geringen Wertes der Stücke, von grundsätzlichem Interesse. Denn wir sind nicht oft in der Lage, eine Volkserzählung unmittelbar mit der zugrunde liegenden Buchfassung vergleichen zu können; und — wie es auch um den Grad der Volkläufigkeit der Gruddeschen Fassungen stehen mag — sie alle zeigen den Stilwandel, der aus Buchmärchen Sprechmärchen werden läßt, und verraten das Wirken einer echten „Märchenpflegerin" im Sinne Wesselskis.

Was der erste Blick zeigt, ist die starke Schrumpfung des Umfangs: bei dreien (Nr. 1, 5, 6) hat die Erzählung in G etwa vier Fünftel (!) von

dichtung zu stellen", ganze 6 (von 6 verschiedenen Verfassern!) aus der gleichen, sonst nur noch in Beisleiden und Umgegend zutage tretenden Quelle geschöpft wären.

[1]) Das gilt für die schon früher von mir verdächtigten Stücke 1, 12 „Das Bernsteinschloß" und 2, 56 „Vom Bernstein", ferner für 2, 26 „Vom Lilienbusch" (junge Neudichtung im Anschluß an die „Jungfrau Maleen"), 2, 63 „Von einer Königstochter" (junge Komposition aus verschiedenen Märchenmotiven), 2, 66 „Der bucklige Königssohn" (desgl.), 2, 75 „Die graue Kuh" (Neudichtung aus der Sage vom Seebullen); vielleicht auch für 1, 33 „Von dem Bergherrn", 1, 44 „Von einem Grafensohn" (Engeldienstchen und Ankantrinchen) und 1, 75 „Der Totenteich, den man auch den schwarzen Wasserteich nannte", die allerdings eher wie unliterarische Neuschöpfungen aus bekannten Märchen- und Sagenmotiven aussehen. — Während in der zweiten Auflage der „Ostpreußischen Märchen", deren Kenntnis ich dem Entgegenkommen des Verlages Gräfe & Unzer verdanke, die aus M stammenden, inzwischen auch von anderer Seite festgestellten Stücke fehlen, kehren die hier genannten in ihr unverändert wieder: eine literarische Quelle scheint für sie also bis heute noch nicht entdeckt zu sein.

[2]) Da die im Institut für Heimatforschung an der Universität Königsberg liegenden plattdeutschen Originalniederschriften der Märchen leider auf Anordnung von Frau Grudde für die Benutzung gesperrt sind und zwei Versuche, diese Sperre zu brechen, erfolglos blieben, habe ich mich an die hochdeutschen Übertragungen halten müssen. Das bedeutet nach den früher (in dieser Zeitschrift 4, 204 und Dt. Vjschr. 14, 253) von mir mitgeteilten Proben allerdings den Verzicht auf den genauen Wortlaut, nicht aber auf den Gang der Erzählung bis in die Satzfolge.

ihrem Umfang in M verloren, bei Nr. 2 etwa zwei Drittel, bei Nr. 4 fast drei Fünftel; nur Nr. 3 ist in G immer noch beinah so lang wie in M.

Von dieser Schrumpfung sind vornehmlich Partien betroffen worden, auf die die Verfasserinnen und Verfasser der Kunstmärchen wahrscheinlich ganz besonders stolz gewesen sind: stimmungsvolle Naturschilderung, Personen- und Umweltbeschreibung, gefühlige Seelengemälde, gekräuselte Redensarten sind nichts für die Erzählerin aus dem Volk; sie hält sich an die Geschehnisse. — Da ein vollständiger Abdruck eines der Märchen in beiden Fassungen den mir zur Verfügung stehenden Raum allein füllen würde, und ich dem Leser überdies gern die Pein erspare, auch nur eine dieser wortreichen Buchfassungen von Anfang bis zu Ende lesen zu müssen, gebe ich im folgenden nur ein paar ausgewählte Beispiele für den Vorgang der Schrumpfung.

I. (Eingang von Nr. 6 in M.) Die Mutter lag auf ihrem Bette und war sehr krank. Draußen vor dem offenen Fenster sangen die kleinen Vögel um die Wette. Die Sonne schien herein, und es sah aus, als wenn sie alles in der armseligen Kammer vergoldete. Aber die Mutter hörte nicht auf die kleinen Vögel und sah nicht auf die Sonnenstrahlen. Denn sie war so krank, daß sie sterben mußte. — „Nicolete", sagte die Mutter mit sanfter Stimme, „wenn ich nun tot bin, mußt du gut auf dein Brüderchen acht geben." — Nicolete stand am Bette und weinte. Es ist das Allertraurigste, was einem Kinde geschehen kann, wenn ihm Vater oder Mutter stirbt, und das wußte Nicolete wohl. Vor einem Jahr war der Vater gestorben, und seitdem waren sie und die Mutter niemals wieder recht fröhlich geworden. Was sollten sie und ihr Brüderchen Oka nun beginnen, wenn die Mutter begraben wurde? — „Dein Brüderchen ist noch klein und unverständig", sagte die Mutter, „du mußt es nun behüten und es niemals verlassen. Versprichst du mir das?" — „Ja, liebe Mutter", entgegnete Nicolete und gab der Mutter die Hand darauf. — Am Bette stand auch das Brüderchen. Oka war betrübt, weil Nicolete betrübt war, denn sie hatten sich beide sehr lieb, und es tat ihm leid, daß seine Mutter blaß und krank war; aber er verstand noch nichts vom Tode. — Die Mutter sah auf ihre beiden Kinder, auf Nicolete mit dem stillen Gesicht und den ernsthaften Augen, die so dunkel waren wie Veilchen, und auf Oka mit den goldenen Locken, die sich um seine Stirn ringelten, und die roten Lippen, die immer lachten und sangen, und sie lächelte und nickte ihnen zu. Dann schloß sie die Augen.

(Dasselbe in G.) Es waren einmal zwei Kinder, die hatten ganz verdrehte Namen. Das Mädchen hieß Niolett, und der Junge hieß Oka. Es waren gute, artige Kinder, die sich miteinander ausgezeichnet vertrugen. Den ganzen Tag saßen sie zusammen unter einem Rosenstrauch, der vor der Tür ihres Elternhauses stand, und sangen. Der Vater war schon lange tot, und eines Tages ließ die Mutter die Kinder in die Stube rufen und sagte: „Jetzt muß ich sterben. Es wird mir sehr schwer, euch, liebe Kinder, allein zu lassen. Niolettchen, du bist ja schon klug und verständig, nimm den Oka an die Hand, und was auch immer kommen mag, laß ihn nicht los!" Dann starb die Mutter.

II. (Gegen den Schluß der gleichen Nummer: Oka findet die in eine Blume verwandelte Schwester wieder. M.) Er kniete nieder und blickte in den Kelch hinein. Anfassen mochte er die Blume nicht: sie war zu herrlich! Aber bei dem Gedanken an die kleine Nicolete, die er einst so lieb gehabt hatte, und die ihm immer die Locken aus der Stirn strich, wie es die Mutter zu tun pflegte, stürzten ihm die Tränen aus den Augen und fielen gerade mitten in den Kelch der weißen Blume. — „Nicolete", sagte er und legte die Hände um den Stengel, ohne ihn zu berühren, „wenn du eine Blume wärest, so würdest du so sein wie diese." — Und auf einmal war es keine Blume mehr. Er wußte nicht, wie es geschah, aber plötzlich hielt er ein schönes, schlankes Mädchen in seinen Armen, fein und blaß wie eine Waldblume. Auf den Wangen

glänzten noch Okas Tränen, die auf die Blüte gefallen waren, und die Augen waren wie die ersten Veilchen im Frühling. — Und es war Nicolete. Sie stand da in ihrem ärmlichen Röckchen von einst, das mit ihr gewachsen war, und doch konnte keine Prinzessin lieblicher sein. — „Ich wußte, daß du kommen würdest", sagte Nicolete und strich Oka die goldenen Locken aus der Stirn.

(Dasselbe in G.) Er kniete auf die Erde hin und weinte bitterlich. Dabei fiel eine seiner Tränen in die Blüte hinein, und sofort war die Blume weg, und vor Oka stand Niolettchen und sagte: „Oka, ich wußte, daß du kommen würdest!"

III. (Aus Nr. 5: Die verwöhnte, faule Katze soll geschlachtet werden. M.) Das hatte die Katze gehört und einen großen Schreck bekommen. Nun war guter Rat teuer. Sie beschloß zu fliehen. Als der Bauer nachmittags ins Feld gegangen war, stahl sie sich heimlich davon. Am Stall und an der Scheune, dann am Kornfeld schlich sie sich entlang, bis sie von dem ungewohnten Laufe ganz müde und außer Atem geworden war und sich ausruhen mußte. Sie setzte sich auf den Grabenrand und weinte leise vor sich hin. Da kam eine Eule, eine entfernte Muhme von der Katze, und fragte sie, was ihr fehle. Die Katze erzählte, womit der Bauer gedroht habe, und die Eule riet ihr, in den Wald zu fliehen, wo es hohle Bäume gäbe, in denen sie wohnen könne, und wo der Bauer sie nicht finden würde. — Trippstrille machte sich auf den Weg nach dem Walde. Als sie an der Grenze angekommen war, brach sie vor Müdigkeit und Verzweiflung zusammen. Sie konnte sich nur noch auf einen Stein niedersetzen, aber keinen Schritt weiter gehen. Jetzt erst kam es ihr so ganz zum Bewußtsein, wie unglücklich sie geworden war. Wo sollte sie eine Wohnung finden? Die Eule hatte ihr keine näher beschrieben! Wo sollte sie vor allem Nahrung hernehmen — sie, die verlernt hatte, sich ihr Brot allein zu verdienen? Ach, und der Magen begann schon gewaltig zu knurren! — Als sie sich alles so überlegte, da fing sie ganz jämmerlich zu weinen und zu jammern an. Und ihr Schreien und Greinen drang weit hinein in den Wald, so daß die Vöglein und Hasen erschreckt die Köpfe hoben und lauschten.

(Dasselbe in G.) Nun bekam die Katze aber Angst! Sie lief aus dem Hause fort, schlich sich in den Wald, setzte sich da auf einen hohen Stein und schrie und miaute, daß es nur so schallte.

IV. (Aus Nr. 2: Die neun Prinzessinnen haben ihr Bettel-Ei geöffnet. M.) So blieb nur noch das eine Ei übrig, das das Goldchen in der Hand hielt, und plötzlich hörte man ein sanftes Piepen, und aus dem aufbrechenden Ei erhob sich ein Vögelchen und flog dem Goldchen auf die Schulter. Es war schneeweiß und schillerte bei jeder Bewegung in den zartesten Farben. Schnäbelchen und Füßchen waren rosenrot, ebenso ein Schöpfchen, das es wie eine kleine Krone auf dem Köpfchen trug, und die Augen glänzten ihm wie schwarze Diamanten. Es zog langsam und unsicher einige leise Töne, als traue es sich noch nicht, sein Stimmchen frei erschallen zu lassen. — Und das Goldchen stand da, wie mit Blut übergossen, zitternd vor Glück und vor Freude, und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Der junge König aber trat mit leuchtenden Augen auf das Goldchen zu und faßte seine Hand. „Gesegnet sei die weise Waldfrau, die mir ins Herz gesehen hat!" rief er mit froher Stimme. „Dich habe ich geliebt, seit wir als Kinder im Walde miteinander spielten! Jahr um Jahr bin ich an eurem Häuschen vorüber geritten, nur um dich zu sehen und zu grüßen! Ja, Dank sei der gütigen Fee, die mir so wunderbar das Glück meines Lebens beschert hat!"

(Dasselbe in G.) Zum Schluß öffnete man das Ei des Goldchens, und da schlüpfte ein kleiner, weißer Vogel aus, der setzte sich dem Goldchen auf die Schulter und sang so wunderschön, daß alle Menschen zuhören mußten. Der junge König aber rief: „Seht ihr, das Mädchen hat mir schon lange gefallen; das hat den Zaubervogel, und ich werde es heiraten. Beeilt euch, damit die Hochzeit gleich ausgerichtet werden kann!"

V. (Aus Nr. 4: Nachdem alle Versuche, die Prinzessin von ihrer Sehnsucht zu heilen, fehlgeschlagen sind, versucht der jüngste Bauernsohn sein Glück. M.) Eines schönen Morgens aber, als die Königstochter eben ihr Haar ordnete, das wie ein

schimmernder, goldfarbener Mantel um ihre Schultern hing, da klang vom Schloßhof her eine muntere Weise zu den Fenstern der Prinzessin herauf: „Trara, trara“, und Hufschlag tönte dazwischen. — „Geh und sieh, wer das ist“, rief die Prinzessin ihrer Kammerfrau zu, aber sie wartete gar nicht ab, bis ihrem Befehl gehorcht war, sondern eilte selbst ans Fenster und schob den Vorhang ein wenig beiseite. — Da sah sie, wie auf glänzendem Rappen ein wunderschöner Jüngling in den Schloßhof sprengte; er war nicht gekleidet wie ein Ritter, er trug ein Lederwams, und auf seinen goldgelben Locken saß keck die Mütze, er war's, der die lustige Weise blies. — Als er die Königstochter am Fenster erblickte, schwenkte er grüßend die Mütze und lachte sie an, wie der junge Morgen selbst.

(Dasselbe in G.) An einem Sonntagmorgen, als die Königstochter aufwachte, da war ihr so, als ob die Sonne heute heller schiene als sonst, und als sie aufgestanden war und sich das Haar kämmte, da sah sie einen Reiter auf den Hof kommen, und der pfiff so fröhlich ,daß die Königstochter gleich dachte: „Der wird dich gesund machen!“

Der Vergleich zeigt immer wieder dasselbe: Volksechte Erzählkunst verzichtet auf die abgegriffenen Mittel, mit denen die Verfasser der „Kunstmärchen“ um die Jahrhundertwende glaubten, ihre Gestalten und deren Umwelt sichtbar, das seelische Geschehen in ihnen nachfühlbar, die Märchen-„stimmung“ nacherlebbar machen zu müssen. Es ist geradezu erschütternd, mit welcher Einmütigkeit die „Dichter“ des Neuen deutschen Märchenschatzes in diesen falschen Tönen schwelgen, als sei mit ihnen das Entscheidende des Märchentons getroffen. — Nur Joh. Christ hält sich in seiner (ihrer?) „Geschichte von Das — und weiß nicht was“, die auch in ihrem Inhalt (s. oben Nr. 3) dem echten Volksmärchen am nächsten steht, von solchen Tönen fast ganz frei und erzählt in dem gerafften, ereignisfrohen Stil des echten Märchens. Diese Geschichte ist denn auch von der Schrumpfung am wenigsten betroffen worden.

Aber der Vergleich zeigt auch, daß der Vorgang kein rein negativer ist, und daß wir vielleicht besser täten, anstatt von „Schrumpfung“ von einer stilistischen Entfettungskur zu sprechen: Was übrig bleibt, ist kein verkümmerter, brüchiger Rest, sondern die Geschichten sind aus der Umwandlung zwar schlanker, aber innerlich erneuert und entschieden gesünder hervorgegangen. Immer wieder ist das Schlankere auch das Natürlichere: Wie aus dem unglücklichen Zwitterwesen von Katze aus M in Beispiel III (mit Weinen, Verzweiflung, Wohnung, Brotverdienen usw.) ein echtes Katzentier, so ist in der gleichen Erzählung nachher ihr Leben bei den Füchsen zu einem echten Leben eines Tiers unter Tieren geworden: nichts mehr von „Herrn Reineke, angetan mit Jägerhut, Flinte und Jagdtasche“, von Herd und Tischdecken, Stiefelputzen und Bettenmachen, Aufwaschen, Kaffeekochen und langer Pfeife usw. Von dieser ganzen Zwitterwelt ist nur das „Mädchen für alles“ geblieben, das der Fuchs für seinen Haushalt sucht (dagegen scheint mir der Satz „im Fuchsbau roch es so schön nach Hasenbraten“ die Tiersphäre noch nicht zu sprengen). — Und wie die Tiere echte Tiere, so sind die Menschen, soweit es die Märchenhandlung zuließ, echte Menschen geworden, die keine geschwollenen Reden mehr halten, sondern, was sie zu sagen haben, mit einfachen Worten sagen, natürlich handeln und natürlich empfinden, wie ein Bursch oder Mädchen aus Beisleiden sprechen, handeln und empfinden würde, wobei die Vorstellungen

zum Teil deutlich der wirtschaftlich gedrückten Instleute-Welt des Erzählerkreises angeglichen sind.

In Nr. 1 kann in M der junge König die Prinzessin mit den Entenfüßen, die er ein einziges Mal gesehen hat, zwar nicht vergessen, aber er fährt trotzdem auf den Rat seines Hofmarschalls mit diesem auf die Brautschau und gelangt, nachdem sie alle Königsschlösser besucht haben, schließlich von ungefähr auf das verrufene Schloß, auf dem die Entschwundene haust. In G macht er sich, was sehr viel mehr einleuchtet, aus eigenem Antrieb auf die Suche nach der einmal Gesehenen und „wanderte in der ganzen Gegend von einem Schloß zum andern", bis er sie gefunden hat. — Am Abend nach dem Verlobungsmahl, an dem die Schöne, von ihrem Geheimnis gequält, stumm teilgenommen hat, geht der König in M, durch das seltsame Benehmen seiner Braut beunruhigt, in den Wald (was zu einer langen „stimmungsvollen" Nachtschilderung Anlaß gibt), belauscht die Prinzessin, wie sie den Enten im Waldweiher ihr Geheimnis verrät, und erfährt so, daß sie Entenfüße hat. In G weigert sich die Königstochter der Werbung des Königs und gesteht ihm schließlich auf sein Drängen ihren Fehler „und schämte sich sehr dabei"; so wird der Konflikt in sehr viel herzhafterer, menschlich echterer Weise gelöst. — Ihre Entenfüße hat sie in M als Folge eines Fluches der Königsmutter auf ihren Sohn, weil der gegen ihr Verbot die Entenhirtin geheiratet hat; sie „gab uns die Verwünschung in die Ehe mit, daß unsere Kinder dereinst mit Entenfüßen auf die Welt kommen und darauf herumwatscheln sollten". Die Erzählerin von G legt sich den Fluch anders zurecht: „Ich habe immer die Enten meiner Stiefmutter hüten müssen, und als ich eines Abends zwei Entchen zu wenig nach Hause brachte, hexte sie mir zur Strafe die Entenfüße an." — Den Zorn der Herrschaft, wenn eins der gehüteten Tiere fehlt, kennt jedes Beisleidener Kind, und daran, daß eine Königstochter als Kind hat Enten hüten müssen, nimmt man in dieser Welt anscheinend keinen Anstoß.

In Nr. 2 brütet nach M das Goldchen ebenso wie die Prinzessinnen das erbettelte Ei im seidenen Halstuch aus. In G tun das nur die Prinzessinnen; „das arme Goldchen aber hatte so etwas Feines natürlich nicht und steckte sich das Ei in die Bluse".

Wie der Jäger in Nr. 3 die Schwanenmädchen beim Baden überrascht, wird in M so erzählt: Da lief der junge Jäger hinzu. Die Jungfrauen aber eilten aus dem Wasser. Und zwei von ihnen nahmen schnell ihre Kleider und flogen als Schwäne davon; die jüngste aber kam zu spät. Da hüllte sie sich in ihre langen Haare und bat weinend den Jäger, er möchte ihr doch ihre Kleider wiedergeben, daß sie auch davonfliegen könnte. In G: Leise schlich er sich näher und setzte sich auf eines der Kleiderbündel. Jetzt erblickten auch die drei Mädchen den Jäger und kamen an das Land. Zwei schlüpften rasch in ihre Gewänder, wurden sogleich Schwäne und flogen davon; nur das dritte Mädchen stand nackend und verlassen da und weinte bitterlich. Schamhaft versteckte es sich hinter einem Busch und bat den Jäger: „Ach gib mir doch meine Kleider wieder!"

Von den vergeblichen Versuchen der Könige und Prinzen in Nr. 4, die Prinzessin von ihrer Sehnsucht zu heilen, heißt es in M: Der Prinz von Holland neigte sich vor ihr und sprach: „Schönste Prinzessin, habt Ihr vielleicht Sehnsucht nach Blumen? Die herrlichsten Tulpen und Hyazinthen auf dem Erdenrund leg ich Euch zu Füßen." — „Es sind genug der Blumen in des Königs Gärten", erwiderte die Prinzessin, „behaltet Eure Tulpen und Hyazinthen." — Da sprach der Prinz betrübt: „Ach, habt Ihr denn vielleicht Sehnsucht nach holländischem Käse?" — „Behüte", rief die Prinzessin, „nehmt Euren Käse nur wieder mit!" — Für diesen Bildungswitz hat man in Beisleiden kein Verständnis; aber die einmal angeregte Wunschphantasie arbeitet weiter, und G erzählt: Jetzt fragten sie sie denn alle, ob sie Sehnsucht nach Käse, Rum oder Blumen habe, doch sie sagte dann immer: „Nein, danach habe ich keine Sehnsucht." — Dem entspricht, daß das Elternhaus des Bauernjungen aus einem „stattlichen Bauernhof" nach Art der Heimatmuseen (mit braungetäfelten Wänden, buntbemaltem Gerät, großem Kachelofen, selbstgesponnenem Linnenzeug und spiegelblankem Zinngeschirr) ein schlichtes Dorf-

haus geworden ist: „ganz einfach, aber alles sehr sauber.“ — Auch die feine Umformung der Ankunft des Bauernjungen auf dem Schloßhof (Beispiel V) gehört in diesen Zusammenhang.

In einigen kleinen Zügen tragen die jungen Erzählungen auch bereits etwas von der Sonderfarbe der Beisleidener Märchen, die ja durch eine ungewöhnliche Vorliebe für die Motive des Spukengehens, der Verzauberung und Erlösung gekennzeichnet sind[1]):

Wie in M läßt sich auch in G der sterbende König in Nr. 2 von seinem Sohn versprechen, daß er nur ein Mädchen zur Frau nehmen wird, das den Zaubervogel besitzt; dabei macht G den selbständigen Zusatz: „Doch sollte es dir einfallen, mir nicht zu gehorchen und eine andere zu heiraten, dann finde ich keine Ruhe im Grabe, dann komme ich spuken, und dann wehe dir!“

In Nr. 3 erklärt sich der Jäger in G das Geheimnis der Schwanenmädchen mit Beisleidener Vorstellungen: „Ihr seid verzaubert, und ich werde euch erlösen!“, muß sich allerdings von den Mädchen entgegnen lassen: ‚Ach geh doch, wir sind nicht zu erlösen, sei doch nicht so töricht!“ und tatsächlich kommt das Motiv der Erlösung nachher nicht wieder vor.

Zur Beisleidener Sonderfarbe möchte ich auch die Neigung zu heftigen Temperamentsausbrüchen und Derbheiten rechnen, die wir ja aus den plattdeutschen Gruddeschen Märchen zur Genüge kennen:

(In Nr. 3 will der König das dem Jäger verlobte Schwanenmädchen heiraten.) M. Sie sah den König mit keinem Blick an und sprach kein Wort zu ihm, so sehr er sie auch darum bat. — G. Und als der König die Jungfrau umarmen wollte, da spie sie ihm in die Augen und sagte, sie wäre ein Schwanenmädchen, und er wäre viel zu gering für sie.

(In Nr. 4 tritt der Bauernbursch zum ersten Male vor die Königstochter.) M. Nicht lange, und die Prinzessin schritt in den Thronsaal, setzte sich auf ihren goldenen Thron, winkte ihren Hofdamen, und der fremde Jüngling wurde hereingeführt. Da stand vor ihr, den sie das einfältige Büblein nannten, neigte sich tief und sagte: „Holdseliges Königstöchterlein, Ihr habt Sehnsucht und wißt nicht wonach; wollt Ihr drei Tage lang tun, was ich Euch heiße, so geb' ich Euch meinen Kopf zum Pfand, daß Ihr Eure Sehnsucht die drei Tage lang nicht spüren sollt.“ — Die Prinzessin sprach: „Daß Ihr nicht zu viel versprecht, ich möcht Euch beim Wort nehmen, doch sagt, was soll ich tun?“ — G. Ein Diener wollte sich ihm noch in den Weg stellen, doch den stieß er beiseite und ging geradezu in die Stube der Königstochter hinein, und die schrie ihn wütend an: „Was fehlt dir? Du willst wohl auch ins Gefängnis, was?“ — „Nein“, schrie der Bauernjunge ebenso laut zurück, „aber in drei Tagen werde ich dich gesund machen.“ — „Na, wie willst du das denn machen?“ brüllte die Königstochter den Jungen an. — „Ich“, sagte der Junge, „ich befehle dir, daß du drei Tage hindurch alles tust, was ich bestimme!“ — „Was soll ich denn heute tun?“ fragte die Königstochter.

Wörtlich übernommen sind einige zum Teil leicht entstellte Namen (Goldchen, und der Name der ersten Prinzessin Ockre(u)tina in 2, Tripps Trille(r) in 5, die ausdrücklich als „ganz verdreht“ bezeichneten Namen Ni(c)olett und Oka in 6, „Das — und weiß nicht was“ in 3; dagegen nicht der Name der unwichtigen zweiten Prinzessin Rosetta in 2 und der zur Rolle wenig passende Name des Helden von 4 „das einfältige Büblein“[2]);

---

[1]) Vgl. die Nummern 9—13. 15—20. 22—24. 32—35. 37—43. 45—48. 50. 53—58. 62. 76.

[2]) Der neu eingeführte Name „Stupsnase“ („weil sie eine so niedliche Wippnase hatte“) für die in M namenlose neunte Prinzessin in 2 erklärt sich aus einer

ferner die mehrmals wiederholten und für die Handlung wichtigen Verse in 3 und 6[1]) (dagegen nicht die unwichtigen in 3 und 4[2])) und endlich einige wenige besonders einprägsame Sätze und Wortgruppen aus M, deren schlichte Form sich ohne Stilbruch in die naturnahe Sprache von G einfügte:

Vgl. vor allem „Ich wußte, daß du kommen würdest" oben in Beispiel II; aber auch z. B. die volkstümliche Reimformel, die aus den vielen Worten des von der neunten Prinzessin angebettelten Armen in Nr. 2 allein übriggeblieben ist: M: „Da schlag doch Gott den Düwel tot!" fuhr der Mann auf. „Kommt das Frätzchen hier herein, hinten und vorn ganz bestickt mit Klunkern und Flunkern und hängt überall voll Gold und Perlen und Karfunkeln, und wie all der Firlefanz heißt, und verlangt von unsereinem, der kaum das liebe Leben hat, noch Eier!" — G: Er verhöhnte die kleine Stupsnase und spottete: „Du bist von oben bis unten mit Klunkern und Flunkern behängt, und nun kommst du noch betteln?"

Sonst ist die Erzählung im Ausdruck überall völlig neu geformt, auch in Nr. 3, deren Wortlaut am ehesten hätte gewahrt bleiben können. Dabei habe ich an eigentlichen Mißverständnissen nur ein einziges gefunden:

In Nr. 3 antwortet das Schwanenmädchen in M auf die Bitte des Jägers um einen Kuß: „Das kann nicht sein. Wir sind drei Schwestern und haben große Macht. Alle Jahre einmal baden wir in diesem See und bleiben dann immer gleich jung. Wenn wir aber einem Mann einen Kuß geben, verlieren wir unsere Macht und müssen sein wie gewöhnliche Menschen." — Daraus macht G: „Das geht wirklich nicht. Sieh mal, wir sind drei Schwestern, und wir sind alle gleich alt, und wenn eine von uns einen Mann küßt, dann wird die eine der beiden Schwestern älter und die andere jünger. Das geht nicht, das mußt du einsehen." Hier gab die nicht sehr glückliche Formulierung in M den Anlaß zu der ganz ungewöhnlichen und komplizierten Vorstellung.

Eine leichte Verwirrung im Aufbau zeigt sich einmal in Nr. 3, wo der alte Adler aus M, der am Hof der Königin der Vögel allein über das Eismeer Auskunft geben kann und den Jäger dann auch dorthin trägt, in G (als „alter Rabe") schon am Hof der Königin der Tiere, d. h. eine Station zu früh erscheint, so daß nachher noch eigens ein „großer Habicht" benötigt wird, um den Jäger vom Hof der Königin der Vögel ans Eismeer zu tragen.

---

ganz gelegentlichen Bemerkung von M, daß eine — aber anscheinend nicht die letzte und jüngste — der Prinzessinnen „ein lustiges Stumpfnäschen hatte", und bezeugt die besondere Sympathie mit der lustigen und freundlichen neunten.

[1]) Nr. 3. Beim Drehen des Ringes:

M „Eins, zwei, drei,
(Bär, Walfisch) steh mir bei!"

G „Eins, zwei, drei,
Ringlein, steh mir bei!"

Nr. 6. Warnruf des Vogels:

M „Für jede Beere, die du ißt,
du alles auf ein Jahr vergißt!"

G „Für jede Beere, die du ißt,
du alles für ein Jahr vergißt!"

[2]) Nr. 3. Die Tierkönigin zu den Tieren:

„Ihr meine Tiere,
Lauft alle aus!
Sucht mir 'das
Und weiß nicht was',
Und über sieben Tage
Kommt wieder nach Haus."

Formel für die Wirksamkeit des Zauberspiegels:

„Eins, zwei, drei, vier —
Seid verwandelt in ein Tier!"

Nr. 4. Das „einfältige Büblein" zur Mutter:

„Seht, liebste Frau Mutter, wen führ ich herein?
Des Königs holdseliges Töchterlein."

Im übrigen ist der Aufbau der Handlung in allen Geschichten nicht nur mit vollem Verständnis gewahrt, sondern gelegentlich verbessert, d. h. verschlichtet. Wo die Kunstmärchen unruhig hin und her springen, führt die Erzählerin von G ihre Märchenhandlung möglichst einsträngig vom Anfang bis zum Ende; sie legt die Einleitung von vornherein darauf an, daß sich alles weitere möglichst natürlich aus ihr entwickeln kann, und rückt auch im Inneren, wo es nottut, zurecht. Ein Beispiel muß genügen:

Die Trennung der Geschwister in Nr. 6 geht in M so vor sich: Sie kommen in den Zauberwald, Oka springt voran, um die Zauberbeeren zu pflücken, der Vogel warnt vergebens; Nicolete folgt, hört den Vogel, schüttet die von Oka noch nicht gegessenen Beeren fort; dann essen sie zusammen die ungefährlichen Beeren; Oka läuft wieder voraus, Nicolete bleibt stehen und wartet und wird zur Blume; Oka, der sie inzwischen vergessen hat, kommt zum Bauern. — Statt dessen zeigt die Handlung in G die einheitliche Linie: sie kommen in den Wald, Oka läuft voraus, um zu sehen, ob nicht bald ein Haus zu sehen ist; Niolett bleibt stehen und wartet, Oka ißt trotz der Warnung des Vogels von den Zauberbeeren, vergißt die Schwester und kommt zum Bauern; die Verwandlung Nioletts wird erst nachträglich erzählt, als Oka die Blume findet.

Die wichtige Frage nach der Auswahl: welche der Märchen aus M bei den ostpreußischen Erzählerinnen Aufnahme gefunden haben, und welchen Eigenschaften sie das verdanken, läßt sich leider zur Zeit noch nicht beantworten: die „Ostpreußischen Märchen“ sind selber nur eine Auswahl, und wir wissen nicht, welche aus M stammenden Märchen die handschriftliche Sammlung in Königsberg etwa noch enthält.

Ich habe aus der Fülle des Materials nur einiges wenige vorlegen können. Aber ich glaube, dies wenige genügt, um das zu zeigen, worauf es mir ankam: Wie der im Haus verfetteten Katze Tripps Triller das Leben im Wald, so ist den am Schreibtisch erzeugten Geschichten des Neuen deutschen Märchenschatzes das Leben bei den ostpreußischen Landarbeitern ganz ausgezeichnet bekommen. Wenn sie auch neben der kraftstrotzenden Szenenfülle echter Volksmärchen immer noch etwas dünn und blaß wirken und ihre Herkunft vom Papier nicht verleugnen können: wer ihren Beisleidener Zustand mit dem vergleicht, in dem sie vor gar nicht so langer Zeit aufs Land kamen, der wird — das sei auch Frau Grudde zur Beruhigung gesagt — mit Freuden feststellen, daß das Land seine alte Heilkraft aufs schönste bewährt hat. Das Stadtparfüm und alle gezierte Künstlichkeit sind gründlich weggeweht; wir atmen die herbe Luft und den kräftigen Duft, den wir Volkskundler lieben. Oder — um die Sache in einem andern Bilde einzufangen — wie einst John Meiers Untersuchungen der „Kunstlieder im Volksmunde“, so führt uns auch die Untersuchung der „Kunstmärchen im Volksmund“ handgreiflich vor Augen, was damit gesagt ist, wenn wir vom „Jungbrunnen des Volkstums“ sprechen: nicht darauf kommt es an, ob Brauchtum, Lied und Spruch unseres Volkes immer aus ältester Wurzel stammt, das Entscheidende ist, daß in unserem Volk der Quell noch nicht versiegt ist, aus dem die Dinge erneuert und verjüngt hervorgehen, der Zauberquell des naturnahen, schlichten und starken Lebens.

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär..?

Von Adolf Spamer, Berlin.

In der vertrauten, tiefschürfenden Weise und aus dem Schatz seines weltweiten Wissens ist Johannes Bolte in einer Reihe von Aufsätzen der Gestalt des 'Niemand' nachgegangen[1]). Manche vor ihm wiesen die Wege[2]), andere nach ihm steuerten Ergänzungen bei[3]). Aber die Ursprünge, Lebensbedingungen und Wanderwege dieses heiligen und unheiligen 'Herren Niemand' sind seit Boltes Untersuchungen (und erst durch sie) weithin aufgehellt, einerlei ob nun der französische Mönch Radulfus, der um 1290 den Pseudoheiligen Nemo an Hand von Bibelstellen, Kirchenvätern und klassischen Schriftstellern schuf und ihm eine Secta Neminiana stiftete, ein verdrehter Sonderling war (wie noch Bolte vermutete) oder ein witziger Scherzmacher (wie Paul Lehmann wohl zu Recht annimmt), mit dessen 'Sermo de Nemine' die Gattung jener Unsinnsinterpretationen biblischer Texte anhebt, die heute noch in Rätselfragen fortleben[4]). Immerhin zeigt die erbitterte Gegenschrift des Stephanus de S. Georgio, daß es zunächst beschränkte Geistliche gab, die die Nemoniaden ernst nahmen, während die späteren Nemopredigten (in Latein und verschiedenen Landessprachen) lediglich als Zeugnisse einer unbekümmert fröhlichen Parodierung biblischer und religiöser Texte galten, die sich auch im Volks- und Kinderbrauch unserer Tage noch nicht totgelaufen hat. Die Vorliebe des Humanismus für alles Kuriose, Ironisierende, Schwankhafte und Parodistische, nicht zuletzt auch die seit der Renaissance allgemein übliche Verbildlichung abstrakter Dinge in menschlichen Gestalten, gab dem Scherzbild des Niemand

[1]) Die Legende vom Heiligen Niemand: Alemannia 16 (1888), S. 193—201; Von S. Niemand: Ebd. 17 (1889), 151; Vom Heiligen Niemand: Ebd. 18 (1890), 131—134; Niemand und Jemand. Ein englisches Drama aus Shakespeares Zeit, Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft, 29/30 (1894), 4—91; Georg Schans Gedichte vom Niemand, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, N. F. 9 (1896), 73—88; Zwei böhmische Flugblätter des 16. Jahrhunderts, Archiv für slavische Philologie 18 (1896), 126—129: Der Nemo.

[2]) Auf die mittelalterlichen Predigten vom St. Nemo verwiesen zunächst Wilhelm Wattenbach im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit N. F. 13 (1866), 361—67; 393—97; 14, 205—09; 17, 51f. sowie Ignaz Zingerle in seiner Mitteilung einer Sterzinger Miszellaneen-Handschrift in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse 54 (1867), 306. Vgl. ferner E. Weller im Anz. f. d. Kde. d. dtsch. Vorzeit 13, 197—81; Heinrich Seuse Denifle im Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters 4 (1888), 330—348. Zu den französischen Nemo-Komödien siehe Anatole de Montaiglon, Recueil de poésies françoises des 15e et 16e siècles etc., Tom. XI, Paris 1878, S. 313—341 (Dichtung des Jehan d'Abundance); L. Petit de Juleville, Répertoire du théâtre comique en France au moyen âge, Paris 1886, p. 13.

[3]) Insbesondere vermehrte Paul Lehmann unsere Kenntnis der frühen handschriftlichen Überlieferung der Nemo-Predigten. Vgl. sein Buch Die Parodie im Mittelalter, München 1922, S. 240—246.

[4]) Wie etwa der nach dem ersten Dichter, der Nebel geheißen habe, weil nach dem Schöpfungsbericht dichter Nebel über der Erde lagerte. Und dergleichen.

einen neuen Auftrieb und Wandel, schuf Huttens berühmten Nemo von 1518, reizte große und unbedeutende Künstler zu zeichnerischen und malerischen Versuchen. Hans Holbein d. J. malte ihn, ein Schloß vor dem Mund und vor allerlei zerbrochenem Geschirr auf eine Tischplatte[1]), Pieter Breughel d. Ä. stellte den weisen Niemand (Niemant, Personne, Nemo) dem Jedermann (Elck, Chacun, Quilibet) entgegen[2]). Wie Jörg Schans Bildergedicht vom Niemand ins Böhmische und nach England wanderte, hat uns wiederum Bolte gezeigt und auch auf die späteren bilderbogenartigen Darstellungen des 17. und 18. Jahrhunderts verwiesen, an denen sich besonders Nürnberger Verleger, wie Paulus Fürst und Johann Trautner, als Kopisten betätigten[3]). Wolfgang Schmeltzel hat in seiner 1544 zu Nürnberg erschienenen Sammlung 'Guter, seltzamer und künstreicher teutscher Gesang etc.' den Niemand in das volkstümliche Gesellschaftslied seiner Zeit eingeführt[4]), und die 'Frölichen neuwen Teutsche Gesäng' (Frankfurt a.M. 1583) trugen das Niemandlied weiter[5]). Wie das 1600 gedruckte englische Schauspiel von 'Nobody and Somebody' mit den Komödiantentruppen aufs Festland weiterwanderte[6]), so traten die Gestalten des Niemand und Jemand in den niederländischen satirischen und pamphletarischen Flugschriften des 17. und 18. Jahrhunderts als dialogische Gegenspieler auf[7]). Später ist die Niemandgestalt in die deutschen Hausinschriften abgewandert[8]), und in der Volkssprache blieb sie bis zu unseren Tagen lebendig, sei es im Umgang mit den Kindern, die man noch immer, wenn sie etwas angestellt haben, fragt, ob das wohl der Herr

---

[1]) Woltmann und Wörmann, Geschichte der Malerei, 2. Aufl., 1, 110ff.; R. Frhr. von Lichtenberg, Über den Humor bei den deutschen Kupferstechern ... des 16. Jahrhunderts, Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 11, 58.

[2]) Oft abgebildet. U. a. bei Eugen Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern II, Jena 1908, Nr. 1012.

[3]) Vgl. auch Theodor Hampe, Beiträge zur Geschichte des Buch- und Kunsthandels in Nürnberg 2: Paulus Fürst und sein Kunstverlag. Sonderabdr. aus den Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums 1914 und 1915, 159, Nr. 213; Emile van Heurck et G. I. Boekenoogen, Historie de l'imagerie populaire flamande, Anvers 1910, S. 610. Das Trautnersche Blatt in der Kartensammlung der Berliner Staatsbibliothek Ya m 3550.

[4]) Vgl. Karl Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 2^2, 39.

[5]) Ignaz Hub, Die komische und humoristische Literatur des 16. Jahrhunderts, Erster Band, Nürnberg 1856, S. 232—234.

[6]) Johannes Bolte im Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft 30/31, 27—90.

[7]) Vgl. W. P. C. Knuttel, Catalogus van de Pamfletten-Verzameling berustende in de Koninklijke Bibliotheek, 's Gravenhage 8, Nr. 11640f.: De Onschult of zamenspraak tuschen de Geester van Imandt en Niemandt, Over de Droewige Pellegrimagie van Lysbeth Jantz van Rawesway ... 1678. — Ebd. Nr. 11640h: De Tweede Onschult. Zynde Een nadere Contenance tusschen de Geester van Imant en Niemant ... Scheyteldockshaven ... 1678. — Ebd. Bd. 5, Nr. 19913: Iemand en Niemand, of zamenspraak tuschen Any body, een Engelsch gezjnde, Quelqu'un, en Franschgezjnde; en Niemand een waar Patriot ... 1781.

[8]) Franz Joseph Bronner, Von deutscher Sitt und Art, München 1908, S. 309, 328 (auf Haussprüchen in Mittenwald und Oberammergau).

Niemand getan habe, sei es als Schimpfwort[1]) oder als Verdeutschung von 'Anonymus'[2]).

Früh tritt neben die Scherzgestalt des 'St. Nemo' die des 'St. Invicem'[3]), folgen Unsinnspredigten über das 'Nihil'[4]), und als I. A. Brassicanus 1519 den 'Omnis' (Jedermann) verherrlicht, kennt die Freude an der Personifizierung solcher Begriffe in lateinischer, deutscher, englischer, französischer, niederländischer und spanischer Sprache keine Grenzen mehr[5]). 1585 erscheint das Testament der Brentz-Andreanischen Ubiquität oder Frau Allenthalbenheit[6]), 1714 widmet der Jesuit Franz Callenbach der Familie der 'Nisi' eine ebenso langatmige wie witzige genealogische Untersuchung[7]). In den Bilderschatz der Sprechsprache dringt der 'Herr Überall' ein und erhält in Goethes 'Triumvirat' seine klassische Prägung[8]). Auch Verpersönlichungen, wie Mahnhardt, Penthard, Burghardt, Lehnhard, finden in kupfergestochenen Bildblättern G. Altzenbachs zeitweise Anklang[9]). Sie alle gehören heute der Geschichte an, während die Verbindungen mit 'Mann' volkläufig blieben, insbesondere der Niemand[10]), der Jedermann und der Siemann[11]). Neben diesen kamen immer wieder Neubildungen

---

[1]) Zum Beispiel Illustriertes Wiener Extrablatt vom 2. Mai 1915: Der Inhaber eines Modegeschäftes stand vor Gericht wegen Beschimpfung einer Modistin, zu der er u. a. gesagt hatte: 'Was sind Sie denn, Sie blöde Gans, Sie Niemand? ... So ein Niemand, so ein Fratz!'

[2]) So ist ein Aufsatz der Wiener Arbeiterzeitung vom 2. Mai 1915 unterzeichnet: 'Der bis jetzt alte Niemand'.

[3]) Der erste Abdruck einer Predigt über St. Invicem durch W. Wattenbach im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N. F. 15 (1868), Sp. 39—41. Vgl. auch Adolph Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter, Freiburg i. B. 1902, S. 29f.; Paul Lehmann, a. a. O. S. 244.

[4]) Vgl. Anz. f. Kde. d. dtsch. Vorzeit 14, 342—44; P. Lehmann, a. a. O. S. 198, 244f.

[5]) Man vgl. dazu die verschiedenen Aufsätze Boltes. Siehe auch Adolf Hauffen, Zur Literatur der ironischen Enkomien, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, Bd. 6 (1893), 67f.

[6]) Testamentum ubiquitatis Brentz-Andreanae recens factum in pantopia, Justingae 1585. Deutsch: Testament vñ letzter will der Brentz Andreanischen Ubiquitet, oder Frawen Allenthalbenheit, jüngst in der weiten und breyten Gegend Pantopiae disponirt und auffgericht (1594). Vgl. Emil Weller, Die falschen und fingierten Druckorte, 1, Leipzig 1864, 11.

[7]) Franz Callenbach, S. I., Genealogia Nisibitarum, Deß Uhralten Nisi-Stamm-Baum Geburts-Brieff usw. Gedruckt im Jahr 1714.

[8]) Vgl. Rich. M. Meyer, Deutsche Parodien, München 1913, S. 50.

[9]) Gemeint sind die Menschen, die mahnen, pfänden, borgen, leihen. Doch bleibt nur der Begriff des Mahnhart lebendiger. Vgl. die pädagogische Schrift von R. Niedergesäß, Lehrer Manhart von Großdorf, Wien 1871.

[10]) Auch ein Nimmermann lebt im St. Nimmermannstag oder dem Nimmerlestag in der deutschen Sprechsprache fort. Zum St. Nimmerlinstag vgl. Alemannia 1 (1873), S. 151f.

[11]) Als ein weibhöriger Mann. Vgl. u. a. Johannes Bolte, Dr. Siemann und Dr. Kolbmann, zwei Bilderbogen des 16. Jahrhunderts: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 12 (1902), 296—307. Doch gibt es auch eine 'Frau Siemann'. Vgl. deren Abbildung bei Eugen Diederichs, Deutsches Leben in der Vergangenheit in Bildern 1, Jena 1908, 189 (Nr. 629).

auf, bald volkstümliche, wie die Bezeichnung der Freunde des Bräutigams bei der Neuyorker Hochzeit als 'bestman'[1]), bald intellektuelle, wie der Typ des Als-Ob-Mannes nach der Philosophie Hans Vaihingers. In der alten Reihe solcher Verpersönlichungen aber steht der Manchermann (von manec=viel[2])), ein wenig verschwommen zwar und darum nicht dem Zeichenstift und Pinsel der Maler verfallen, dafür durch Jahrhunderte eingeprägt in dem Spruch: 'Wenn Manchermann wüßt, wer Manchermann wär, gäb Manchermann Manchemmann manchmal mehr Ehr.'

Unser Lehrspruch vom Manchermann findet sich zufrühst in Handschriften des 15. Jahrhunderts als eine offensichtlich zu jener Zeit beliebte Priamel. Der 1417 geborene und nach 1477 gestorbene Pater Gallus Kemly, dessen Freude an volkstümlichen Sprüchen und Bildern wir manch kleine, für die volkskundlich-literargeschichtliche Motivforschung wertvolle Aufzeichnung verdanken, hat ihn gleich in zwei der zahlreichen, von ihm verfertigten Handschriften gebucht[3]). Einmal in dem zwischen 1466 und 1477 geschriebenen 'Promptuarium Ecclesiasticum' (dem heutigen Codex 692 der St. Gallener Stiftsbibliothek[4])), das ihn S. 491 in folgender Fassung mitteilt:

Von manchman.

Manchman meint, er sig ouch ein man.
Wen aber manchman kumet, do manchman ist,
Manchman weisset nüt, wer manchman ist.
Wist manchman, wer manchman were,
Manchman det manchman ere.
Manchman wennet manchman sin
Und trittet her in grossem schin.
Wenn manchman kumet, do manchman ist,
So endowet manchman mitt einem fist.

Der gleiche Wortlaut kehrt in einer, vermutlich 1712 als Kriegsbeute an die Züricher Landesbibliothek gelangten, von dem nämlichen Schreiber gefertigten Handschrift (C 101/467), die auch einen 'Sermo de beatissimo Nemine' enthält, auf f. 162r wieder[5]). Lediglich der derbe, der sonstigen Überlieferung fremde Schlußsatz, den Kemly selbst nicht recht verstanden zu haben scheint, lautet hier sinnvoller: Do endaw manchman nitt einen

---

[1]) Schweizerisches Archiv für Volkskunde 20 (1916), 375.

[2]) Seine Personifikation bezeugt auch die oberdeutsche Substantivierung 'ein Mancher' (statt des heute üblichen 'manch Einer'); vgl. Grimm, DWb 6, 1530.

[3]) Nach dem Handschriftenverzeichnis der St. Gallener Stiftsbibliothek, das G. Scherrer 1875 in Halle drucken ließ, sind zwanzig, heute noch in der Klosterbibliothek aufbewahrte Handschriften von P. Gallus Kemly geschrieben. Näheres über seine Persönlichkeit ebd. S. 366f.

[4]) Vgl. Johann Jakob Werner, Beiträge zur Kunde der lateinischen Literatur des Mittelalters aus Handschriften gesammelt, 2. verm. Ausg., Aarau 1905, S. 215.

[5]) Vgl. Johann Jakob Werner, Über zwei Handschriften der Stadtbibliothek in Zürich, Aarau 1904, S. 173. Diese durch einen Anhang erweiterte Dissertation erschien auch 1905 zu Aarau unter dem Titel: Beiträge zur Kunde der lateinischen Literatur des Mittelalters aus Handschriften gesammelt. Zur Handschrift vgl. auch Ders. im Anzeiger für deutsches Altertum 15 (1889), 140—145.

fist[1]). Daß diese Verse volkstümliche Kurzreimdichtung jener Zeit waren, bezeugt eine abweichende Fassung in der bekannten, zu Ausgang des 15. Jahrhunderts entstandenen Priamelhandschrift der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel (Cod. 2. 4. Aug. 2°[2])), aus der bereits 1799 Johann Joachim Eschenburg unser Stück in seinen „Denkmälern altdeutscher Dichtkunst“ zum Abdruck brachte[3]):

Von einem weyssen man,
Manch man kumpt, do manch man ist,
Manch man weiß nicht, was manch man brist.
Wüßte manch man, wer manch man wär,
Manch man erböte manch man ehr.
Manch man frauen und priester ehrt,
Und seine kinder das beste lehrt,
Und schämt sich auch, wan er übel thut,
Der hat eins weissen mannes muth.

Möglicherweise sind diese zwei Fassungen selbst erst Schwellbildungen eines Vierzeilers, dessen erstes Reimpaar schwankt, während die beiden Endzeilen alter Festbestand zu sein scheinen. Einen jener Texte hat uns eine 1465 von Matthias Miller fertiggestellte, aus dem Dominikanerinnenkloster Maria-Medingen bei Donauwörth stammende Handschrift unter den Schreiberfüllseln zu Ende des Neunfelsenbuches des Straßburger Gottesfreundes Rulman Merswin überliefert. Danach hat F. K. Grieshaber 1864 den Wortlaut nebst zwei vorangehenden Zweizeilern und einem folgenden zum Abdruck gebracht[4]):

---

[1]) Zu den mannigfachen Lesefehlern Kemlys vgl. Ludwig Traube, Regula S. Benedicti, 2. Aufl., hsg. von H. Pleukers, München 1910, S. 36 (= Abhandlungen der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Bd. 25, 2. Abhandlung).

[2]) Karl Euling, Kleinere mittelhochdeutsche Erzählungen, Fabeln und Lehrgedichte, II. Die Wolfenbüttler Handschrift 2. 4. Aug. 2°, Berlin 1908 (= Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. 14: die sog. Wolfenbüttler Priamelhandschrift). Unser Text hier als 564. Priamel auf f. 133v.

[3]) Johann Joachim Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, Kap. 16: Priameln (S. 387—426); die Manchermannverse sind S. 425 als Nr. LXX abgedruckt. Friedrich Karl Frhr. von Erlach übernahm aus Eschenburg unseren Text in sein Buch 'Die Volkslieder der Deutschen', Bd. 1, Mannheim 1834, 224 (Nr. XXIX) mit dem Hinweis, daß sich die vier ersten Zeilen dieser Priamel bis auf unsere Tage im Mund des Volkes in folgender Abänderung erhalten haben: Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr. Weil mancher Mann nicht weiß, wer mancher Mann ist, Drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergißt.

[4]) Franz Karl Grieshaber, Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts, 2. Abt., Stuttgart 1846, S. VIII. Der von Grieshaber gebuchte Text wurde von späteren Schriften mehrfach übernommen. So bei Ernst Ludwig Rochholz, Alemanisches Kinderlied und Kinderspiel der Schweiz, Leipzig 1857, S. 30, Nr. 22, wo auch auf die Fassungen in Eschenburgs Denkmälern und im Liederbuch der Clara Hätzlerin verwiesen ist sowie auf verwandte Gedankengänge im Havamal und der Vigaglumssaga. Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, S. 302 (Nr. 1499) übernahm ebenso wie schon zuvor Georg Büchmann in seinen Geflügelten Worten (Berlin 1882, S. 414) die Quellenhinweise von Rochholz. Ein Abdruck der Fassung von 1465 auch bei August Stöber, Elsässisches Volksbüchlein,

Mench man sitzt by mengen man
Und waist nit, was mench man kan.
Und wist mench man, wer mench man wer,
Do but mench man menchem man zucht und er, Amen.

Viel verbreiteter erscheint aber jene zweite Vierzeilerfassung des 15. Jahrhunderts, die fast völlig der ersten Hälfte der aus der Wolfenbütteler Handschrift wiedergegebenen Priamel entspricht und in einer aus dem Kloster Thierhaupten stammenden Foliohandschrift der Münchener Staatsbibliothek (Clm 21077[1])) zu Ende von fünf deutschen Merkversen steht (f. 129va):

Manig man kumpt, da manig man ist.
Manig man wayst nit, wer manig man ist.
West manig man, wer manig man wer,
So tät manig man manigen man zucht und er.

Auch das berühmte, 1471 geschriebene Liederbuch der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin (Prag, Bibliothek des Nationalmuseums X A 12)[2]) enthält den gleichen Text als 16. Priamel (f. 5rb), schickt ihm jedoch noch eine Verszeile voraus, die einem Volkslied entnommen ist: 'Laid chomt vß lieb!' Ohne jenen, in Zusammenhang mit unserem Spruch wenig angebrachtem Auftakt finden wir die Manchermannverse mit geringen Abweichungen des Wortlautes und der Schreibung auch noch in anderen Handschriften. So gibt sie ein lateinischer, 1449 von Simon Batz aus Homburg an der Saar angekaufter[3]), vermutlich in Erfurt geschriebener Briefsteller (Lübeck, Stadtbibliothek, Ms. Var. 152) auf f. 238^r neben wenigen anderen, kleineren Aufzeichnungen in deutscher Sprache wieder[4]), so auch die Handschrift 4⁰ 565 der Thüringischen Landesbibliothek zu Weimar

---

Mülhausen 1859, S. 60, Nr. 241 sowie (ohne Herkunftsangabe) bei Anton Birlinger, Nimm mich mit! Kinderbüchlein. Freiburg i. B., S. 28, Nr. 26, und bei Gustav Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen, Siegen o. J. (1897), S. 117. Carl Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1909 (= Handbücher zur Volkskunde, Bd. 6), der den alten Text S. 134 gleichfalls abdruckt, bemerkt irrig, daß ihn Rulman Merswin selbst 1465 in seine Predigtbücher geschrieben habe.

[1]) Vgl. Catalogus Codicum Latinorum Bibliothecae Regiae Monacensis, Bd. II, 2 (1876), 295. Nach dieser Handschrift sind die Verse abgedruckt bei Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1, München 1872, Sp. 1605.

[2]) Carl Haltaus, Das Liederbuch der Clara Hätzlerin, Quedlinburg und Leipzig 1840 (= Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur, Bd. 8). Unser Stück ist auf S. LXIX, Nr. 12 abgedruckt. Vgl. auch Karl Geuther, Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin, Halle a. d. S. 1899.

[3]) Simon Batz war 1441 Baccalaureus in Erfurt, 1444 Magister artium, 1457 Rektor der Erfurter Universität und starb 1464 als Syndikus zu Lübeck. Zu seiner Bibliothek vgl. Theodor Gottlieb, Über mittelalterliche Bibliotheken, Leipzig 1890, Nr. 854.

[4]) Der Text ist nach dieser Handschrift abgedruckt von W. Wattenbach in Bartschs Germania 17 (1872), 184. Zu dem oft zitierten Codex vgl. besonders noch Anz. f. Kde. d. dtsch. Vorzeit, N. F. 20 (1873), 6—8, 33—36, 70—77; Karl Hampe in den Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 40 (1925), 189—204; Ders. in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1917, Abh. 6 und 1923, Abh. 8.

(f. 22 r), deren Herkunft unsicher ist, deren Schreibung aber bayrische Merkmale aufweist[1]). Auch hier scheint unser Text noch im 15. Jahrhundert niedergeschrieben zu sein, während andere Stücke dieses Codex auf Schreiberhände des 16., ja des 17. Jahrhunderts hinweisen. Nach 1600 treten dann die Manchermannverse vielfach schon zu jenem Zweizeiler abgeschliffen auf, der heute noch allgemein bekannt ist. Aus der Priamel ist ein Epigramm geworden, das man sich in Stammbücher schrieb, als Devise zulegte, und das wohl auch schon als Haus- und Wandspruch Verwendung fand. So liest man 'Wen Manch Man wiset, wer mancher Man wer, Thet Mancher Man Manchen Man große ehr' als 58. Spruch zwischen zahlreichen anderen deutschen und lateinischen Epigrammen in dem zwischen 1586—1619 geschriebenen Stammbuch des aus Nürnberg stammenden, in Leipzig Jurisprudenz studierenden Nicolaus Schleicher (London, Britisches Museum, Cod. Eg. 1206), und ein schlesisches Wappenbuch des 16. Jahrhunderts (Breslau, Stadtbibliothek, Cod. R. 690) führt unter den Wappensprüchen und Symbolen verschiedener, meist adeliger Herrn auf f. 199 v als Symbolum des Hans Müelich unseren Sinnspruch fast in der gleichen Form auf: 'Wüste manch Man wer Manch man wer, Mach [!] man thedt manchem Man groß ehr.' Auch 1762 finden wir unsere Merkverse noch in einem studentischen Stammbuch (Valcker aus Trarbach) wieder, das sich in der Jenaer Universitätsbibliothek erhielt[2]). Da in der obenerwähnten Lübecker Handschrift (Ms. Var. 152) den mit 'Item ex alio' überschriebenen Manchermannversen die Aufschrift für einen Ratssaal oder ein Gastzimmer vorausgeht, scheint der Schreiber unsere Sentenz gleichfalls als geeignet für eine Wandinschrift in einem öffentlichen Gebäude erachtet zu haben. Auch tritt sie uns späterhin in einer scherzhaften, im Holsteinischen volkläufig gewordenen[3]) Umdichtung im Brautzimmer des Lübecker Ratweinkellers entgegen:

Mennich Mann lude singet,
Wenn man em de Brut bringet.
Wußte he, wat man em bröchte,
He veel leever wenen möchte[4]).

Die verschiedenen, ersichtlich schon stark zersprochenen und zerdichteten, ja schließlich ins Travestierende gewandten Belege, denen sich zweifellos noch andere zugesellen werden, lassen als Vorbild eine spätestens gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts beliebt gewordene Priamel unbekannter Herkunft erkennen, die aus der Freude des Mittelalters an solchen, besonders in klösterlichen Kreisen gepflegten Wortspielereien herauswuchs. So kleideten sich lateinische wie deutsche Lehrsätze und Lebensregeln mit Vor-

---

[1]) Die Handschrift ist beschrieben bei Adalbert von Keller, Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert 3. Teil, Stuttgart 1859, 1453—63; unser Spruch Nr. 47.

[2]) Johannes Lewalter und Georg Schläger, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Kassel 1911, S. 374 (Anm. zu Nr. 488).

[3]) Rudolf Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten, Braunschweig 1898, Sp. 394.

[4]) J. Diermissen, Ut de Mußkist. Plattdeutsche Reime, Sprüche und Geschichten für Jung und Alt, Kiel 1862, S. 44, Nr. 203.

liebe in kurze Versformen, die, gleich unserem Manchermannspruch spielerisch die Stichworte wiederholen. Aus der Fülle solcher Beispiele sei hier nur je ein deutscher und ein lateinischer Sinnspruch herausgegriffen. In der angezogenen Züricher Handschrift C 101/467 gibt P. Gallus Kemly einen in seinem technischen Aufbau verwandten deutschen Zweizeiler (f. 51ʳ) wieder: 'Wenn nicht wirt zu icht, Do eracht daz selb icht vff niemand nicht', und die Baseler Handschrift A XI 67 (aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts) ermahnt: 'Tu nichil es, nisi deo; ergo deo! conspice, si deo. Prospicite cui deo; perdita multa vides'[1]). Dazu kommt weiterhin die Vorliebe der deutschen Priamelliteratur des 15. Jahrhunderts für die Verwertung der Worte 'mancher' und 'Mann', die schon dem flüchtigsten Durchblätterer der Wolfenbütteler Priamelhandschrift auffallen muß[2]). Die besonders glückliche, in ihren Wortspielen einprägsame Fassung unseres Reimspruches sowie die Bildhaftigkeit der Manchermanngestalt neben dem Jederman, Niemand und verwandten, in Ernst und Scherz schillernden Verpersönlichungen erklären ohne weiteres das zähe Leben unseres Merkspruches gegenüber anderen, gleichzeitig entstandenen und in Verse gebrachten Lebensweisheiten.

Für die Frage nach dem volkstümlichen Weiterleben der Manchermannverse vom 16.—20. Jahrhundert würde ein noch so zeitraubendes Aufspüren aller literarischen Einzelbelege kaum eine wesentliche Aufhellung bringen. Aber seine Verwertung zu Albumeinträgen, Devisen, Wandinschriften und schließlich sogar seine Aufnahme in die Ziegelsprüche[3]) sind sprechende Beweise seiner Volkläufigkeit. Doch beleuchtet diese Beliebtheit klarer als alles andere die Zahl der Legenden, die sich vom frühen 17. Jahrhundert bis in unsere Tage um die Entstehung unseres Sinnspruches ranken. Philipp Hainhofers Tagebuch von 1617[4]) gibt uns die erste Kunde einer solchen, mit dem Pfalzgrafen bei Rhein[5]) verknüpften Geschichte:

---

[1]) Vgl. Johann Jakob Werner, Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters. Sammlung mittellateinischer Texte, hsg. von Alfons Hilka, 3. Aufl., Heidelberg 1912, S. 98 (Nr. 48).

[2]) So (um wenigstens ein paar Belege zu geben) die 3. Priamel: Viel mancher will all welt anplerrn, Und seyn doch gegen ihr weiber narren. Was mancher ein woche gewinnen kann, Das wiert ihn sein ein feyrtag an. Priamel 24: Mancher dünkt sich ein weißer Mann; Hätt er so wenig, als ich han, Er wär ein narr gleich als ich bin. Die Priameln 44, 55, 60 beginnen: Welch man hat ein lehrknecht ... Welcher man seim ehlichen weib ist feind ... Welch man sich vor dem alter besorgt ... Und so weiter.

[3]) Lewalter und Schläger, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, verweisen S. 374 (in der Anm. zu Nr. 448) auf einen Ziegel zu Freiberg i. Sa. vom Jahr 1812, der unsern Spruch als Zweizeiler inmitten zweier anderer Zweizeiler enthält.

[4]) Philipp Hainhofers Reise-Tagebuch, enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahr 1617, Stettin 1834, S. 151f. (= Baltische Studien, Jg. 2, Heft 2, Stettin 1834).

[5]) Die Pfalzgrafenwürde war zu jener Zeit lediglich ein Ehrentitel der Kurfürsten, die das ehemalige Pfalzgrafengebiet (hier das rheinische) innehatten. Vgl. Carl Pfaff, Geschichte des Pfalzgrafenamtes nach seiner Entstehung und Bedeutung, Halle 1847, S. 91ff.

Am 23ten Oktbr. wider fortgerayset, zwischen Leipzig und Weißenfelß etliche Raysige in blawen Mänteln in 2. Truppen angetroffen ... Ein Wail hernach bekompt unß ain deckter Packwagen ohne Wappen, da fragen wir aber mahlen, wer diser raysende Herr mit sovil Pferden und Wägen seye, sagen die Fuhrleut, es seye ain Reingraf. In der Höhe haben wir auch aine Landkutschen fahren sehen, aber nit gewußt, daß sie hieher gehört. In der Mittag-Herberg zu Weissenfelß aber haben wir erst erfahren, daß es deß Churfl. Pfalzgrafen Drl. seyen, welche von Erfurt, aus Mangel der Postpferdt, auf einer Landkutschen unbekant nacher Berlin zu Th.Kündttauf fahren, und haben wir uns erst ambiguae et tectae responsionis des Packgutsker erinnert, daß diser raysende Herr ain Reingraf seye. Darüber ain anderer Gast in der Herberg diser Reumen erzehlt hat:

Wan mancher Mann wüßte, wer mancher Mann were,
So thete mancher Mann manchem Mann grose Ehre;
Weil aber mancher Man nit waiß, wer mancher Mann ist,
So bleibet ein Jedermann, der er ist.

Und noch: Jedermann vertrawe nit Jedermann;
Denn Jedermann waiß nit, Wer Jedermann ist.

Leitet auch dieser Bericht Hainhofers noch nicht unsere Verse aus jenem Erlebnis her, so bezeichnen spätere Legenden unmittelbar hohe fürstliche Persönlichkeiten als Schöpfer des Manchermannspruches: König (Kaiser) Sigismund (1368—1437), Jakob II. von England (1633—1701), Karl XII. von Schweden (1682—1718), Friedrich den Großen (1712—1786). Dabei verbindet sich die Legendenfassung, die die Sentenz auf den 1411 zum König gekrönten, nachmaligen Kaiser Sigismund bezieht, dem Schweidnitzer Keller im Breslauer Rathaus, an dessen Wänden neben allerlei anderen Spruchweisheiten noch heute eine verräucherte Tafel unsere Verse verkündet. Den ältesten Hinweis auf sie gibt uns eine handschriftliche Topographie Schlesiens aus dem 18. Jahrhundert, die sich unter den Handschriften der Breslauer Universitätsbibliothek (4 F 113b[1]) erhielt. In dieser 'Topographia seu Compendium Silesiae Persii. Begreift in sich nach der neuen Eintheilung Mittel Schlesien Darinnen die Fürstenthümer usw.' werden eine Reihe von Stubensprüchen angeführt, darunter S. 62 unter der Überschrift 'Vom Schweidnitzer Keller 1356' unsere Verse in der Fassung 'Wan mancher man wüste wer mancher mañ wäre, Manch man thäte manchen man größere Ehre'. Die hier vermerkte Jahreszahl dürfte selbst dann legendär sein, wenn die heutige, bestenfalls ins 18. Jahrhundert zurückzuführende Tafel eine ältere Inschrift ersetzt hat. Weiß doch keine der zahlreichen, früheren Breslauer Chroniken, die über die Raritäten des Schweidnitzer Kellers berichten, von ihr zu vermelden[2]). Doch muß sich

[1]) Eine Anfrage im Briefkasten der 'Münchener Hausfrau' 1914, durch die ich die Beliebtheit der Manchermannverse in Erwachsenenkreisen feststellen wollte, brachte Antworten, die den Spruch auf Jakob II., Karl XII. und Friedrich den Großen zurückführten, nicht aber auf Sigismund.

[2]) Ich verdanke diesen Hinweis ebenso wie die Kenntnis der Schriften Finks und Sittenfelds der steten Hilfsbereitschaft Josef Klappers, der die Breslauischen Chroniken des 16.—18. Jahrhunderts durchgesehen hat. Nach Hermann Markgrafs 'Kleineren Schriften zur Geschichte Schlesiens und Breslaus (Breslau 1915; S. 223 bis 239: Unser Schweidnitzer Keller vom 14. bis zum 20. Jahrhundert) berichten für die Jahre 1332—1392 lediglich Stadtrechnungen von seinem Dasein.

spätestens in der Zweithälfte des 18. Jahrhunderts der Spruchtafel eine Ursprungssage beigesellt haben. So berichtet Johann Ernst Fabris 'Elementargeographie oder des Semler-Schützischen Elementarwerkes zweyter Theil' (Halle 1786[1])): 'Im Ratskeller, der sonst auch der Schweidnitzerkeller heißt, fangen einige große, gewölbte Gänge an, die unter etlichen Straßen und Häusern weggehn. Die Breslauer erzählen: ein gewisser Kaiser hätte einmal verkleidet einen dieser Gänge besucht. Zum Andenken dieser Begebenheit zeigt man noch eine große, weiße Tafel, auf welcher mit schwarzen Buchstaben geschrieben ist: ‚Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre, Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre'.' Ohne auf die hier geschilderten Einzelheiten und besonders die Wanderung durch die unterirdischen Gänge einzugehen, ist Fabris' Hinweis von Carl Adolph Menzel in seine 'Topographische Chronik von Breslau' (1805/06; S. 200) bei der Erwähnung der sechs hölzernen Inschrifttafeln mit Verhaltungsmaßregeln für die Gäste oder allgemeinen moralischen Sentenzen übernommen worden. Auch eine erst 1840 in Breslau erschienene Flugschrift von 20 Seiten 'Der Schweidnitzer Keller in Breslau und das Baierische Bier', die unsere Spruchtafel neben anderen als über der Tür des Saales rechts der Treppe hängend bildmäßig wiedergibt, bemerkt dazu lediglich: 'Es soll der Spruch sich auf den Besuch eines Kaisers im Keller beziehen, der unerkannt einst hier schnöde behandelt ward und deshalb die Tafel zum Andenken aufzuhängen befahl.' In dieser allgemeinen Form lebte die Legende im Volksmund weiter, so daß auch Richard Kühnau in seinen Breslauer Sagen[2]) den Spruch, der an der Treppe zum Schweidnitzer Keller zu lesen sei [!], nur ganz allgemein kommentiert: 'Eine Sage behauptet, daß einmal ein Kaiser — es wird nicht gesagt, welcher — den Schweidnitzer Keller unbekannt besuchte und dabei eine recht schnöde Behandlung erfahren habe. Zum Angedenken dessen sei der Spruch angebracht worden.' Ersichtlich war es in der Ersthälfte des 19. Jahrhunderts weniger die Entstehungsgeschichte als die moralische Lebensweisheit der Manchermannverse, die der Wandtafel Beachtung verschafften. So hat ihnen schon 1800 Georg Gustav Fülleborn im ersten Jahrgang seiner Wochenschrift 'Der Breslauische Erzähler' (S. 665—668) eine nachdenkliche Betrachtung gewidmet in der Überzeugung, daß jene Verhaltungsregel nicht nur im Schweidnitzer Keller hängen solle, sondern überall da, wo Menschen zusammen kommen, die einander nicht persönlich kennen. Dabei verweist er die Knaben und Jünglinge auch noch auf eine Reihe anderer Kernsprüche, die er als beachtenswerte Vorschriften für das ganze Leben empfiehlt. So scheint sich die weitere Entwickelung unserer Legende (von der Fülleborn überhaupt keine Notiz nahm) und damit die Verknüpfung mit König Sigismund erst in der Zweithälfte des 19. Jahrhunderts unter mehr oder minder gelehrtem Einfluß vollzogen zu haben. In der 'Geschichte der landesherr-

[1]) = Neues Elementarwerk für die niederen Klassen lateinischer Schulen und Gymnasien, zweyter Theil. Geographisches Lehrbuch für die ersten Anfänger oder die unterste Klasse. Zwote verbesserte Auflage, Halle 1786, S. 92.

[2]) Richard Kühnau, Breslauer Sagen, Breslau 1926, S. 65, Nr. 37.

lichen Besuche in Breslau' (Breslau 1897, S. 30) von Erich **Fink** findet sich folgende Darstellung: 'Trotz seiner Strenge wird ihm [d. i. dem König] nachgerühmt, daß er wie sein Vater [= Karl IV.] es geliebt habe, sich unter die Bürger zu begeben und unerkannt ihren Gesprächen zu lauschen. Dieser Gewohnheit soll sich Sigismund auch in Breslau hingegeben haben und ihm dabei folgendes, wenn auch keineswegs verbürgtes Histörchen begegnet sein. Eines Tages hatte er sich wieder allein an einem Tisch im Schweidnitzer Keller niedergelassen, als er vom Nebentisch vernahm, wie einige Breslauer ihrem Unmut über ihn in unzweideutiger Weise Worte liehen. Nachdem er sein Bier ausgetrunken, soll er nun, wie die Fama erzählt, vor dem Weggehen auf seinen Platz die allbekannten Worte geschrieben haben: Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, Gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.' Eine letzte, dichterische Ausgestaltung dieser Sage knüpft in jene Szene das Lümmelglöcklein des Schweidnitzer Kellers ein, das schon Fülleborn im gleichen Jahrgang seiner obenerwähnten Zeitschrift (S. 644ff.) zu verwandten moralischen Betrachtungen wie die Manchermannverse veranlaßt hatte, die in einem scherz-ernsthaften Vorschlag seiner Einführung in die gesellschaftlichen Unterhaltungen gipfelten. In seinem Gedichtband 'Schlöi'sches Quellbündel' (2. Aufl., Breslau 1905, S. 49) schildert Ludwig **Sittenfeld**, wie Kaiser Sigismund bei einem stillen Trunk 'Schöps' von den Bürgern geschmäht und schließlich nach dem dreimaligen Läuten der Lümmelglocke vom Hausknecht aus dem Keller gewiesen wurde:

Doch kaum war er fort, entdeckte
bald der Schenke, fein geschnitzelt,
mit dem Messer eingekritzelt,
was den Bürger arg erschreckte!
Von geschickter Meisterhand
deutlich dort zu lesen stand:
‚Wenn mancher Mann wüßte,
wer mancher Mann wär,
tät mancher Mann manchem
wohl manchmal mehr Ehr!'
Und erst laut — vor Schreck, dann leiser
tönt es aus der Bürger Reihn:
‚Der das schrieb, das war der Kaiser;
möge Gott uns gnädig sein!''

Und der Kaiser war genädig,
hieß von Buße alle ledig.
Nur zum Angedenken ward
an dem altberühmten Orte
mit des Kaisers nützgem Worte
eine Tafel aufbewahrt. —

Lange diese Tafel blieb,
— weil ein Fürst im Keller rar ist —
bis ein Zweifler drunter schrieb:
Wer weiß, ob's auch wahr ist[1]).

[1]) In Wirklichkeit steht dieser letztere Sinnspruch, der sich neben den Manchermannversen als 'Eulenspiegels Spruch' einer besonderen Beliebtheit erfreut, auf einer

Noch unklarer als die Beziehung auf König Sigismund liegen die Verknüpfungen unseres Spruches mit Herrschern des 17. und 18. Jahrhunderts. Doch scheint der zuerst 1903 in Halle a. d. S. erschienene 'Deutsche Zitatenschatz' des David Haek die Verbindung mit Jakob II. wachgehalten zu haben: 'Manche schreiben dieses Sprüchlein König Jakob II. von England zu, der es — natürlich in englischer Sprache — einem groben Wirt, bei dem er unerkannt einkehrte, beim Entfernen auf den Tisch schrieb. Aber ähnliches wird auch von manchem anderen erzählt. Als Inschrift befindet es sich auch im Schweidnitzer Keller zu Breslau[1]).' Lediglich einer Münchener Antwort auf die oben (S. 142, Anm. 1) erwähnte Rundfrage verdanke ich den Hinweis, daß auch die Gestalt Karls XII. von Schweden sich unserer Legende einbezog. Schreibt doch der betreffende Einsender:

'Ich berichte, was ich über jenen Ausspruch weiß, ohne aber bestimmt versichern zu können, daß das, was ich erzähle, wirklich sich zugetragen hat. König Karl XII. von Schweden, der bekanntlich ein gewaltiger Kriegsheld war, machte den Russen sehr viel zu schaffen. Nach einer verlorenen Schlacht irrte er lange Zeit im Walde umher und war glücklich, nach langem vergeblichen Suchen ein einsames Gehöft zu finden, das von einem Bauern bewohnt war. Derselbe empfing ihn nichts weniger als liebenswürdig, nahm ihn aber doch auf und bot ihm für die Nacht ein primitives Lager, nicht ohne zu murren über die Mühe und Arbeit, die so ein Reitersmann verursache. Der König gab sich seinem Untertanen nicht zu erkennen, und da er fürchtete, verfolgt und bei dem Bauern entdeckt zu werden, machte er sich in aller Frühe, ehe der Bauer erwachte, auf und davon. Beim Verlassen des Hauses schrieb er an die Türe: ‚Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.' Natürlich schrieb er das nicht in deutscher Sprache und auch wohl in anderm Wortlaut; woher die drollige deutsche Übersetzung stammt, weiß ich nicht.'

Wirken und Gestalt des kurfürstlichen Pfalzgrafen bei Rhein, des deutschen Kaisers Sigismund, des englischen Königs Jakob II. und des schwedischen Herrschers Karl XII. sind längst dem Gedächtnis des deutschen Volkes entschwunden, so daß es nicht wundernimmt, wenn unsere Legende auf eine andere, sagenerfülltere Persönlichkeit, auf Friedrich den Großen abwanderte. Zwar wissen die älteren, sich um Friedrich II. rankenden Anekdotensammlungen noch nichts von unseren Manchermannversen zu berichten[2]), doch scheint im späteren 19. Jahrhundert schon eine der auf

anderen Wandtafel des Schweidnitzer Kellers. Die Merkwürdigkeit, daß Sittenfeld glaubte, die Spruchtafel sei verschwunden, wiederholt sich bei Karl Rother, Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten (Breslau 1928), der beim Abdruck unseres Spruches (S. 238) bemerkt: 'Soll im Schweidnitzer Keller in Breslau gestanden haben.' Johann Georg Theodor Grässes Sagenbuch des Preußischen Staats, Bd. 2, Glogau 1871, erwähnt nur kurz (S. 1621) unseren 'Spruch im Schweidnitzerkeller an der Wand' unter den 'Spöttereien', indem er einen 'Die Wahrzeichen von Breslau' betitelten Aufsatz von G. Schäfer in der Illustrierten Zeitung von 1858 (S. 194) zum Wiederabdruck bringt.

[1]) Vgl. D. Haek, Deutscher Zitatenschatz, Halle a. d. S. o. J. (1913) (= Ideal-Bibliothek, Bd. 5), S. 257, Nr. 2022.

[2]) Zum Beispiel: Neue Sammlung von Anekdoten und Karakterzüge (!) aus dem Leben Fridrichs (!) des Zweiten, Königs von Preußen. 4 Bdchn., Küstrin 1788—90; Kleine Sammlung verschiedener Anekdoten, welche sich unter dem 46. Regierungsjahr König Friedrichs II. zugetragen haben. Neue verbesserte Auflage, Berlin 1806;

den Alten Fritz bezüglichen Fassungen gebucht zu sein. Wenigstens betonen drei der wiederholt erwähnten Einsendungen auf die Anfrage in der 'Münchener Hausfrau' (1914) die Verfasserschaft Friedrichs des Großen, wobei sie die Anekdote wiederum in den Schweidnitzer Keller verlegen. Dabei gibt einer dieser Berichte als Quelle seines Wissens das im Verlag von E. F. Thienemann in Gotha erschienene Lesebuch von Theodor Kriebitzsch (1819—87) an. Dieses 'Lesebuch für deutsche Lehrerbildungsanstalten', das der unermüdliche, weit wirkende pädagogische Schriftsteller Theodor Kriebitzsch[1]), der seit 1860 Direktor der Städtischen höheren Töchterschule in Halberstadt war, gemeinsam mit dem Erfurter Seminardirektor Dr. C. Kehr[2]) herausgab, erschien in seinen ersten drei Bänden 1874, im vierten ein Jahr darauf. Auch fertigte Kriebitzsch seit 1876 noch einen umfänglichen Ergänzungsband: 'Zum Lesebuch. 300 Lesestücke, poetische und prosaische, mit Auslegungen für den Schulgebrauch', von dem 1881 eine zweite Auflage vorlag. Eine Durchsicht dieser fünf Bände ergab, daß ihre Erstauflagen die Manchermannerzählung nicht enthalten[3]), doch bleibt die Möglichkeit, daß sie in späteren Bearbeitungen Aufnahme fand, bestehen, da die einzelnen Bände zahlreiche Auflagen (wenigstens zwischen 10—19) erlebten. Wie sich unabhängig vom Schweidnitzer Keller, aber auf Schlesien bezogen, die Anekdote im Volksmund erhielt, zeigt ein 1926 von Gustav Friedrich Meyer aus dem Munde eines blinden (1856 geborenen) Reepschlägers zu Großenbrode (Kr. Oldenburg) aufgezeichneter Beleg[4]):

'De ol Fritz is mal as Handwarksbursch na Schlesien kamen. In de een Stadt geiht he na so'n lütt Wirtschaft rin un lett sik to eten un to drinken geven. Dar kamt noch mehr un de wunnert sik je öwer. Wat he von Kunn is? fragt se. Dat will he ni segg'n, un do krigt se em bi'n Kragen un smiet em rut. Do seggt he: ,Wenn

---

Sammlung von Hundert und Zwanzig der interessantesten und witzigsten Original-Anekdoten von Friedrich dem Großen und Napoleon. 2. durchges. Aufl., Quedlinburg und Leipzig 1837; Anekdoten von Friedrich dem Großen, dem Alten Fritz, Bielefeld o. J. (1876). Auch die (1789 von Ciaramelli auch ins Italienische übertragenen) 17 Bändchen 'Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten', Berlin 1786—89 (1.—3. Aufl.) kennen unsere Legende nicht.

[1]) Über den Mann und sein Werk vgl. Paul Kriebitzsch (Lehrer am Gymnasium in Prenzlau), Karl Theodor Kriebitzsch. Sein Leben und seine Schriften. Halberstadt 1888.

[2]) C. Kehr, der 1885 starb, war bis 1873 Seminardirektor in Halberstadt. Hier wirkte auch Kriebitzsch von 1850—60 als erster Lehrer.

[3]) Die herzogliche Bibliothek in Gotha, die allein die fünf Bände in Erstdrucken besitzt, stellte mir diese freundlichst zur Verfügung. — Auch in den mir vorliegenden Ausgaben anderer Schulbücher Kriebitzschs fand sich die Manchermann-Legende nicht vor. So im Leitfaden und Lesebuch der Geschichte für Schulen in 4 Stufen, Berlin 1866 (5. Aufl. 1882); Lehr- und Lesebuch zur Literaturgeschichte, vornehmlich für Seminarien usw., Leipzig 1851 (5. Aufl. Berlin 1878; 7. Aufl. Bielefeld und Leipzig 1898); Allgemeine Geschichte in Sprüchen und Gedichten, Erfurt und Leipzig 1850 (späterhin völlig umgearbeitet: 'Gedichte und Sprüche zur Geschichte, 2. Aufl., Breslau 1887); Allgemeine Geschichte in Charakterbildern, Magdeburg 1852/53.

[4]) Ich verdanke den im Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung befindlichen Text dem Leiter dieses Archivs, Dr. Gottfried Henßen.

mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.'

In die Sprichwörtersammlungen des 19. Jahrhunderts fanden die Merkverse vom Manchermann vielfach Aufnahme. Wilhelm Körte hat sie 1837 sowohl als Zweizeiler wie als Vierzeiler gebucht, wobei die vollere Fassung sich eng an den oben aus der Thierhaupter Handschrift des 15. Jahrhunderts wiedergegebenen Text anschließt[1]), und K. F. W. Wander hat danach den Wortlaut in sein 'Deutsches Sprichwörter-Lexikon' übernommen[2]). Andere Sammlungen stützen sich auf ältere, literarische Belege, so Franz Tetzners 'Deutsches Sprichwörterbuch'[3]) auf des Freiherrn von Erlach Vierzeilerfassung aus dem Volksmund, Georg Büchmanns 'Geflügelte Worte'[4]) auf den von Grieshaber mitgeteilten Text von 1465. Dagegen gibt Franz von Lipperheide[5]) den heute geläufigsten Zweizeiler nebst einer Verweisung auf die Inschrift im Schweidnitzer Keller. Für die niederländische Sprache bezeugt den Spruch Harrebomée[6]) in der Form: 'Zoo menig man wist, wat menig man is [!], menig man deed menig man groote eere', wobei er den Text einer 1550 zu Campen gedruckten Sprichwörtersammlung entlehnt[7]). Eine Reihe verwandter Merksätze, die sich mit dem Allmann und Vielmann, dem Mehr- und Mindermann, dem Ander-, Höher- und Niedermann befassen, weisen auf die Beliebtheit solcher Verpersönlichungen in den Niederlanden bis zu unseren Zeiten hin[8]).

Über den Zeitpunkt, zu dem die Manchermannverse in den Kindermund eindrangen, sind wir uns weniger klar als über die Gründe ihrer besonderen Beliebtheit im Kreis der jugendlichen Sprechübungen, der 'Zungenbrecher' und 'Zungenknacker'. Während die ältesten Sammlungen der Kinderlieder und -spiele unseren Spruch noch nicht aufführen[9]), beziehen

---

[1]) Wilhelm Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, Leipzig 1837. Nr. 4052: Es kommt Mancher, der Mancher ist / Nicht weiß Mancher, wer Mancher ist: / Wenn Mancher wüßte, wer Mancher wär / Er thät ihm größere Gunst und Ehr.'

[2]) K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon 3, Leipzig 1870, 358.

[3]) Franz Tetzner, Deutsches Sprichwörterbuch, Leipzig o. J., S. 212.

[4]) Georg Büchmann, Geflügelte Worte, Berlin 1882, S. 414.

[5]) Franz von Lipperheide, Sprichwörterbuch, München 1909, S. 586.

[6]) P. I. Harrebomée, Spreekwoordenboek der Nederlandsche Taal, 1. Deel (Utrecht 1858), S. 174.

[7]) Gemeene Duytsche Spreckwoorden: Adagia oft Prouerbia ghenoemt. Seer ghenuechtlich om te lasen, ende profijteclich om te weten, allen den ghenen, die da wijslik willen leren Spreken ende Schrijuen, 1550, bl. 3. Über die Beziehung dieser Sammlung zu der des Johannes Agricola (der die Manchermannverse nicht aufführt) vgl. Friedrich Latendorf, Agricolas Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammlungen ,Schwerin 1862.

[8]) Zum Beispiel: Allmans vriend is veelmans gek — Als hoogerman komt, moet lagerman buigen — Als meerderman komt, moet minderman wijken — Beter een andermans vrouw, den zelf verlegen, usw.

[9]) So noch nicht bei Karl Simrock, Das deutsche Kinderbuch, Frankfurt a. M. 1848, wiewohl hier schon andere Sprechübungen aufgeführt sind. Wohl aber stehen die Manchermannverse in der dritten, vermehrten, 1879 zu Basel erschienenen Auflage als Nr. 1073 auf S. 308.

ihn spätere meist ihren Sprechübungsbelegen, bald als Vierzeiler[1]), bald als Zweizeiler[2]), ein. Vereinzelt findet man auch beide Fassungen nebeneinander[3]), ganz selten eine mundartliche Wiedergabe[4]). Dabei stellten die Mehrzahl der Sammlungen unseren Spruch unter die 'Schnellsprechübungen', während andere weitsichtiger von Zungenübungen, 'Sprechübungen und Buchstabenscherzen'[5]), von 'Zungenreimen und Sprachscherzen'[6]) und von 'Kinderlinguistik'[7]) reden oder ihn einfach in einem Kapitel 'Sprachliches' unterbringen[8]). Die überwiegende Menge der unter diesen Stichworten vereinten Kindersprüche sind reine Scherzbildungen, bei denen alle Worte (oder doch die meisten) mit dem gleichen Buchstaben beginnen, wie etwa: Mein Meister Müller Michel mahlt meiner Mutter Mehl, Weil mir meine Mutter morgen Milchmus und mangs Mütscheli machen muß[9]) — Wir Westerwälder Waschweiber wollen weiße Windeln waschen, wenn wir wüßten, wo warmes Wasser wäre[10]) — 'Sechzig Säcke voll sächsischer Schuhzwecken' oder 'Sechsundsechzig sechseckige Schusterschuhzwecke'[11]). Manche dieser gekünstelten Satzgebilde sind erst durch Wortwiederholungen in umgekehrter Reihenfolge zu zungenbrecherischen Schnellsprechübungen geworden: Hinner Hanne Henrichs Haus hängen hundert Hemde haus /

---

[1]) Zum Beispiel bei Aus dem Kinderleben. Spiele, Reime, Rätsel. Oldenburg 1851, S. 60; Simrock, a. a. O.; Fr. Frischbier, Preußische Volksreime und Volksspiele, Berlin 1867, S. 418; Eduard de la Fontaine, Die luxemburger Kinderreime, Luxemburg 1877, S. 137, Nr. 541; Hermann Dunger, Kinderlieder und Kinderreime aus dem Vogtlande, 2. verm. Aufl., Plauen i. V. 1894, Nr. 227; Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1879, S. 302, Nr. 1499; W. Knapp, Kinderreime im Nassauer Lande, Aumenau (Lahn) 1909, S. 85, Nr. 8.

[2]) Zum Beispiel bei E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz, Leipzig 1857, S. 30, Nr. 22; Joh. u. G. Gierl, Das Kind der Natur bei Lust und Spiel: Das Bayerland, Bd. 6 (1895), 256; Gustav Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen. Aus dem Volksmund gesammelt. Siegen o. J. (1897), S. 73, Nr. 238; Albert Brenner, Baslerische Kinder- und Volksreime, 2. verm. Aufl., Basel 1902, S. 84 (die erste, anonym erschienene Auflage enthält den Spruch noch nicht); J. Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder und Kinderreime, Frankfurt a. M. o. J. (1909), S. 71.

[3]) So bei Karl Wehrhan, Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel, Wiesbaden 1929, S. 145, Nrn. 2304—2306. Hier auch eine späte Variante der Zweizeilerfassung: Wenn mancher Mann wüßte, was mancher Mann wüßt (!), Wär mancher Mann weniger als er jetzt ist.

[4]) de la Fontaine gibt a. a. O. den Luxemburger Text: Wa muonchere wesst, wat muonchere weer / Mech muonechmet muoncheren muoncherengen / Do muonchere net wes, we muoncheren as, Get muonechmol muoncherengen muoneches ferwass.

[5]) Brenner, Baslerische Kinder- und Volksreime, S. 84 (1. Aufl. S. 81).

[6]) Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder, S. 71.

[7]) Nürnberger Kinderlieder: Das Bayerland 1 (1890), 383.

[8]) Aus dem Kinderleben, Oldenburg 1851, S. 60.

[9]) Birlinger, a. a. O. S. 28, Nr. 25.

[10]) Simrock, Kinderbuch, 3. Aufl. S. 309, Nr. 1084. Die Sprüche zeigen zum Teil kleine landschaftliche Abweichungen. So heißt es in Österreich: Wir Wiener Wäscheweiber wollen weiße Wäsche waschen usw.; vgl. Hildegard Zoder, Kinderlied und Kinderspiel aus Wien und Niederösterreich, Wien 1924, S. 50, Nr. 125.

[11]) Wehrhan, Frankfurter Kinderleben, S. 147, Nr. 2345, 2347.

hundert Hemde hänge haus hinner Hanne Henrichs Haus[1]). Doch zeigen andere, daß diese ganze Gattung ursprünglich der Freude an einer ins Spielerische überzogenen alliterativen Redebildung entsprungen ist, die zu den in der Renaissance als Kunststücke besonders geschätzten literarischen Versuchen von Textbildungen führte, bei denen jedes Wort mit dem nämlichen Buchstaben anhebt; Versuchen, die auch heute noch, wie ständig wiederkehrende Zeitungsmeldungen bezeugen, in den verschiedensten Ländern (und besonders in Amerika) ihre genügsamen Liebhaber finden und schließlich ihre Weiterbildung in den Sprachscherzen unserer Kinder erlebten. Gerieten so auch unsere Manchermannverse mit ihrer Wiederholung der M- und W-Worte in diese Gruppe kindlicher Sprechspiele, so stehen sie als ernsthafte Lebensregel auch hier etwas abseits, nachdem außer ihnen nur noch ein Sinnspruch unter diesen Zungenübungen bekannt ist: Wenn wir wären, wo wir wollten, wo wären wir wohl? Wir wären wohl weiter, weder wo man wohl wüßt[2]). Mit dem Verebben der moralischen Kernsprüche, die über die Biedermeierzeit hinaus noch bis in die Tage unserer Eltern oder Großeltern weithin das Leben beherrschten, sind auch die Manchermannreime im Mund der Erwachsenen ziemlich außer Kurs gekommen. Aber die Lebenserfahrung, die sie geschaffen, drängt sich, zeitloser, resignierender Alterserkenntnis entsprossen, nach wie vor in den gleichen einprägsamen Worten ans Tageslicht: Wenn mancher Mann wüßte . . .!

Zur Entstehungsgeschichte eines Volksbuches vom Schinderhannes.

Von Otto Stückrath, Wiesbaden-Biebrich.

(Mit einer Abbildung.)

Zweifellos sind Jugendeindrücke, Erlebnisse um den längst geköpften Johannes Bückler, genannt Schinderhannes, schuld daran, daß ich aufhorchte, so oft mir der Name dieses merkwürdigen Landsmannes begegnete, und mich mehrere Male mit ihm und der um ihn spukenden Literatur beschäftigte[3]).

Bis in unsere Tage hinein bewährt sich die werbende Kraft, die dem Namen Sch. innewohnt; man braucht nur daran zu erinnern, daß das Volksstück Wilhelm Reuters: „Schinnerhannes, de rheinisch Räuwerschelm"

[1]) Ebd. S. 144, Nr. 2272.

[2]) Anton Birlinger, a. a. O. S. 27, Nr. 23. Verkürzt und klarer bei Joh. und G. Gierl, a. a. O. S. 256: Wenn wir wären, wo wir wollten, wer weiß, wo wir wären?

[3]) O. Stückrath, Der Schinderhannes im deutschen Volksliede. Mitt. d. V. f. nass. Altertumsk. u. Geschichtsf. 16, 94—98; Ein unbekannt gebliebenes Schinderhanneslied. Nass. Heimatbl. 32 (1931), Heft 1/2; Eine Schinderhannessage und ihre frühere Vorlage. Heimatbl. f. d. Unterlahnkreis 6 (1931), Nr. 9; Der Schinderhannes und die Schinderhannesliteratur. Der Taunus 15 (1930), Nr. 10, 12; 16 (1931), Nr. 1—8 und 12.

in diesem Jahre an den verschiedensten Orten des Gaues aufgeführt wird, daß — um im engeren Kreise zu bleiben — Karl Hergert[1]) erst vor kurzem über ihn schrieb, daß Studienrat Dr. Heiler im Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung im Dezember 1937 einen Vortrag über den „geschichtlichen" Sch. gehalten hat. Der Sch. ist also noch lebendig durch eine um ihn entstandene und noch entstehende Literatur, ist aber auch noch zu finden in der mündlichen Überlieferung, die nach ihm Spiele benennt, Raben als „em Sch. sei Dauwe" anredet, einen ungeschickten Schlächter als „de reinste Sch." bezeichnet, schließlich aber auch in jedem übermäßig rohen Menschen einen Sch. sieht[2]). Nimmt man dazu, daß sich an eine Reihe von Örtlichkeiten sein Name knüpft, die Sage um ihn noch lustig weiterwuchert, so ist der Sch., diese geschichtliche Persönlichkeit auf sehr realem Hintergrunde, doch noch ein außerordentlich gegenwartnahes volkskundliches Problem. Es ist heute noch nicht die Zeit gekommen, in einer Gesamtschau über ihn und alles das, was ihn umwittert, zu schreiben und so einen Beitrag zu liefern zu einem Kapitel volkstümlicher Heldenverehrung, die sich vornehmlich auf literarische Darstellungen gründet und nach geschichtlicher Wahrheit weder fragt noch strebt. Sie nimmt ihren Anfang nach der Mannheimer Uraufführung von Schillers „Räubern" und ist mit Recht als „ein Räuberfieber"[3]) bezeichnet worden, das durch die deutsche Geisteswelt ging, „ein Fieber, das die wunderlichsten, uns heutzutage kaum noch verständlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der literarischen Produktion im Gefolge hat". Im Verlaufe dieses Fiebers trat dann Johannes Bückler als wahrhaft geschichtliche Persönlichkeit ein, und eine nicht unbedeutende Literatur knüpft sich an seinen Namen. Man begegnet ihm in Lebenserinnerungen[4]), Reisebeschreibungen[5]), Dramen[6]),

---

[1]) Schinderhannes im Nassauer Land. Alt-Nassau 1937 Nr. 6.

[2]) Frdl. Mitt. des Hessen-Nass. Wörterbuches, Marburg a. L. und eigene Erhebungen.

[3]) W. Rullmann, Die Bearbeitungen und Nachahmungen von Schillers „Räubern" (1782—1802), Berlin 1910. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte Bd. 15 S. XII.)

[4]) C. Friederich, Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers (Tübingen 1848/49) 1, 162—168; O. Funke, In der Schmiede Gottes (Potsdam 1930) S. 31; E. Frommel, Aus der Familienchronik (Stuttgart 1913) S. 25; Fenner v. Fenneberg, Ein paar Blätter von einem Todtenbaum (Marburg 1850).

[5]) A. Klebe, Reise auf dem Rhein (Frankfurt a. M. 1806) 2. Aufl. S. 63, S. 105f.; J. W. Spitz, Das malerische und romantische Rheinland 2 (Düsseldorf 1838), 75 u. 130; M. E. Texier, Voyage pittoresque sur le bord du Rhin (Paris o. J., etwa 1858) S. 223f.; Geschichte und Beschreibung der Rheingegenden zu Mainz bis Cöln. Mit 10 Stahlstichen. Neue Ausgabe (Stuttgart 1850) S. 13/14.

[6]) In Kotzebues Lustspiel: Die deutschen Kleinstädter (1803) bemerkt der dichtende Vize-Kirchenvorsteher Staar, der eine Lesebibliothek hat und folglich die Welt kennt, der die neuen Romane alle las und folglich das menschliche Herz kennt, „Die weinerlichen Romane sind aus der Mode, ich brauche sie nur noch in meiner Gewürzbude. Räuber müssen es sein, Banditen! . . . Schade nur, daß unsere Dichter so wenig Patrioten sind, und immer nur Italiener verewigen. Wir haben doch auch einen Käsebier! einen Schinderhannes und wie die großen deutschen Männer alle

Gedichten[1]), Erzählungen[2]), selbständigen romanhaften Bearbeitungen seines Lebens[3]), kriminalistisch-biographischen Darstellungen[4]) und in un-

heißen" (S. 4/5); das Berliner Conversationsblatt von 1829 berichtet S. 243: „Gewiß haben die Pariser davon gehört, welchen schwärmerischen Enthusiasmus ihr Cartouche auf den deutschen Bühnen gemacht hat. Aus angeborner Galanterie haben sie dafür auf ihrer Bühne den, welchen Deutschland mit Stolz den seinen nennt, den großen Schinderhannes, auftreten lassen. In einem, nach Schillers Räubern zugestutzten Melodram, die Rothköpfe, tritt als Hauptperson Schinderhannes auf. Da das Stück in dem Cirque olympique aufgeführt wird, fehlt es nicht an Gefechten zu Pferde"; H. W. Hillers, Julchen und Schinderhannes. Volksstück in fünf Akten (Potsdam 1926); F. Osterroth, Am Marterpfahl der Sioux oder Ein Mädchenraub im Wilden Westen. Ein Schmökerspiel (Berlin 1930); W. Reuter, Schinnerhannes, de rheinisch Räuwerschelm. Volksstück in fünf Akten in nassauischer Mundart. Montabaur o. J. (1927); J. M. Velter, Schinderhannes. Tragödie (1927); C. Zuckmayer, Schinderhannes. Schauspiel (Berlin 1927); J. S. Lechner, Die Räuber am Rhein oder der berüchtigte Schinder Hanns (1803), Hs. im Städt. Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg; Die letzte Unterredung des Johannes Bückler fulgo Schinderhannes mit seiner geliebten Julie oder der letzte Abschiedskuß (Mainz den 20. Nov. 1803). Der Schinderhannes in: J. J. Ammann, Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde 3 (Prag 1900), 27—52; Johannes Pückler oder Der Schinderhannes. In: Deutsche Puppenspiele, hsg. von R. Kralik und J. Winter (Wien 1885) S. 243—280; F. Behrend, Ein Oberstdorfer Fastnachtspiel vom Schinderhannes. ZVfVk. 12 (1902), 326f.; F. J. Ehleuter, Das Allgäuer Volkstheater in alter und neuer Zeit (Kempten 1932) S. 29, 63ff. Im Fasching 1913 wurde nach mündl. Mitteilung zu Kiefersfelden im bayr. Inntal ein Sch.-Spiel gegeben, das ein etwas blutiges Ende fand. Ein „Lustspiel" Sch. enthielt 1827 der Spielplan einer Liebhabergesellschaft in Striegau (Schlesien). (Frdl. Mitt. von Dr. Hans Moser-München.)

[1]) J. K. Grübel, Schinderhannes. Gedicht in bayerischer Mundart. 1798 (Nürnberg?); Heines Werke, hsg. v. Elster 1, 24; Klaus Groth, Ges. Werke (Kiel-Leipzig 1893) 1, 167.

[2]) Erwähnt bei W. H. Riehl, Neues Novellenbuch (Stuttgart 1899) S. 298 in „Die Dichterprobe"; C. Schmauch, Die Hundsgasser (Freiburg i. B. 1933) S. 36; B. v. Brentano, Dies Buch gehört dem König (Propyläen-Verlag Berlin 1921 Bd. 6 mit angeblichen Äußerungen der Frau Rat Goethe über Sch.); O. Anthes, Sch. in Miehlen. Alt-Nassau 1929 Nr. 6; Ph. Dönges, Wilderer und Räuber. Eine Erz. aus dem Nassauischen. Nass. Allg. Landeskalender 1885 S. 33f; G. Lang, Aus dem Volksleben in Hessen vor 100 Jahren. 2. Aufl. (Darmstadt 1915) S. 11, 21, 128, 194/195; J. F. Perkonig, Der Sch. zieht übers Gebirg (München 1935); O. Schupp, Der Postraub in Würges (Wiesbaden 1873); W. Wittgen, Belohnte Treue. Nass. Allg. Landeskalender 1901 S. 33f ; G. Pfarrius, Zwischen Soonwald und Westrich (Kreuznach 1861); darin „Bastel Jakob".

[3]) I. F. Arnold, Der berühmte Räuberhauptmann Sch., Bückler genannt. Ein wahrhaftes Gegenstück zum Rinaldo Rinaldini. 2 Tle. Erfurt 1802 (Hat mir nicht vorgelegen. Wo vorhanden?); Derselbe: Der Schwarze Jonas, Kapuziner, Räuber und Mordbrenner. Ein Blutgemälde aus der furchtbaren Genossenschaft des berüchtigten Sch. Aus seinem Inquisizionsprotokoll gezogen, o. O. u. J.; L. Ritchie, Sch., the robber of the Rhine (London 1833, Library of Romance, Vol. 2); Sch. ou le brigand du Rhin. Trad. de l'Anglais (Paris 1834); C. Reimbold, Die Räuber am Rhein. Aus dem Engl. übersetzt (Leipzig 1835); G. Berthold, Johannes Bückler, genannt Sch., und seine Gesellen (Löbau, Verlag von J. Breyer, um 1851); Ph. Audebrand, Sch. et les bandits du Rhin (Paris 1862); H. L. Breughel, Johannes Bückler, genannt Sch., der größte Räuberhauptmann (Berlin 1870/71); E. A. Czerwonka, Sch., der tolle Räuber (Marien-Verlag Leipzig); K. Viebig, Unter dem Freiheitsbaum (1922).

[4]) Becker, Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern

endlich vielen Einzelarbeiten bis in unsere Tage; ja, er hat nicht nur das Schrifttum Deutschlands, sondern auch das des Auslandes befruchtet, und man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, als sei unsere Zeit die einer wahren Sch.-Renaissance.

Nun schälen sich aus der Fülle der Einzelschriften noch diejenigen heraus, die als Flugblätter oder als billige Volksschriften von geringem Umfang an den verschiedensten Orten erschienen sind und eine viel tiefere Wirkung taten als dickleibige Bücher. Sie sind die Volksbücher im wahren Sinne des Wortes, und für eine Gruppe von ihnen[1]) ist es mir gelungen,

---

des Rheins. I. und II. Theil (Köln 1804); Gallerie der Verbrecher 1 (Sondershausen 1820), 1ff.; Histoire de Sch. et autres brigands. 2 Vols. (Paris 1810); Hitzig und Häring, Der neue Pitaval, Neue Serie 6 (Leipzig 1871); dass. 18. Teil, Neue Folge, 6. Teil (Leipzig 1852), Vierte Folge 6. Teil. Bd. 42; Leben, Thaten und Ende des berüchtigten Räubers Joh. Bückler genannt Sch. 2 Bde. (Basel und Aarau 1804); C. Rauchhaupt, Aktenmäßige Geschichte über das Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmanns Johannes Bückler, genannt Sch., und seiner Bande (Kreuznach 1891, 2. Aufl. 1896); V. Roths, Merkwürdige und spaßhafte Stücklein vom großen Räuberhauptmann Sch. (Wittlich 1929); J. W. Spitz, Geschichte der Mosel- und Hunsrücker Räuberbande (1830); C. Spielmann, Sch. Nassovia 1903, 230, 246, 270, 283, 298f.; Th. Schüler, Sch., ADB Bd. 31; Stramberg, Rhein. Antiquarius Abt. II Bd. 6, 446f.; C. Elwenspoek, Sch. Der rheinische Rebell (Stuttgart 1925); G. Lehr, Der geschichtliche Sch. (Kassel 1932); R. Stammler, Deutsches Rechtsleben in alter und neuer Zeit 1 (1928), 433f. usw. usw.

[1]) a) Ausgabe mit fehlendem Titel. Nach der Verhaftung, aber vor der Verurteilung gedruckt. S. Landesbibl. Dresden Biogr. er. D. 1942.

b) Lebensbeschreibung des berichtigten Räuberhauptmann Schinderhannes und einiger seiner Spießgesellen. (Lorbeerbekränzte Maske, die auf einem Totenkopf ruht; davor ein Dolch.) Hans 1804. Schröder. (4) aus der Hamburger Stadtbibliothek IA II 214 Kps 139.

c) Lebensbeschreibung des berüchtigten Räuberhauptmanns Schinderhannes und einiger seiner Spießgesellen. (Bildchen: Kopf des Sch. Am Schlusse: Der schöne Wilhelm.) Prag, bei Johannes Schmoller's Erben (ca. 1805) aus der Stadtbibliothek Köln a. Rh. RH VI 424.

d) Ein in der Universitätsbibliothek Erlangen vorhandenes Fragment ohne Titel.

e) Lebensbeschreibung des berüchtigten Räuberhauptmannes Schinderhannes und einiger seiner Spießgesellen. Reutlingen, 1835. in der J. N. Enßlin'schen Buchhandlung.

f) Des bekannten Schinderhannes Leben und Taten, seine Gefangennehmung und sein Ende. Druck u. Verlag v. Rob. Bardtenschlager, Reutlingen.

Eine zweite Gruppe von Volksbüchern über den Sch. hat die „Anekdoten" ausgeschaltet oder einzelne von ihnen in die Darstellung verwoben. Davon lagen mir vor:

a) Johann Bückler, genannt Schinderhanns, der furchtbare Räuberhauptmann, seine schauderhaften Verbrechen und Mordthaten, sowie sein schreckliches Ende auf dem Schaffot. Mügeln, Verlag von H. Kunde. (Universitätsbibl. Erlangen.)

b) Johann Bückler, vulgo Schinderhannes, der berüchtigte Räuberhauptmann, dargestellt in seinem verbrecherischen Wirken und schaudervollen Ende auf dem Schaffot. Neue für's Volk bearbeitete Ausgabe. Verlag der J. Lutzenberger'schen Buchhandlung in Altötting. (Universitätsbibliothek Erlangen.)

c) Schinderhannes, oder Abenteuer, Leben und Thaten des Räuberhauptmanns Johannes Bückler. Nach den Kriminalakten erzählt. Styrum a. d. Ruhr, vorm. Oberhausen. Verlag von Ad. Spaarmann. (Neue Deutsche Volksbücher Nr. 5) 1883.

Eine dritte Gruppe von Volksbüchern, soweit ich bis jetzt festzustellen vermag, in Berlin beheimatet, geht auf Breughels Sch.-Roman zurück:

Zu Otto Stückrath, Zur Entstehungsgeschichte eines Volksbuches vom Schinderhannes.




STADTBIBLIOTHEK
ELBING

eine Vorlage aufzufinden. In sechs Stücken lag mir dieses Volksbuch vor, und es stimmen die einzelnen, von einigen Druckfehlern abgesehen, fast wörtlich überein. Gemeinschaftlich ist ihnen der Aufbau, der eine in Geringfügigkeiten nicht ganz zutreffende Lebensgeschichte des Sch. bis zu seiner Verhaftung gibt, dann aber in einem gesonderten Teile unter der Überschrift „Unterschiedliche Anekdoten zur Lebensgeschichte des Sch.“ einen dramatisierten Roman anfügt.

Das Germanische Museum zu Nürnberg bewahrt zu diesen Anekdoten die Vorlage auf in einem Schriftchen, das sich betitelt: Auszug aus der Lebensgeschichte des Schinderhanns, als Räuberhauptmann am Rhein. Verfaßt den ersten Merz zu Neuwied von P. K. Gedruckt zu Kölln am Rhein, 1802. (Es folgen nun bis S. 16 die ersten sechs Abschnitte, darauf folgt S. 17 ein neuer Titel: Fortsetzung aus der Lebensgeschichte des Schinderhanns, als Räuberhauptmann am Rhein. Verfaßt den ersten April zu Neuwied von P. K. Gedruckt zu Kölln am Rhein 1802. (Titelbild siehe unsere Abbildung. Dieser, bis S. 32 reichende Teil enthält die Abschnitte 7—15 und dann auf S. 33 den neuen Titel:) Zweite Fortsetzung aus der Lebensgeschichte des Schinderhanns, als Räuberhauptmann am Rhein. Verfaßt den ersten May zu Neuwied von P. K. Gedruckt zu Kölln am Rhein 1802. (Sign. Bg 8288.) (In diesem letzten Teile stehen die Abschnitte 16—18.)

Bezeichnend für die Stellungnahme des Verfassers zur Persönlichkeit des Sch. ist die auf S. 2 enthaltene „Vorrede“:

„Hier einen Auszug aus der Lebensgeschichte dieses so großen Räubers, der mit einer Bande von 400 Köpfen die Gegend am Rhein beunruhigte. Meine Leser werden viel Erhabenes und Geistvolles in seinem Betragen finden; überhaupt aber ist sein räuberisches Verfahren auf eine ganz besondere Art eingerichtet. Er überzieht Dörfer und nimmt Kontributionen ein, verfolgt den Adel- Handel- und Mönchstand, am meisten aber die Klöster; hingegen verschont er die Armuth, ja unterstützt sie sogar; die Verfolger der Unschuld aber sind seiner schrecklichen Rache ausgesetzt, wie jeder von seinem Korps, der die Gesetze bricht.

Jeder Leser wird diesen großen Kopf bedauern, der in dieses schreckliche Unglück verfiel. Er hätte ein wichtiger Staats- oder Kriegsmann werden können, statt dessen er in Wäldern und Höhlen unstät umher irrt, und, von seinem Gewissen gepeiniget, bey der Bewegung des kleinsten Laubes zittert; bis endlich der Knote seines Zwirns abläuft, und er durch die Hände der Gerechtigkeit auf dem Blutgerüste sein Leben endet. Dann erst sey ihm der Richter jenseits gnädig, der jeden Menschen zu edlem Berufe erschuf.“

Was nun folgt, ist nach der Reutlinger Ausgabe des Volksbuches von 1835 bereits von Behrend, ZVfVk 12 (1902), 332, äußerst knapp gegeben worden, so daß sich hier eine etwas ausführlichere Inhaltsangabe rechtfertigen läßt.

I. Waldgegend. Sch. liegt, auf seinen Arm gestützt, unter einer Eiche, sein Hund Sultan kuschend zwischen seinen Füßen. Im Grase schnarchen Räuber. In einem

---

a) J. Bückler, gen. Schinderhannes, Leben, Taten und Ende. Berlin um 1880 (bei E. Bartels).

b) Johannes Bückler, genannt „Schinderhannes“, und seiner Gefährten Leben, Taten und Ende. Druck und Verlag E. Bartels Berlin-Weißensee. o. J. 59 S.

Monolog begrüßt Sch. die aufgehende Sonne, aber er ist trüben Mutes; denn schon sieht er im Geiste den Tag, an dem er auf dem Blutgerüste enden muß. Da nähert sich ihm der Räuber Donoro, teilt mit, daß die gegebenen Befehle ausgeführt sind, daß 199 Räuber bereit stehen, alles zu tun, was der Hauptmann anordne. Dann aber äußert er besorgt, daß der Hauptmann, wie öfter schon, sich in einer wenig guten Laune befinde, und daß mancher an ihm irre würde. Sch. verweist ihm seine Rede nicht, sondern sagt: „Donoro! was ist unser Leben, und wie werden wir enden?" Nun wird Donoro warm, erinnert den Sch. an seine Heldentaten, als er „sich mit seinem Schwerd den Weg aber auch zugleich den Ruhm bahnte, der ganz Deutschland in Erstaunen setzt", verweist ihn auf seinen Dolch, der ihm als letztes Mittel noch bleibt, mögen auch die Gegner seinen Leichnam vierteilen und an die Landstraße hängen: „der Vorübergehende wird die Säule für keine Schandsäule, sondern als eine Ehrensäule des großen Schinderhans bestaunen". Aber auch das verschlägt nicht; Sch. antwortet mit einer Frage: „Sind wir Herr über unser Leben, gibt's nicht dort ein Gericht?" — Schüsse, die plötzlich laut werden, verändern Sch. völlig. Alles in ihm ist Angriffsgeist; er gibt Donoro Befehle und will selbst fort. Da kommt Leonhardo, ein anderer Räuber, und bringt die beruhigende Nachricht, daß der Angriff eines Streifkorps bereits abgeschlagen ist, und daß man einen Gefangenen eingebracht habe. Der Gefangene ist ein armer Mann, den Krieg, Viehseuche, Teurung und alle möglichen Unglücke mürbe gemacht haben. Seine 6 Kinder schreien nach Brot, und die hartherzige Herrschaft verlangt Bezahlung. Da hört er, daß ein Preis auf den Kopf des Sch. ausgesetzt sei und macht sich auf den Weg, der ihn nun als Gefangenen vor den Sch. führt. Der fragt ihn, wie groß die Schuldenlast sei, gibt ihm die notwendige Summe und verspricht, sich bei der Herrschaft, die ihn bedrängte, die Zinsen selbst zu holen. Darauf beschenkt er ihn noch mit 10 Dukaten für seine Kinder, überreicht ihm eine Sicherheitskarte und entläßt ihn, ehe der Arme sich recht bedanken kann. — Derweil haben die Räuber ein Feuer gemacht, lagern, essen, trinken und singen bis zur Stunde der Musterung im Rauchtal. Dort tritt Sch. unter sie und läßt sie schwören: „Rache dem Adel, Rache den Reichen, Rache den Klöstern! — Schonung des armen Wanderers, Schonung der Tugend, Schonung der Armuth." Wer sich gegen diesen Schwur vergeht, der soll mit dem Tode bestraft werden. Nun huldigen ihm alle das Handgelübde. Darauf beauftragt Sch. den Donoro, in einem Kloster S. einen Besuch zu machen und dort Lebensmittel und Geld zu verlangen; Cilion soll sich verkleiden, auf Märkten und in Städten Kundschaft einholen, Lucian die Vorposten abholen. Schon will sich Sch. in seine Höhle zurückziehen, als man einen Mann vor ihn bringt, der Mitglied der Räuberbande werden will. Er nennt sich einen „tapferen Kerl", entpuppt sich aber als solcher Bösewicht, daß Sch. ihn kurzerhand aufhängen läßt, „damit seine Schandthat nicht auch das Blut der Unserigen anstecke".

II. Im Morgengrauen tritt Scintio in die Höhle des Sch. und meldet, daß man zwei Juden auf der Heerstraße angehalten und samt Schatullen und Reisewagen hergebracht habe. Sch. fragt den ersten, wie er sich nähre, und als er hört, daß er durch Ausleihen von Geld und durch Beschneiden von Goldstücken sein Vermögen erworben hat, gibt er ihm 5 Dukaten Reisegeld und den Rat mit auf den Weg: „Werde ein besserer Mann!" Der zweite Jude gesteht, daß Sch. sein gesamtes Vermögen erbeutet habe, den Schweiß seiner dreißigjährigen Arbeit. Er bittet, man möge ihn töten lassen und seinen Kindern und einer armen christlichen Wittib sein Grab zeigen. Von der letzteren übergibt er Sch. einen Dankbrief, den der Hauptmann mit Bewegung liest, und aus dem er ersieht, daß dieser Mann ein Wohltäter der Armen ist. Er entläßt ihn mit seinem ganzen Vermögen und gibt ihm noch ein Almosen für die Witwe, außerdem aber eine Sicherheitskarte. Dann eilt er mit der Flinte in den Wald.

III. Sch. ist vor einer Bauernhütte angekommen, von deren Vorhandensein man ihm noch keine Mitteilung machte. Er trifft in ihr ein altes Weibchen und einen alten Mann, der Fackeln anfertigt. Sch. gibt sich als Deserteur aus, und da der Sohn der Alten in dänischen Diensten stand, desertierte und erschossen wurde, so findet er gute Aufnahme. Im Gespräch äußert der Alte, daß er den Sch. im Grunde nicht fürchte; „denn er thut den Armen Gutes". Diese Äußerung gefällt Sch. so, daß er in

die Weidmannstasche greift und ihm eine Flasche Wein schenkt. Da sieht der Alte durch das Fenster Bewaffnete nahen und fordert Sch. auf, in die Kammer zu fliehen, von wo aus er durch eine Hintertüre entweichen kann. Nun dringen vier Kerls in das Häuschen ein, fordern dem Alten sein Geld ab — es ist wenig, sehr wenig! —, sehen den Wein auf dem Tische, verlangen mehr, packen den Alten bei der Kehle und werfen ihn zu Boden. Da tritt Sch. aus der Kammer, die Räuber fallen auf die Knie; denn sie erkennen ihren Hauptmann. Sch. fragt nach dem, der den Greis anpackte, und erschießt ihn. Darauf beschenkt er die armen Leute, gibt ihnen eine Sicherheitskarte und eilt fort. In seiner Höhle findet er alles, was von dem Kloster gefordert war, und versammelt nun die Räuber zum Strafgericht über die Eidbrecher. Die Räuber wollen ihren Tod, aber Sch. selbst bittet für sie, und so werden sie nur krumm geschlossen und drei Tage ohne Kost, ohne Wasser und Brot in ein Loch geworfen. — Dann wählt sich Sch. Leute aus und macht einem nahe gelegenen Schlosse einen Besuch. Er gibt sich für einen Verwandten der Baronin aus, wird aber von dem Baron mit Hohn und Spott fortgeschickt. „Ja, ich gehe, um schrecklich wieder zu kommen!“ sagt er bei seinem Abgange und eilt voll Wut in seine Höhle. Er wartet die Nacht ab, dringt in das Schloß ein, bestraft den Baron und befreit die Baronin, die er zu ihrem Vater zurückschickt.

IV. Sch. hat die Seinigen weggeschickt und kommt allein ins Spessertal unweit Frauenberg. Ein Bauernmädchen kommt ihm weinend entgegen. Sch. fragt es nach der Ursache seines Kummers und erfährt, daß das Mädchen in seinem Korbe sein Heiratsgut trägt und nun Angst hat, der Sch. käme und nähme ihm alles ab. Sch. führt das Mädchen sicher durch den Wald und entläßt es mit den Worten: „Hier nimm deinen Korb, und sage deinem Oberamtmann: Schinderhannes habe dein Vermögen getragen.“ — Darauf geht Sch. in ein Dorf, betritt die Schenke und hat dort eine Zwiesprache mit einem Pfarrer, der ihn gerne sehen möchte. Sch. zahlt seine Zeche, erwirbt von einem Armen zwei Krücken, hängt sie auf einen Baum und legt sich unweit desselben in den Graben. Der Pfarrer kommt heran, Sch. bittet ihn um Gottes Willen, ihm zu helfen, da zwei Spitzbuben ihn durch das Wegnehmen der Krücken wegunfertig gemacht hätten. Der Pfarrer versucht, mit der Reitgerte der Krücken habhaft zu werden, steigt aber, als dies nicht gelingt, auf den Baum und gibt Sch. den Braunen zu halten. Der benutzt nun die Gelegenheit, schwingt sich auf das ledige Pferd und sprengt davon, zurück zu seinen Kameraden, denen er die Geschichte erzählt und sich dann in seine Höhle begibt.

V. Scintio hat zwei Räuber, Polo und Lagowitz, die sich an einem Jäger und seinem Jungen, ferner an einem armen Handwerksburschen durch eigennützigen Raub vergingen, gefangen genommen. Sch. und die Räuber sprechen ihr Urteil; sie werden gehängt.

VI. Klino meldet dem Tabak rauchenden Sch., daß im Wirtshause zu Spielberg 20 Bewaffnete zehren, deren Gewehre tropfnaß hinter dem Ofen stehen. Sch. läßt Alarm schlagen, begibt sich mit Übermacht nach Spielberg und nimmt ihnen die Waffen ab, die sie ihm, da sie sich umzingelt sehen, willig übergeben. — Als Sch. zurückgekehrt ist, gibt er den Befehl, die in der Erde vergrabenen Schätze auszugraben, die Maultiere zu packen, die Pferde zu satteln, die Höhlen zusammenzureißen, kurz, alles zum Abzuge zu rüsten, weil es notwendig wird, die Gegend zu verlassen.

VII. In einer Waldgegend im Höllental am Rhein haben die Räuber ihr Lager aufgeschlagen. Sch. schläft unter einem Baume. Scintio weckt ihn und mahnt zur Eile. Wieder hat Sch. seine schwermütigen Anwandlungen, ahnt die kommende Sühne seiner Taten. Scintio meint, diese Moral sei recht für einen Bußprediger, Sch. aber habe immer noch die Möglichkeit, ein ehrlicher Soldat zu werden. „O! dann will ich dich erst sehen, wenn es dem Ruhm der Ehre gilt. — Du wirst kämpfen, wirst stehen, und alle werden fallen. — Dein schrecklicher Name beym Angriff der Deinigen genannt, wird eine Donnerstimme für die Feinde seyn, wird sie in Unordnung bringen, und dir die Siegespalme erringen.“ Das Auftreten Donoros unterbricht das Gespräch. Die Räuber haben einen Deserteur gefangengenommen, einen weichherzigen Buben,

dem Donoro seinen Säbel abkaufte und ihn laufen ließ. Nun erwarten sie weitere Befehle des Sch.

VIII. Sch. zieht seinen blauen Überrock an, tritt unter die Räuber und erinnert sie an ihren Schwur. Dann gibt er jedem, der sich nun von ihm trennen will, bis zum Abend Bedenkzeit. Jeder soll handeln, wie er mag, bleiben oder gehen, um sich „der häuslichen Ruhe und Arbeit zu widmen, dort, wo sie unbekannt sind“.

IX. Sch. geht tiefer in den Wald hinein und kommt zu einem Waldbruder, von dem er einen Rat haben möchte; denn „die Menschen sagen, du bist weiß, und kannst durch die Hülle der Zukunft sehen“. Der Waldbruder, der den Sch. sofort erkennt, hat keinen Rat für ihn. „Unglücklicher Mann! verlaß die Hütte der Tugend und geselle dich zu den Deinigen, ich habe keine Ruhe, keine Hülfe, keinen Rath für dich, der barmherzige Richter kann dir helfen, ich nicht.“ Noch eine Weile steht Sch. nachdenkend in der Klause, die der Waldbruder verlassen hat; dann begibt er sich zu den Räubern und läßt „Rebell schlagen“.

X. Sch. entwickelt den Räubern seinen Plan des Überganges über den Rhein. Die Räuber ziehen allein. Scintio und Donoro trinken noch einige Flaschen Wein, setzen sich dann in eine Kutsche und fahren der Grenze zu.

XI. Dort werden sie von einem Zöllner angehalten, weisen die Pässe vor, zahlen das Weggeld, und dabei gibt Sch. an den Hauptzöllner einen Brief ab. In ihm zeigt er an, daß er soeben den Rhein überschritten hat, warnt ausdrücklich, es möge ja nicht mehr Mauthgebühr erhoben werden, als es die Gesetze erlauben, sonst würde er, Sch., Rechenschaft fordern.

XII. Sch. steigt mit seinen Begleitern in einem Wirtshause ab. Man erwartet die Nacht und bewerkstelligt unter ihrem Schutze den Übergang der Räuber über den Rhein. Die Räuber erhalten nun weitere Marschbefehle.

XIII. Sch. fährt mit seinen Begleitern weiter. Man begegnet einem betrunkenen Bauern, nimmt ihn in den Wagen auf, flößt ihm noch einen Schlaftrunk ein und gibt ihn im nächsten Wirtshause als nordischen Prinzen aus. Sch. selbst übernimmt die Rolle eines Kammerdieners, dreht dem Wirt die Kutsche an, betrügt einen Juwelier und einen Goldarbeiter und verschwindet mit seinen Genossen. Der aus seiner Trunkenheit erwachende Bauer kann natürlich nichts bezahlen; er sagt: „Ihr müßt närrisch seyn, kurz, ich bin der Bauer von Kronberg, trank im Wirtshaus zu Halbach Bier, ging fort, und wie ich daher kam, weis Gott.“

XIV. Sch. ist mit seinen Gefährten ins Frauental im Binnenwald gekommen. Da wird er angehalten. Ein Räuber mit gespannter Pistole steht vor ihm. Sch. nennt seinen Namen, aber der Räuber, ein erst Angeworbener, läßt ihn nicht frei passieren, sondern alarmiert die übrigen Räuber. Das gefällt Sch. Er schenkt ihm eine Uhr und verspricht ihm: „wenn es Gefahr giebt, darfst du neben mir kämpfen“. Nun begibt man sich zur wohlausgebauten Räuberburg. Sch. schickt L u c i a n nach einem nahegelegenen Kloster, es zu brandschatzen. Donoro soll in einem anderen Kloster einen Besuch abstatten. Dieser aber erklärt, das Kloster gehöre den Franziskanern, und nun ändert Sch. seinen Befehl. Es soll ein Ochse zerhauen und das Fleisch den armen Mönchen geschickt werden. — Man stellt Vorposten aus, Sch. aber begibt sich auf einem Maultiere in ein Wirtshaus.

XV. Im Wirtshause trifft Sch. auf sechs Chasseurs. Ihnen gegenüber gibt er sich als Forstgehilfe des Försters zu Leitdorf aus, der sich morgen auch an der Streife gegen Sch. beteiligen wird. Sie trinken sich gegenseitig zu. Darauf verabschiedet sich Sch. Er zerschneidet draußen den Pferden der Chasseurs die Bauchgurte und schreit dann zum Fenster hinein: „Adieu meine Herren, nun können Sie sich freuen, mit dem Schinderhans Gesundheit getrunken zu haben.“ Als die Chasseurs ihn verfolgen wollen, stürzen sie samt dem Sattel von den Pferden.

XVI. Zu den Seinigen zurückgekehrt erfährt Sch., daß eine Hauptstreife gegen ihn geplant sei. Er ist unbesorgt: „Laß sie kommen, lebendig fangen sie uns nicht, und todt können sie mit uns machen, was sie wollen . . .“ Er nimmt die Flinte und geht in ein Wirtshaus. Dort hat der Wirt eben einen Gast hinausgejagt, der einem armen Bettler, weil er ihn anbettelte, Stockstreiche gab. Sch. befragt ihn nach den

Lebensumständen des Hinausgejagten, der ein reicher, geiziger Zöllner ist, und beschließt, ihn zu bestrafen. Er vergräbt im Waschhause des Geizhalses gefälschtes Geld, begibt sich in seine Wohnung und führt sich hier als Schatzgräber ein, der nur der Erlaubnis bedarf, um den im Waschhause verborgenen Schatz zu heben. Da er mit dem Zöllner Halbpart zu machen bereit ist, erhält er die Einwilligung desselben. Der Schatz wird gehoben, und Sch. tauscht seinen Teil gegen gangbare Münze ein, betrügt also den Geizhals doppelt.

XVII. Sch. erzählt den Seinigen, daß im Schwarzwalde auch ein Räuber, genannt der schöne Wilhelm, hause, mit dem er sich vereinigen wolle. Mit Scintio und einem anderen Räuber als Kutscher fährt Sch. nach dem Schwarzwald. Die Achse ihrer Kutsche bricht, ein vorüberfahrender Kaufmann aber nimmt sich der Reisenden an und läßt sie in seinem Wagen mitreisen. Aber da will es das Pech, daß sie von 12 Räubern überfallen werden. Nun zieht Sch. seine Sicherheitskarten heraus und sagt: ich bin Sch. Fast demütig reicht ihm der Räuber die Karte zurück und läßt Sch. passieren. Der läßt sich zum schönen Wilhelm führen, und herrlich feiern die beiden ihre Verbrüderung.

XVIII. Sch. ist zu den Seinigen zurückgekehrt und erfährt, daß der folgende Tag einen großen Angriff bringen wird. Deshalb sendet er einen Räuber an den schönen Wilhelm und bittet um Zuzug. Dieser erweist sich denn auch als sehr notwendig. Zeitweilig scheint es, als sei alles verloren. „Schinderhans schon voller Wunden, kämpfte nur um seinen Tod, als der schöne Willhelm mit 500 der Seinigen den Feinden in die rechte Flanke (mit dem Feldgeschrey) fiel. (Es gilt das Leben unsrer Brüder,) brachte den Feind in Unordnung, zerstreute ihn, und setzte den Fliehenden nach.“ Ein Vierzeiler:

> Du Mensch mit deinem freyen Willen,
> Machst dir selbst die Plage,
> Nahest dem Verderbens-Ziele
> An jedem jeden Tage.

beschließt das Büchlein.

Die Frage, wer der Verfasser der mit P. K. gezeichneten Schrift ist, kann ich zur Zeit noch nicht beantworten und will meine Mitteilungen nicht durch Vermutungen belasten. Der Titel „Auszug“ läßt auf eine umfangreichere Vorlage schließen; es ist mir aber weder Arnolds Schinderhannesroman, noch eine im Frankfurter Staats-Ristretto von 1802, 190. Stück angezeigte „Biographie des berüchtigten Schinderhannes, von ihm selbst beschrieben“ bis jetzt zugänglich gewesen, und obwohl a. a. O. das letztere Werk gekennzeichnet wird als „nichts als ein Roman von platt zusammengereihten abgedroschenen Liebes- und Studenten-Geschichten“, so wäre es für das Gesamtbild doch wertvoll, es einzusehen. Gleichwohl fand ich inhaltlich und formal wunderliche Parallelen in Vulpius' „Rinaldo Rinaldini“, den ich nach der zweiten Auflage (Leipzig 1800) zitiere. Im ersten Teile dieses Romans wird von S. 38 ab derselbe Vorgang erzählt, der in Abschnitt III unseres Druckes geschildert wird. Hier ist der Überfallene allerdings ein Klausner Donato (dessen Name vielleicht die Vorlage für den Räuber Donoro abgab), doch sind Verlauf und Ausgang der Geschichte dieselben. Das möge eine kleine Gegenüberstellung dartun.

Rinaldo Rinaldini.	Auszug.
Jetzt fielen die Räuber über Donato her. Er schrie laut auf nach Hülfe, ohne zu wissen und zu ahnden, woher sie kom-	Der Räuber packte den Alten bey der Kehle, wurf ihn zu Boden. Das Bauernweib schrie: O Gott und Maria hilf!

Rinaldo Rinaldini.	Auszug.
men sollte, und Rinaldo riß die Kammerthür auf. Er zog ein Pistol und schrie mit donnernder Stimme: „Was wollt ihr hier?“ „Himmel Element! der Hauptmann; — schrie einer aus der Rotte und alle zogen die Hüthe, und ließen den zitternden Klausner los. Dieser taumelte auf einen Stuhl und wiederholte mit gebrochener Stimme: „Der Hauptmann?“	Schinderhans. (Oefnet die Thüre, sie fallen Alle auf die Knie.)
„Sind das euere Heldenthaten? fuhr Rinaldo fort. Schändet ihr meinen Namen mit solchen Handlungen? Seyd ihr Rinaldinis Leute? —	Ha! sind diß die Pflichten, die ihr eurem Hauptmann schwurt?
Habt ihr etwa Mangel, um der Armuth ihren letzten Pfennig abzupressen? Ist das euere Tapferkeit, einen wehrlosen Mann zu knebeln? —	Lernet er euch die Unschuld und Armuth zu morden?
Wer war der Schurke, der die erste Hand an diesen kraftlosen Greis legte?“	Welcher packte den Greisen?

Eine ebensolche Abhängigkeit besteht hinsichtlich der in demselben Abschnitt geschilderten Episode im Schlosse des Barons, was ebenfalls durch eine Probe erwiesen sei:

Rinaldo Rinaldini (S. 169f.).	Auszug.
Rinaldo lauschte, und hörte, daß er selbst, als Graf Dalbrogo, der Gegenstand ihrer spöttischen Unterhaltung war. Man schalt ihn eine Memme, und Aurelia, die zur Tafel ge- (170) zwungen worden war mußte die kränkendsten Reden ihres Mannes stillschweigend anhören, um sich keinen Mißhandlungen auszusetzen.	Schinderhans gieng leise die Treppe hinauf, hieß die Seinigen vor der Thüre stehen und gieng hinein.
Des Barons Freudenmädchen neckte sie bitter über ihren vergeblichen Liebhaber, und ihr Mann schrie laut: „Wenn ich doch den Kerl nicht fortgelassen hätte!“ „Wir hätten ihn können kastrieren lassen, — sagte einer von den beiden Franzosen, — und Ihr hättet ihn dann Euerer Frau zum Wächter geben können.“ „Wenn er nur wieder käm!“ — fuhr der Baron fort.	Zwey Freudenmädchen nebst dem Baron und die bekannten zwey Stutzer saßen am Tisch, die unglückliche Baronin aber am Boden.
„Da ist er,“ sagte Rinaldo, und trat in den Saal. Indessen hatten Altaverde's Leute das Schloßthor besetzt, und Sebastiano rückte näher herbei. — Drei Mann von Rinaldo's Gefolge kamen nun zu den andern dreien, die vor der Saalthür standen, und sechs Mann von Altaverde's Gesellen	Schinderhans. Hier ist die Memme.

Rinaldo Rinaldini.	Auszug.
folgten ihnen. (171) Diese Zwölfe harrten des Signals, und Rinaldo war noch allein im Saal. Sein plötzliches Erscheinen hatte die Gesellschaft nicht wenig frappirt. Er sprach weiter: „Hier bin ich, um Wort zu halten. Ihr seht doch wohl, wie pünktlich ich bin. — Hier stehe ich und fordere Rechenschaft von euch. Von dem Baron an bis auf den, der den Vorschlag that, mich kastriren zu lassen, werden ich allen das Facit machen.“	
Jetzt fieng der Baron an, laut aufzulachen, und schrie einem seiner aufwartenden Bedienten zu: „Laß doch meine Leute herbei kommen. Wir wollen dem Herrn Grafen das Facit machen.“	Baron. Unverschämter! He! Bediente werft ihn hinab, daß er das Gehen verlernt.
Der Bediente setzte sich kaum in Bewegung, so packte ihn Rinaldo, und warf ihn zu Boden. — Hierauf zog er ein Pistol, streckte es der Tafel entgegen und sagte:	(Ein Bedienter packt ihn, Schinderhans aber schleudert ihn an die Tafel, daß sie mit allen Gerichten umschlägt.)
„Der erste, der sich von euch von Ort und Stelle bewegt, ist des Todes. — Ihr elenden, (172) nichtswürdigen Tagediebe! Ihr wollt mir drohen? Mir? Zittert und stürzt zusammen vor mir nieder. Wißt ihr, wer ich bin? — Nieder auf die Kniee! Ich bin Rinaldini.“	Schinderhans. Auf die Knie nieder, ich bin Schinderhanns, (seine Kameraden kamen mit bloßen Schwerdern.
Wie vom Schlage getroffen stürztzten alle mit Einem Tempo von ihren Stühlen auf die Kniee vor ihm nieder.	Alle fielen auf die Knie.)

Diese drastischen Beispiele beweisen, daß der „Auszug“ sich teilweise als ein Auszug aus Vulpius' „Rinaldo“ entpuppt. Ihm sind auch die Namen Scintio (auch Scinthio geschrieben) und Lucian entlehnt, und die Minderwertigkeitsgefühle, die der edle italienische Räuber beim Aufgang der Sonne des öfteren zu enthüllen für geraten hält, haben bei unserm Sch. ihre Entsprechungen.

Unser Verfasser hat aber auch noch andere Quellen benutzt, und zwar solche, die sich eines so überraschenden Zugriffes, wie wir es hier erleben, entziehen; immerhin läßt sich für die Episode des durch die aufgehängten Krücken bestohlenen Pfarrers schon eine auf den Sch. bezogene Fassung in Grübels Gedicht „Der Schinderhannes“ (1798) (vgl. Sämmtl. Werke, ed. Frommann 3. Bdchn. S. 15f.) nachweisen. Um eine geschichtliche Begebenheit handelt es sich dabei keineswegs, sondern um einen älteren Schwankstoff, der u. a. dem französischen Räuber Cartouche zugeschoben wird. (Heimatbl. f. d. Unterlahnkreis 1931 Nr. 9.)

Auch die Episode vom betrunkenen Bauern ist in mancherlei Fassungen bekannt, findet sich in 1001 Nacht im Märchen vom erwachten Schläfer,

wurde von Shakespeare in der Einleitung zu „Der Widerspenstigen Zähmung“ benutzt, feiert in Holbergs „Jeppe vom Berge“ fröhliche Urständ, hat Christian Weise zu dem Lustspiel „Von dem träumenden Bauern am Hofe Philippi Boni in Burgundien“ veranlaßt, beherrschte als „Der betrunkene Kesselflicker“ die Bühne im Anfang des 19. Jahrhunderts und wurde von Kotzebue unter dem Titel „Der Trunkenbold“ bearbeitet.

Zeigen diese Proben, daß man die „Anekdoten“ des Volksbuches vom Sch. nicht als Geschichtsquelle nehmen darf, so erweisen sie sich in anderer Richtung noch als außerordentlich fruchtbar. Auf ihnen beruht nämlich die älteste Dramatisierung der Geschichte des Sch.[1]) durch J. S. Lechner, die schon im August 1803, also vor Sch. Tode begonnen, aber wohl nach seinem Tode abgeschlossen wurde. Unterm 11. Januar 1804 wurde sie, die in ihrem Titel „Die Räuber am Rhein oder der berüchtigte Schinder Hanns“ Erinnerungen an unseren Auszug weiterträgt, für eine Aufführung der Laufener Schiffleute genehmigt. Ihr Verfasser kannte außer dieser Vorlage aber auch Schillers „Räuber“ und Zschokkes „Abbelino“, worüber an anderer Stelle zu sprechen sein wird.

Einige kritische Bemerkungen zur Wandertheorie.

Von C. W. von Sydow, Lund.

Benfeys Wandertheorie. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts legte Theodor Benfey seine Theorie vor: alle Märchen Europas außer den Tierfabeln seien in historischer Zeit aus Indien eingewandert, und diese Theorie hat ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Die Hauptthese allerdings, nämlich Indien sei das Ursprungsland der europäischen Märchenüberlieferung, erfuhr unter verschiedenen Gesichtspunkten eine vernichtende Kritik. Die Theorie ist von Anfang an auf einer falschen Analogie aufgebaut, indem Benfey aus der von ihm bewiesenen Tatsache, daß die altindische literarische Märchensammlung Pantschatantra durch Übersetzungen von der einen in die andere Sprache im Mittelalter Europa erreicht habe, die falsche Schlußfolgerung zog, daß jede mündliche Märchentradition in Europa dieselbe Wanderung gemacht habe. Nur weil Benfey und seine Zeit diese mündliche Märchentradition nur mangelhaft kannten und nichts von den Gesetzen ihres Lebens und ihrer Fortpflanzung wußten, ist es erklärlich, daß er eine so kühne Hypothese vorzubringen wagte. Deshalb sollte sie jetzt von der Tagesordnung gestrichen sein, aber sie enthielt einen lebenden und fruchtbringenden Gedanken, die Wandertheorie, und diese vermochte trotz allem bis zu einem gewissen Grade seine Hypothese am Leben zu erhalten.

Den Gesichtspunkt der Wanderung stellte Benfey auf als Gegensatz zu dem Gesichtspunkt des „Erbgutes“ der Brüder Grimm, wie er auch seine

[1]) Hs. im Städt. Museum Carolino Augusteum zu Salzburg.

indische Theorie im Gegensatz zur indoeuropäischen Mythentheorie aufstellte. Während die Mythentheorie mit Recht seit langem als ein offenbarer Irrtum aufgegeben worden ist, hätte der Erbgesichtspunkt mehr Beachtung verdient, da man jetzt von manchen Märchen weiß, daß sie jahrtausendelang in mündlicher Überlieferung bewahrt worden sind. Die Forschung hat aber diese Seite der Sache zugunsten der Wandertheorie so gut wie ganz versäumt. Auch diese war nur mechanisch als Dogma übernommen worden, ohne näher untersucht zu werden. Man hat dabei aber die richtigen Gesichtspunkte, die Benfey bei dieser Frage aufgestellt hatte, nicht genügend beachtet. Und man hat sich nicht die Mühe genommen, die Umstände im Leben der Überlieferung genau zu untersuchen, die einer richtigen Lösung hierhergehöriger Probleme zugrunde gelegt werden müssen. Ich werde hier versuchen, einen Beitrag zur kritischen Untersuchung der Frage und ihrer Behandlung durch die Märchenforschung zu geben.

Benfeys positiver Einsatz. Der bedeutungsvolle Nachweis von der Wanderung des Pantschatantra nach Europa hat an und für sich nichts mit Überlieferung und Überlieferungswanderung zu tun, da sie ja auf rein literarischem Wege vor sich gegangen ist. Aber in Benfeys Theorie gab das Pantschatantra nicht nur den Anlaß für einen falschen Analogieschluß, sondern hat nach seiner Meinung sicher an der Wanderung der Märchen mitgewirkt dadurch, daß es einen Teil seines Inhaltes in die Überlieferung Europas überführt hat. Das ist auch wirklich geschehen, aber nur in äußerst geringem Ausmaß und an vereinzelten Stellen. Es handelt sich um eine Art Märchenwanderung, aber diese fand nicht innerhalb der Überlieferung statt, sondern besteht in vereinzelter Beeinflussung von außen her, ein verstreutes Einsickern von literarischem Stoff, gesunkenem Kulturgut.

Daß das Pantschatantra nur in ganz geringem Maße die Überlieferung Europas beeinflußt hat, sah Benfey selbst. Dasselbe gilt übrigens für alle literarischen Einflüsse auf volksmäßige mündliche Überlieferung. Das beruht weniger darauf, daß das Volk der gedruckten Literatur weniger Aufmerksamkeit schenkt, als eher darauf, daß man nur ausnahmsweise weitererzählt, was man lesen kann. Die Aufzeichnungen, die man von aus Schillingdrucken stammenden Märchen machte, dürften daher eher durch die Fragen der Sammler erzwungen sein und besagen an und für sich nicht, daß die eigentlichen Erzähler, die aktiven Überlieferer, sie in ihr Repertoire aufgenommen haben, was nur selten der Fall zu sein scheint.

Eine andere Sache von Wichtigkeit für die Frage der Märchenwanderung ist die von Benfey hervorgehobene Bedeutung der Wanderung der Bettelmönche für die Verbreitung von Märchen. Sowohl die buddhistischen Mönche in Indien wie die europäischen Bettelmönche verwendeten allerhand Fabeln, Anekdoten und Legenden zur Belebung ihrer Predigten. Das muß bis zu einem gewissen Grad bei der Verbreitung derartiger Erzählungen mitgewirkt haben, und das kann auch belegt werden durch das Vorhandensein gewisser „Exempla“ in der volksmäßigen Märchenüberlieferung. Aber es muß auch hierbei betont werden, daß eine derartige Übertragung ver-